Hk.

Auf Irrwegen der Liebe.

Auf Irrwegen der Liebe.

Drei Novellen

von

Anton Freiherrn von Perfall.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1891.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

Madelon.

I.

Es dunkelte schon auf der Waldwiese, und leichte, auf dem feuchten Boden sich hinziehende Nebel ließen die zierlichen Gestalten zweier äsenden Rehe nur mehr wie Silhouetten erscheinen.

„Er kommt wieder nicht, der verdammte Bock!“ und ärgerlich warf ich die Flinte über die Schulter und schritt durch den flüsternden Buchenwald.

Das raschelnde Laub unter meinen Füßen scheuchte hie und da einen ruhenden Vogel aus den Zweigen, der nun klatschend durch die Wipfel strich. Der Kauz klagte von der uralten Eiche herab, frischer Erdgeruch stieg auf. Ich trat aus dem Walde heraus, und vor mir lag am rings sich dehnenden See ein kleines Fischerdorf.

Niedrige Hütten, aus Obstbaumlaub hie und da hervorlugend, drängten sich um eine altersgraue Kirche von massivem Bau, mit einem modernen Türmchen gekrönt.

Im Vordergrund senkte sich zum Dorfe hinab eine wellige Wiese, von einem Bach in anmutigen Linien durchflossen; einzelne Weiden ragten mit ihrem feinen, duftigen Geäst in die weiße Fläche des Sees, wie kostbares Spitzengewebe sich davon abhebend. Der reine Abendhimmel, orangefarben im Westen, über dunkle Buchenwälder sich senkend, spiegelte sich noch in dem glatten Wasser, nur das Dorf warf einen breiten schwarzen Schatten.

Hier wohnte mein Freund, der Maler Lambert; wir hatten uns zu einem Abendtrunk zusammenbestellt.

Ich ging zum Lenzenfischer, und von weitem schon sah ich ihn, in einem „Einbaum" sitzend, seine Pinsel waschen. Die lange Gestalt war über den Kahn hinausgebeugt, sein rotblondes Haar hing vornüber, fast das Wasser streifend; die Hand zeichnete mit den Pinseln Figuren auf die Oberfläche des Wassers.

„Hallo, Wilhelm! Was träumst Du denn? Der Lenz sitzt schon lange oben beim Wirt und wartet auf uns!"

Die Haare flogen zurück, und eine Hünengestalt wendete sich mir zu. Aus dem offenen Hemde drängte sich eine mächtige Brust, wie wir sie sonst nur an antiken Bildsäulen zu sehen gewohnt sind; ein roter, struppiger Vollbart umrahmte das männlich braune Antlitz.

„Wo ist der Bock?"

„Im Buchenwald dort oben! Du mußt heute tüchtig geschanzt haben, daß Du mit dem Pinselwaschen gar nicht fertig wirst!"

„O, es ist nicht wegen der Pinsel! Komm zu mir und sieh Dir einmal das Bild an hier unten! Dagegen sind wir doch alle Pfuscher!" Und er beugte sich über den Rand des Kahnes.

Ich setzte mich zu ihm.

Das Dörfchen, die alte Kirche, das von dem leuchtenden Abendhimmel durchbrochene Laub der Bäume, die bewaldeten Anhöhen im Hintergrund, — alles lag so licht, so verklärt hier unten. Ein kleines Mädchen plätscherte am Ufer mit den nackten Füßen, und sanfte Wellenkreise, von dort ausgehend, wiegten die Landschaft im Wasser hin und her, gleichsam in den Schlummer.

„Laß uns doch hier noch ein bißchen den Abend genießen; Lenz trinkt seinen Schnaps auch allein, und heute ist wirklich ein herrlicher Abend."

„Gut, bleiben wir, Wilhelm!" Und langsam glitt der Kahn in den See hinaus.

„Das ist ein Bild! Da liegt Stimmung drin!" sagte ich unwillkürlich, die liebliche Landschaft betrachtend.

„Was Du nur immer mit Deiner Stimmung hast!" fuhr er ärgerlich auf. „Die Natur weiß

nichts von Stimmung! In Dir liegt es, in Deinem Fühlen! Wie viele Menschen gibt's, die nichts fühlen beim Anblick der erhabensten Natur!"

„Zum Donnerwetter," rief ich jetzt ärgerlich, „so laß mich doch mit solchen armseligen Bürschchen in Ruh', und seien wir froh, daß keine um den Weg sind; darum lieb' ich ja diese Gegend so!"

Er lachte und ruderte mit Aufwendung aller Kraft weiter. Die Muskeln der mächtigen Brust dehnten und reckten sich, seine dichten Augenbrauen zogen sich in tiefe Falten an der Nasenwurzel zusammen, ob aus Anstrengung oder aus innerem Unmut, konnte ich nicht unterscheiden. Plötzlich hielt er still, sah gegen das Dorf zurück, das immer mehr im Schatten zerfloß, und fragte mich: „Welche Stimmung liegt für Dich jetzt in diesem Bilde? Die des Friedens, der Ruhe, nicht wahr?"

„Natürlich," erwiderte ich; „was kann sonst darin liegen! Für Dich am Ende was anderes?"

„Ja, was anderes!" fuhr er erregt auf. „Unter dieser glatten, stillen Wasserfläche, die Dir so feierlich dünkt, sehe ich Kampf auf Leben und Tod, sehe ich die Mutter ihre Brut fressen, und diese von der scheidenden Sonne glühenden Wolken über dem finstern Buchenwalde gleichen dem Widerschein eines brennenden Dorfes. Wie viel Blut mag an den verwitterten Quadern der alten Kirche dort kleben, die wie ein

rohes Denkmal finsterer Zeiten mich anmutet! Wo ist da der Friede, die Ruhe!"

Ich mußte lachen über dieses Paradoxon.

„Also heute ausnahmsweise verdirbt Dir der Gedanke an die Mutter Hecht, die ihre Sprößlinge zum Abendbrot verzehrt, die Stimmung? Ich glaube aber umgekehrt, da wir uns doch einmal in Paradoxen bewegen, daß die Stimmung Dich die gefräßige Hechtmutter und den Widerschein des Brandes in den Wolken sehen läßt! Was ist Dir denn Unangenehmes begegnet seit heute früh, wo wir noch so sorglos nach den Feldhühnern knallten? Sprich Dich doch aus, oder ist es ein Geheimnis?"

„Es ist kein Geheimnis und auch nichts Unangenehmes, vielmehr die Erfüllung eines stillen, langjährigen Wunsches, aber gleichzeitig etwas Drohendes. Wie wenn elektrische Wolken in schwülen Sommernachmittagen sich zusammenballen, dunkel, schwer, die Sonne verhüllend, von deren sengenden Strahlen sie aufgestachelt werden zur fürchterlichen Entladung: da geht auch ein ahnungsvolles Leben durch die im tiefen Schatten ruhende Natur. Jede Blume schließt ihren Kelch, die Blätter drücken sich ängstlich nieder, Vögel flattern unruhig hin und her, die Herden eilen blökend dem Gehöfte zu, und der Hirte wirft forschende Blicke zurück auf die dunklen Ballen — alles atmet schwer wie unter einer Last, Pflanzen, Tiere und Menschen.

Und doch ist es ein Segen, das Gewitter! Das Gefühl kennst Du doch? — Dann kennst Du auch das, was mich momentan beherrscht!"

„Und der Grund?" fragte ich neugierig. An seinem sonst so ruhigen, starken Wesen mußte mir diese wortreiche Aufregung auffallen.

Er ließ die Ruder in das Wasser klatschen, daß der Kahn sich langsam drehte, und griff in die Tasche.

„Der Grund ist dieser unscheinbare Brief." Er zog ein meergrünes Briefpapier in zierlichem Format heraus und hielt es mir vor die Augen. Lieblicher Veilchengeruch, ja, noch mehr entstieg ihm — jener undefinirbare Geruch, der das Boudoir einer Weltdame durchwogt, dessen Einatmen schon verlockende Bilder erzeugt in unserem Gehirn. Wie ein Geist aus einer andern Welt zog er über das stille Gewässer.

„Höre!" Er begann zu lesen:

„Paris, den 3. Juli 18 . ."

Paris! Dachte ich mir's doch, als dieser Duft mir in die Nase stieg, und eine kleine, niedliche Person in reizendem Spitzennegligé saß an einem niedlichen Schreibtisch mit tausend kleinen, niedlichen Sächelchen, klapperte zwei kleine, niedliche Pantöffelchen wie Kastagnetten zusammen und schrieb auf meergrünem Papier, dem dieser süße Duft entstieg! — Dies Bild zuckte blitzartig in mir auf bei dem Wort Paris.

„Mein lieber deutscher Bär! Hast Du Deine Madelon schon vergessen, weil Du nicht schreibst? — Unsinn! Die Bären können ja nicht schreiben! — Aber Du denkst doch an sie und an manche süße Stunde in Deinem kalten, strengen Deutschland — brrr — mich friert! — Denk Dir, Deine Madelon hat geerbt — nicht viel — der alte Pluchard ist gestorben, mein Onkel! — aber doch genug, um eine Zeit lang mit Dir frieren zu können — erschrick nur, — aber was soll ich mit Geld anfangen? — Kurz, in ein paar Tagen sitze ich im Eilzug nach München, da werde ich Unterhaching — der Name kostet mich meine Nächte — schon erfragen! Ich hasse das Pariser Pflaster, seitdem es nicht mehr unter Deinen Schritten erdröhnt. O, wie kannte ich den lieben, schweren Tritt von weitem schon, die lange Rue du Temple herab! Alles andere war nur eine schwache Begleitung. Jetzt kommt's mir vor, als hörte ich gar nicht mehr gehen. Wie freue ich mich! Wie freue ich mich auf Unter . . . — entsetzlicher Name! — Unterhaching!

„Wie wird es in Deinem Zimmer aussehen — ich träume oft davon und erwache dann, in Schweiß gebadet — Pinsel, Farben, Pfeifen, ausgeleerter Tabak, Patronen, umgeschüttetes Pulver, Briefe, Krawatten, Manschetten, zerbrochene Weingläser, — das türmt sich alles um mich auf und schreit nach

Ordnung. Madelon, mach Ordnung! — Neulich fand ich mein Bild, die Photographie nach dem Gemälde, mitten unter dem Gerümpel. Ich glich einer bei einem Bergsturz Verunglückten, deren Füße aus den Trümmern eines Schutthaufens hervorragen! Es ging mir lange nicht aus dem Kopf, was das bedeuten soll.

„Und jetzt, wie wird es jetzt dort aussehen? — Wie freue ich mich! Wie freue ich mich! — Einen See habt ihr auch? — Da sollst Du staunen, wie die Madelon schwimmen kann! — Also fasse Dich, — fliehe nicht, ich erreiche Dich doch! — und erwarte jede Stunde

Deine Madelon!"

„Was sagst Du dazu?" fragte er mich, den Brief zuklappend. „Eine echte Pariserin in Unterhaching unter diesen Dickköpfen! Das wird eine nette Geschichte geben! Was würdest Du thun in meinem Fall?"

Ich mußte herzlich lachen über die treffende Charakteristik meines Freundes, dann wurde ich selbst nachdenkend. Eine Pariserin, eine Geliebte — das war sie ihm ja doch — in diesem kleinen, patriarchalischen Fischerdorf! Was sollte daraus werden! Wilhelm war beliebt unter den Leuten; sein schlichtes, biederes Wesen gewann ihm alle Gemüter, — aber eine offenkundige Geliebte haben, das ging in

Haching schwer, obwohl die Moral durchaus nicht auf einer hohen Stufe dort stand. Doch zuletzt kommt es nur auf den Schein an, und es genügte wohl, wenn nur der gewahrt ward.

„Hätte ich eine Geliebte, wie diese Madelon zu sein scheint, und ein gütiger Gott gäbe ihr den Gedanken ein, nach Haching zu kommen, was ja für eine Pariserin geradezu der Paroxysmus der Liebe ist, ich würde sie mit offenen Armen empfangen, Alles andere müßte sich schon finden, irgend eine Garde de dame oder so etwas. Die Kardinalfrage ist in diesem Fall immer: Liebst Du sie noch, diese Madelon? Fast möchte ich daran zweifeln der Stimmung nach, die dieser Brief in Dir erzeugt."

Er war in Gedanken verloren; sein Blick ruhte auf dem dunklen Buchenwald am Horizont. Wie das Lächeln einer angenehmen Erinnerung glitt es über sein männliches Antlitz.

„Ich glaubte sie nicht mehr zu lieben, ihr Bild verschwamm bereits in der Ferne, aber das war auch damals oft der Fall, wenn sie auf einmal eine, zwei Wochen verschwunden war, spurlos. Da ärgerte ich mich über mich selbst, an so einen Schmetterling mein Herz hängen zu können. Verachtete ich sonst doch diese Art! Wenn sie aber dann wieder erschien, das Abbild ihrer sonnigen, glücklichen Provence, wenn sie mich halb lachend, halb weinend um Verzeihung

bat und wie ein Kind an meiner Brust lag — da hätte ich alles, alles gegeben um sie! Und so hat schon dieser Brief allein, die Züge ihrer Hand ihr Bild so mächtig wieder herangezogen, daß ich mich fürchte, wenn das Original erscheint. Und wo soll das hinaus? Ich hatte mich in eine so glückliche Ruhe hineingelebt, die Arbeit ging mir so flott von der Hand, und nun naht's wie ein Sturm, der vielleicht unberechenbaren Schaden anrichten kann."

„Ich kann mich in Deine Lage ganz gut hineindenken," erwiderte ich; „es wäre Dir lieber, Du hättest diesen Brief nicht erhalten; nachdem Du ihn aber erhalten hast, möchtest Du ihn um keinen Preis entbehren. Du bist jetzt wieder in ihren Kreis gezogen, da hilft all Dein Ringen nichts, und entfliehen kannst Du ihr nicht, willst Du nicht, — so erwarte männlich, was da kommt, es ist das Schlimmste nicht; und, offen gesagt, ich freue mich, zu beobachten, wie dieses Pariser Pflänzchen auf der Unterhachinger Ackerkrume gedeihen wird. Unbedingt ein interessanter Versuch! Hast Du kein Bild, keine Photographie von ihr?"

„Das beste, was ich je gemalt. Da fing's ja an, das Unglück! Dieses ewige Forschen und Suchen in einem Mädchenantlitz — den Arm, bitte, etwas höher, daß die Linie den Ellenbogen herunter schön verläuft — den Oberkörper etwas vorgebeugt, und

das Auge, das heiße Auge mit dem edlen Schnitt, auf mich gerichtet! Nicht so — so! Man dreht das kleine, ovale Köpfchen, man bleibt in den feinen Löckchen hängen, die sich überall hervordrängen. Der Kuckuck hol's! — Ja, bei einem gewerbsmäßigen Modell, kalt wie eine Hundsnase — aber das war Madelon nicht, sie saß immer aus Gefälligkeit, einer Bitte nachgebend. Wer sie war, von was sie lebte, was weiß ich! Wer kümmert sich darum in Paris! Sie war jung, schön, geistreich, sie malte selbst, dichtete, verkehrte in der besten Gesellschaft, das heißt, was man in Paris die beste Gesellschaft heißt. Sie war Waise; der Vater soll Künstler gewesen und früh gestorben sein, ebenso die Mutter. Frei und ungezwungen in ihrem Benehmen, oft von ausgelassener Lustigkeit, war sie nie frivol; voll Gutmütigkeit, und von einer Treue, wenigstens die zwei Jahre, in denen ich mit ihr verkehrte — die einer deutschen Hausfrau Ehre gemacht hätte. Ja, das ist eine eigene Rasse in diesem Lande, alle guten und schlechten Eigenschaften in einer Haut! Aber es ist wenigstens Rasse — such sie einmal hier!"

Ich brannte vor Neugierde, das Bild zu sehen, und forderte ihn zum Rückweg auf.

Das Boot schnitt pfeilschnell durch die dunkle Flut dem Ufer zu.

Die Nacht war hereingebrochen, — eine schwüle

Sommernacht! Kein Blatt bewegte sich, nur die Wellen schlugen leise an den Strand.

„Jetzt zeig mir das Bild, Wilhelm! Ich kann sonst nicht schlafen!“ sagte ich.

„Du siehst sie ja in ein paar Tagen selbst! — Laß Dich nicht durch ein Bild bestimmen. Was ist ein Bild, wenn man die Natur haben kann. Ich versichere Dich, ich frage mich oft selbst: Wozu malen wir eigentlich? Wer ein Auge hat für die Natur, sieht ja alle Tage die größten Meisterwerke, wie sie kein Pinsel hervorzaubern kann! Wer keins hat, dem nützt auch die Leinwand nichts. Landschaftsmalerei besonders — Surrogat, erbärmliches Surrogat für Leute, die kein Grün kennen, keine Wiese zu sehen bekommen das ganze Jahr! Ich begreife es, daß die Leute hier den Kopf schütteln, wenn ich ihnen die Preise erzähle, die für Bilder bezahlt werden. Sie sehen ja alle Tage viel Schöneres umsonst!“

Na, heute war ihm nichts recht, und in einer solchen Stunde half auch kein Einwand. Ich bestand nur darauf, das Bild zu sehen.

„Wenn Du willst, bei Fackelbeleuchtung!“

Wir waren unterdes gelandet; es war Nacht geworden. Schweigend lag das Fischerhaus. Wir stiegen die wackelige Treppe hinauf; auf dem schmalen Gange schwankten die Bretter unter unseren Füßen.

An der niederen Thür des Zimmers stieß ich mir tüchtig den Kopf.

Ich blieb regungslos stehen, bis Wilhelm Licht machte. Es war nicht ratsam, im Dunkeln sein Zimmer zu betreten; am Ende trat man einem Porträt, das zufällig am Boden lag, gerade ins Gesicht. Vergebliches Bemühen! An der feuchten Wand hinterließen die schlechten Streichhölzer nur leuchtende Streifen und häßlichen Schwefelgeruch, der sich mit dem von Farben und allen möglichen Chemikalien mischte.

Endlich brannte das zehnte, und eine bärtige Unschlittkerze leuchtete knisternd auf.

O Madelon, was steht dir bevor!

Nichts fehlte von ihrer Schilderung. Man wußte nicht recht, war man bei einem Chemiker, einem Jäger oder einem Gelehrten, wenn man auf den seltsam bepackten Tisch sah.

Flaschen und Fläschchen schienen mit Büchern, Broschüren, Zeichenblättern gekämpft zu haben. Man wußte nicht recht, wer den Sieg davongetragen. Hier lag eine zerbrochene Flasche, auf die sich zwei dicke Bände gestürzt, dort übergoß ein Fläschchen mit seinem ätzenden Inhalt ein aufgeschlagenes, vergilbtes Buch, und zwischen allem gähnten leere Patronen, dick angerauchte, geschwärzte Porzellanpfeifen, wie Kanonenrohre der Lafetten beraubt, hervor; lagen

Bleistifte, Federn, zerbrochene Pinsel. Erst als die Flamme sich etwas mehr emporgerungen aus dem Wall von Unschlitt, der in Tropfsteinbildungen den dicken Docht umgab, erblickte ich im Hintergrund eine Staffelei, die schläfrig auf einem Bein in der Ecke lehnte, und von den Wänden blickten rahmenlose, halbfertige Studienköpfe mit noch starren, geisterhaften Zügen, unter denen ein an König Lear erinnernder Greisenkopf mir auffiel. In den Ecken lagen und standen staubüberzogen, teils gerollt, teils aufgespannt verschiedene Kunsterzeugnisse. Unter diesen kramte Wilhelm lange herum, dann zog er ein mit einem dunklen Rahmen versehenes Bild hervor und stellte es auf den Boden gegen die Bettstelle.

„Das ist Madelon!“ sagte er, das Licht ergreifend und in halb hockender Stellung das Bild beleuchtend. Ich kniete hinter ihm.

Lambert war ein Hauptvertreter der streng realistischen Schule. In der Kunst der Ausführung, in dem Erreichen der höchsten Naturähnlichkeit stand er schon damals einzig da; aber er war trocken nüchtern in der Wahl seines Stoffes; es schien oft, als suche er absichtlich das Häßliche, Harte in der Natur, die doch so viel Schönes, Vollendetes bietet. Je monotoner und abgeschmackter die Landschaft, je mehr vom Alter zerfressen ein Antlitz, desto lieber war es ihm. Schönheit der Form, das gewisse veredelnde Element,

das ein echtes Kunstwerk bedingt, fehlte ihm damals noch. Um so überraschter war ich von diesem Anblick.

Auf einem üppigen orientalischen Diwan in bunten, gewirkten Farben lag eine Mädchengestalt in schwarzem Reitkostüm, das, bläulich in den Konturen schimmernd, herrliche Formen erraten ließ. Das blühendweiße Antlitz hob sich kräftig vom dunklen Hintergrunde, und welch ein Antlitz! Diese feinen Bogen über den schwarzen, lebendigen Augen! Dieser schelmische, sinnliche und doch so stolze Mund! Die edle Form des Kopfes! Die Sammethaut, aus der es hie und da bläulich durchschimmert! Diese Wahrheit des Fleisches, das vor meinen entzückten Augen blühte! Dieser feuchte, seelenräuberische Blick unter den langen Wimpern hervor!

Es war mäuschenstill; nur die Kerze knisterte, und die Flamme leckte gierig gegen das Bild zu, als suche sie dort verwandtes Element.

Endlich ließ der Bann des dunklen Auges nach.

Mein Blick glitt der Gestalt entlang; sie stützte sich mit dem linken Arm auf ein Purpurkissen, zwischen dessen bauschigen Falten es rosig weiß herausschimmerte. Eine kleine, zierliche Hand, so weich und doch so kräftig, mit den fein zulaufenden, gespreizten Fingern, die sich unter der lieblichen Last des Oberkörpers tief eindrückt in das Kissen! Was liegt doch alles

in einer Hand! Eine Menschengeschichte! Und welch Verbrechen begeht der moderne Künstler, der dieses edle, charakteristische Glied vernachlässigt!

Die andere hielt eine glimmende Cigarrette, der feiner Rauch entquoll.

Ich beobachtete Wilhelm, der, die Hand in den roten Bart vergraben, nach dem Bild hinstarrte. Oft zog es wie glückliche Erinnerung über sein Antlitz. Heftiger Neid stieg in mir auf. An welch selige Stunden mußte er denken — wo diese Hand — dieses Auge!

„Und da bist Du nicht toll vor Freude, daß dieses Geschöpf Dich Brummbär aufsucht?“ platzte ich fast ärgerlich heraus. „Und fragst nach dem Geschwätz einiger Bauern? Die wird ja Dein guter Genius werden, die endlich alle die alten Bauernweiber aus Deinem Atelier vertreiben wird. Denn neben diesen Formen wirst Du doch das Volk nicht mehr ansehen können, wenn Dich Apoll nicht ganz verlassen!“

Er lachte.

„Hält sie Dich auch fest, schon im Bild? Dann nimm Dich in acht, wenn Du sie selber siehst! — Uebrigens hast Du recht, wenn ich wieder in dies Antlitz sehe, der Zeiten gedenke,“ — er sprang auf, daß das Licht verlosch — „bei Gott, ich freue mich auf sie, mag daraus entstehen, was da will! Am Ende bin ich ja ein freier Mann!“

„Und heiratest sie!“ fiel ich ein.

Er lachte auf.

„Das mußt Du ihr selbst sagen, sie lacht sich zu Tode! — Eine verheiratete Madelon!“ — Er schüttelte den Kopf. „Warst Du schon in Paris?“ fragte er dann.

„Nein!“ erwiderte ich.

„Ja, dann!“ erwiderte er gedehnt.

„Jetzt komm, gehen wir zu Lenz hinauf und bereiten ihn vor. Von ihm erfährt's bis morgen das ganze Nest bis in den Pfarrhof.“

Er kehrte das Bild um und lehnte es an die Wand. Ich glaubte die kleine weiße Hand durch die Leinwand schimmern zu sehen, so saß sie mir im Auge.

Die Kerze verlosch, einen qualmenden Dunst zurücklassend. Wir stiegen die wackelige Treppe hinab und wandten uns dem Wirtshause zu, dessen echt romanischer Bau sich von dem wie elektrisch leuchtenden Nachthimmel schwarz abhob.

In der niederen Stube mit dem schwarz geräucherten Getäfel saß der Lenzfischer mit zwei Kameraden. Drei Gläschen Schnaps standen vor ihnen; das macht das nasse Element, auf dem sie leben, da schmeckt das Bier nicht so.

Schwere Rauchwolken wälzten sich aus den Porzellanköpfen.

„Guten Abend, Lenz!“

„Aber, Herr Wilhelm, wo san's denn so lang bei der Finstern?“

Dabei griff er nach einem Päckchen schmutziger Karten. „De warten schon lang!“ Er reichte uns das Schnapsglas zum Willkommen.

Die alte Wirtin brachte etwas schal aussehendes Bier. „Hoch lebe die edle Fischerei!“ stand auf dem Krügel, karpfenumschlungen. Dann setzte sie sich auf die Ofenbank und griff wieder zum Strickstrumpf.

„Heut war's zu schön, Lenz,“ erwiderte Wilhelm, „um in dem Loch zu sitzen, und hinauszubringen seid ihr ja nicht ins Freie, wenn ihr auch verbrüht vor Hitze in dem Qualm da herinnen.“

„Ja, des is halt so bei uns Landleut! Was ma hat, schatzt ma net! Drum schatzt ös d' Stub'n net, ös Stadtleut!“

Er hatte selbst etwas Fischartiges, der alte Lenz, mit seinen zugekniffenen kleinen Wasseraugen, die unter weit hervorstehenden gelben Augenbrauen listig aufblitzten. Die lederartig verwitterte Haut legte sich in tiefe Falten, aus dem groben Hemd unter dem Kinn quoll ein grauer Bart, die ganze magere Gestalt schien förmlich ausgeblasen und ausgewässert zu sein vom siebenzigjährigen Sturm und Regen.

Die anderen zwei waren jüngeren Alters, auch vom Wetter gestählt. Ein deutlicher Fischgeruch ging

von der Gesellschaft aus und hie und da blitzten Schuppen auf den dunklen Jacken der Gesellen, die in der spärlichen Beleuchtung eines Oellämpchens an alte holländische Meister mahnten.

Das war Wilhelms Lieblingsgesellschaft.

„Das sind noch echte Menschen!“ sagte er, „urwüchsig, derb, unerschrocken, gutmütig und klug und — Kunstkritiker! — Wenn mir einer von denen sagt: ‚Ja, akrat so schaugt er aus, der Sepp oder der Tony! Wia ma nur so was mach'n kann!‘ da bin ich zufried'ner mit meiner Schöpfung als über einen großen Artikel in der Zeitung. Da hab' ich's getroffen!“ Damit mochte er recht haben, aber unwillkürlich mußte ich an Madelon denken. Wie wird sich die hier fühlen in der Gesellschaft! Wird sie diesen Tabakgeruch ertragen können? Oder wohl durch Opoponax zu ersticken versuchen.

„Morgen bekomme ich Besuch, Lenz!“ begann Wilhelm.

„Ah! Was! B'such? Woher denn? Wen denn?“

„Eine Dame aus Paris!“

„Aus Paris!“ sagte langgedehnt Lenz, die beiden anderen sahen ihn fragend an.

Es war noch vor dem Jahre 1870, wo der Name „Paris“ in dieser einsamen Gegend wohl selten genannt wurde. „Hab' scho amal g'hört von dem Paris!“ fuhr Lenz fort, „der Napoleon! Net?

Der is a daher kumma, 's is scho lang her, stuck a fünfzig Jahr! Da hat ma viel davon g'redt! Und so weit her krieagst an B'suach? A Bas'l oder so was, he?"

Wilhelm rückte etwas verlegen den Stuhl.

„Bas'l gerad nicht, eine gute Bekannte!"

„Aha!" ging's unisono aus der Versammlung mit Kopfnicken.

„Hm, a Junge?" fragte Lenz, Wilhelm schlau anblinzelnd.

„Ziemlich jung! Ich hab' sie in Paris kennen gelernt!"

„Und alloa kimmt's, ganz alloa?" fragte Lenz forschend weiter. „A sakrische Schneid hab'ns die Franzosen! Und wo logirt's denn?"

„Hier, denke ich, beim Wirt!"

„Hm!" klang's nach einer minutenlangen Stille von Lenz' Munde. „Und was will's denn hier?"

„Mich besuchen! Landluft genießen! Das Land kennen lernen! Ist das nicht genug?"

„Das scho, aber —"

„Aber was?" fragte erregt Wilhelm. Das Gift begann zu wirken.

„No, i moan, wir versteh'n das ja net, aber — a jung's Mad'l alloan Euch b'such'n! Das ist do was B'sunders" — er lächelte schlau auf Wilhelm hinüber. „Maler, Maler!" drohte er mit dem

knochigen Finger. „Den Lenz stimmt's net! D' Fisch san schlau, d' Fischer müassen no schlauer sei'n, sonst fang'ns koan!"

„Und ist das das erstemal," warf ich ein, „daß ein Mädchen allein hier die Sommerfrische genießt?"

„Net 's erstemal!" erwiderte Lenz, „aba — aba allweil dasselbe. Geht selt'n guat aus, und der Pfarrer is a strenger Herr!"

„Jetzt laßt mich mit eurem Pfarrer, mit eurem ganzen dummen G'schwätz in Ruhe!" fuhr jetzt Wilhelm heftig auf. „Zu mir kommt, wer will, verstanden? Und niemand hat sich drein zu mischen!"

Seine nervige Faust schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

„Na, net so hitzi, Herr Wilhelm! Hab'n ja nur Spaß g'habt," entgegnete Lenz. „Bin a koan Heiliger g'wes'n in mein jungen Jahr'n, nur — nur — andrah'n laß i mi net gern! Jetzt kommt nur — und laßt Weibets, Weibets sein. Kreiden, Wirtin!" Die wackelt in die Küche. Wilhelm kam der Tarock gerade gelegen, er konnte dabei denken, was er wollte, es ging ja nur um einen halben Pfennig.

„Heut spiel'ns aber schlecht," bemerkte Lenz nach dem ersten Spiel. „Die Aß verschind'n in der Mitt'rhand, is eppa*) de Person d'rauf g'wes'n, daß

*) Vielleicht.

sie's hab'n gar net hergeb'n woll'n?" Wilhelm spielte unverdrossen weiter, seine Gedanken schweiften in die Ferne.

Lenz häufte ein Kupferbergwerk vor sich, er lachte vergnügt vor sich hin. Das hatte er schon der Pariserin zu danken!

Ich unterhielt mich mit der Wirtin und erzählte ihr die Neuigkeit. Die nahm dieselbe hocherfreut auf, als sie hörte, die Dame wolle bei ihr absteigen, sie fand durchaus nichts Unschickliches darin.

„Die hab'n ja vo der Welt no nix g'seh'n, was wiss'n denn de!" sagte sie, auf die Taroker deutend.

„I weiß da scho besser B'scheid und wissen's" — sie näherte sich meinem Ohr; „der Herr Wilhelm soll si nur auf mi verlass'n, i weiß schon umz'geh'n mit solch'n Herrschaft'n, und was i net seh'n soll, seh i net!" Sie gab mir einen verständnisvollen Druck mit dem Ellenbogen. „Na, die kennt sich aus," dachte ich. Ich behielt meine Beteuerungen, die ich auf der Zunge hatte, für mich. Mit der Urwüchsigkeit ist es da nicht so weit her. Der Tarok war beendet. Lenz strich, behaglich schmunzelnd, das Geld in den ledernen Beutel. Bier gab es auch keines mehr, da ging man nach Hause. Ich hatte noch eine Stunde zu gehen auf das Gut meines Vaters.

„Komm gleich, wenn sie da ist. Du erfährst

es ja!“ sagte Wilhelm beim Abschied, „ich bin auf Dein Urteil neugierig! Gute Nacht!“

Dieser Aeußerung hätte es nicht bedurft, ich brannte vor Neugierde. Eine Pariserin in dieses monotone Landleben! Das war etwas!

Ich hatte Zeit zum Nachdenken, es war stockfinster, kaum daß der dunkle Wald sich vom Nachthimmel etwas abhob; ein leiser Regen fiel kühlend in die schwüle Nacht.

Vom Gute herüber, das frei auf dem Berge lag, glühte ein Licht. Hie und da kläffte ein Hund, sonst die grenzenlose, schweigende Nacht!

Ich sah Madelons Antlitz täuschend vor mir, und die kleine weiße Hand gaukelte verführerisch vor meinen Augen — hie und da stolperte ich in eine Pfütze oder trat meinen Hund, der jämmerlich aufschrie — das weckte mich wieder.

So kam ich nach Hause, ich wußte nicht wie, und als ich vor meinem Bette stand, freute ich mich auf den Schlaf, „er wird mir gewiß von Madelon erzählen mit den großen schwarzen Augen“ — und so war es auch!

II.

Die alte gelbe Postkutsche mit den abgetriebenen zwei Schimmeln mußte alle Morgen von der Bahn durch S . . ., das Landgut meines Vaters, um nach Haching zu gelangen. Natürlich erwartete ich dieselbe bereits des andern Tages in der Frühe auf der Post, wo sie halten mußte.

Endlich kam sie die endlose Landstraße dahergewackelt mit weithin schallendem Gepolter und Geknarr.

Der Schwager blies oder versuchte wenigstens, seinem bucklichten Instrumente einige Töne zu entlocken.

„War Madelon darinnen?“ Heute fuhr er besonders langsam. Ich witterte wie ein Jagdhund, ob ich nicht das süße Parfüm des meergrünen Briefes wieder in die Nase bekam. — Nichts! — Ein böser Westwind wehte vom Oekonomiegebäude her, und hinter mir stand der Posthalter und rauchte seinen Knaster — da könnte ganz Paris anfahren, man röche es nicht.

Endlich hielt er. — Mit einem Blick durchforschte ich das Innere. — Nichts! — Ein Bauer, der nach Juchten duftete, ein paar dicke Weiber mit riesigen Körben, ein junger Geistlicher und noch einige Leute stiegen aus, einige Pakete flogen nach, der Briefsack

hinauf auf das Kutschendach, und das gelbe Ungeheuer wackelte Haching zu, wohl um meinen Freund Wilhelm ebenso zu enttäuschen wie mich.

So stand ich drei Morgen auf der Wache. Hundertmal fragte mich der alte Posthalter, wen ich erwarte.

Da kam am dritten Tage abends ein Telegramm für Wilhelm. Der Expeditor verriet mir das Geheimnis — das war von Madelon — also morgen!

Unwillkürlich machte ich diesmal sorgfältigere Toilette, spritzte etwas Eau de Cologne, das sich noch zufällig in einer bestaubten, wochenlang geöffneten Flasche vorfand, auf die Kleider, um den Stallgeruch etwas zu mildern; band eine neue Krawatte um — kurz, ich that alles, was ein Landstutzer, das war ich damals in Folio, thun kann, um eine Pariserin zu empfangen. Ich mußte sie sehen, wenn sie sich unbeachtet glaubte, nur sehen, kein Wort mit ihr sprechen. Vor halb sieben Uhr war ich auf der Post, man war es schon gewohnt, mich dort alle Tage zu sehen.

Heute fragte auch der Posthalter gar nicht mehr.

Ich dachte an das Bild, an Wilhelm, gewiß ging er noch unruhiger auf und ab als ich.

Endlich erhob sich zwischen den langweiligen Pappeln zu beiden Seiten der Straße eine Staubwolke, der wohlbekannte Hufschlag meiner beiden

Schimmel tönte daraus; ich zupfte unwillkürlich an meiner Krawatte und fuhr glättend über den Scheitel.

Klatsch, klatsch! — Oeh! — der Wagen hielt, vollgepfropft mit Menschen. Im ersten Augenblick sah ich nichts als den breiten Rücken eines Mannes, der aufstehend das ganze Coupé ausfüllte, doch oben auf dem Wagen erblickte ich ein Kofferchen aus feinem Saffian. Ich trat an die Coupéthür und half dem Dicken heraus beim Aussteigen, der ganz erstaunt war über meine Freundlichkeit. — Endlich war er glücklich am Boden. Ein Blick in das Innere — Madelon! — Das Blut schoß mir ins Gesicht, sie saß in einer Ecke, von einer Bäuerin mit einem Eierkorb auf dem Schoß fast verdeckt. Ein silbergrauer kleiner Filzhut, weit hervorspringend, ließ nur einen Teil des Gesichtes sehen, auf dem hellblauen Kleide lag ein kleiner Seidenpintscher, dessen tadellose Weiße noch immer grau erschien gegen die kleine Hand, die in seinem Felle wühlte. Das Parfüm des Briefchens erfüllte das Coupé, den faden Omnibusgeruch besiegend.

Plötzlich beugte sie sich vor, und als sie mich erblickte, belebte sich das durch die langweilige Fahrt erschlaffte Gesicht. „Wie weit ist noch nach Unter —“

„Unterhaching,“ fiel ich helfend ein, „eine halbe Stunde, Mademoiselle!“

Sie sah mich erstaunt an bei dem „Mademoiselle“.

Wilhelm, Du bist ein großer Meister — Zug für Zug — nur der der Kunst nie erreichbare Reiz des Lebens, der Bewegung noch dazu!

Ich wußte selbst nicht, was ich that, ich sprang in den Wagen und setzte mich ihr vis-à-vis.

„Fahren Sie auch mit?“ fragte sie fast erstaunt.

„Wenn Sie erlauben, ja! Ich besuche einen Freund in Haching,“ fügte ich bei.

„Einen Freund — einen Maler —“ sagte sie erstaunt mit starkem französischem Accent.

„Wenn ich nicht irre, Mademoiselle, unsern gemeinschaftlichen Freund, Wilhelm Lambert.“

„Mon Dieu, woher wissen Sie das?“ Sie drückte den Seidenpintsch so fest, daß derselbe erschreckt auf meinen Schoß sprang, mich beschnuppernd; ich wagte ihn kaum zu berühren, er kam mir vor wie eine elektrische Batterie, ein Fluidum ging von ihm aus, das mir durch alle Nerven zuckte.

„Von ihm selbst!“ erwiderte ich — „ich habe die Ehre, Mademoiselle Madelon aus Paris zu begrüßen, die von ihm sehnsüchtig erwartet wird.“

„Sehnsüchtig? Wissen Sie das gewiß? Hat er es Ihnen selbst gesagt?“

Der feuchte Blick des Bildes traf mich, es ward mir schwül in dieser Atmosphäre; ich glaube, ich sagte ihr eine Schmeichelei.

„Wie sollte er nicht — wäre es anders möglich —“ In Wirklichkeit weiß ich nicht mehr, was ich geantwortet — aber was ich gesehen, gefühlt in diesem Augenblick, ist mir unvergeßlich; — ich war zweiundzwanzig Jahre — ein Rustikus — das war eine Erscheinung aus einer andern Welt! Sie betäubte mich; man träumt oft so in schwülen Sommernächten und wacht voll Sehnsucht nach dem Entschwundenen auf.

Ich kann mich nur erinnern, daß ich mich während der Fahrt sehr viel mit dem Seidenpintsch beschäftigte und meine Füße krampfhaft eingezogen hatte, um nicht die ihrigen zu berühren; sie sah, in Gedanken verloren, auf die vorübereilende Gegend, nur hie und da richtete sie kurze Fragen nach Wilhelm an mich, „ob er fleißig sei — ob er viel von Paris erzähle“ — die ich ebenso kurz beantwortete. Ich hatte mir die Fahrt anders gedacht.

Endlich tauchte die alte Kirche von Haching auf, und der See blitzte zwischen den schwankenden Aehren zur Seite der Straße hindurch.

„Das ist unser Ziel!“ bemerkte ich.

Sie fuhr sich mit dem Spitzentaschentuch über das erhitzte Gesicht, zupfte ein paar Löckchen zurecht, rückte den Hut, strich einige Falten der Toilette, verwischte mit einigen kurzen Bewegungen die ganze Unordnung der Reise und bog sich weit zum Fenster hinaus, bis der wallende Staub sie daran hinderte.

Der Schwager blies wie früher durch die Dorfstraße; von weitem erkannte ich Wilhelm unter der Thüre des Wirtshauses, auch sie schien ihn erkannt zu haben oder wenigstens zu ahnen; sie winkte mit dem Spitzentuch, ihre Augen gewannen einen unendlich warmen, innigen Ausdruck und schienen mir fast feucht zu erglänzen — da hatte ich nichts zu sprechen, ich war jetzt die Null — das war ein unangenehmes Gefühl, ich wünschte mich nach Hause.

Der Wagen hielt; Wilhelm riß den Schlag auf, denselben mit seiner breiten Brust vollständig ausfüllend. Madelon sprang förmlich in seine Arme, und das blendend weiße Gesicht verschwand ganz hinter dem mächtigen goldblonden Bart, der mir jetzt geradezu häßlich schien.

Wilhelm sah mich gar nicht, sein großes blaues Auge schien ihre Gestalt förmlich zu trinken; diese von Männlichkeit strotzende Gestalt schien jetzt zu beben unter dem Einfluß dieses Weibes, und der war noch vor wenigen Tagen verzweifelt über die Ankündigung des Besuches! O, wie mächtig ist doch das Fleisch gegen den Gedanken! Alle Philosophie wird durch einen heißen Blick, durch die Berührung eines Kleides, durch den Duft eines Atems zunichte.

Endlich bemerkte er auch mich.

„Entschuldige, ich sah nur Madelon!“

„Bitte, ich will nicht stören!“ erwiderte ich und wollte mich grüßend entfernen, doch Madelon ließ mich nicht.

„Bleiben Sie, Sie sind ja ein Freund Wilhelms und wir sind ja keine Kinder mehr, nicht, Wilhelm?“

Auch er hielt mich nun zurück, ich glaube sogar, es war ihm ernst damit, seine Leidenschaft war zu plötzlich, zu mächtig emporgeflammt, da war ich ein praktischer Blitzableiter.

Die Wirtin machte tiefe Bücklinge, ihre Augen glitten forschend an dem geschmackvollen Kostüm herab, sie schien befriedigt von dem ersten Eindruck; dann nahm sie das Gepäck und forderte Madelon auf, ihr ins Zimmer zu folgen, das für sie schon längst bereit stand. Diese sah jetzt erst ihre Umgebung, bot der Wirtin freundlich die kleine Hand, betrachtete durch ein Lorgnon in Perlmutter das alte originelle Gebäude und trat dann mit Wilhelm ins Haus. Ich hörte noch ihr silberhelles Lachen, als sie die schmale wacklichte Treppe hinaufstieg, dann setzte ich mich wie eine Schildwache auf die Hausbank und kraute in meiner Verlassenheit Leo, dem großen, zottigen Haushund, das Fell.

Da flog das Fenster oben auf und Madelons Kopf ohne Hut, mit aufgelöstem Haare, wurde sichtbar, hinter ihr Wilhelm über sie gebeugt; er fuhr zurück bei meinem Anblick, es war, als wollte er

einen Kuß auf ihren Nacken drücken; ich freute mich innerlich, daß ich ihn darin gestört, so bös ist der Mensch! Hinten schnarrte die Wirtin von guten Betten, von Backhühnern und Enten, die sie vorrätig habe.

„Wir kommen gleich!“ rief Madelon mir beschwichtigend zu, als fühlte sie meine peinliche Situation — „dann wollen wir an den See gehen und rudern! Wie freue ich mich darauf!“

„Ganz zu Ihren Diensten, mein Fräulein!“

Dann verschwand sie wieder.

Die Wirtin kam mit Wilhelm heraus.

„Wird alles besorgt, Herr Lambert, das Fräulein soll sich wundern, was man in diesem Nest alles haben kann. Ist das nicht ein Bett! Haben Sie es denn gefühlt, die Matratzen! In der Stadt finden Sie es nicht besser, und für den Tisch werde ich selbst sorgen. — Ein schönes Fräulein! Und die Kleider, da werden's schauen, die Leut'! So was haben's hier noch nicht g'seh'n! Verlass'ns Ihnen nur auf mich, ich mach' alles!“

Sie lächelte dabei schlau und klopfte Wilhelm auf die Schulter.

„Wie gefällt sie Dir?“ trat er zu mir.

„Komische Frage! Wie soll sie einem gefallen? Eine Sternschnuppe — der rettende Genius Deiner Kunst, wie ich hoffe. Sie wird darein fahren unter

Deine alten Bauernweiber. — Aber das Bild! — Da sieht man erst, was Du leisten kannst, wenn Dein Schönheitssinn geweckt wird! Bleibt Madelon hier wohnen?"

Er nickte mit dem Kopf.

Da erschien sie schon unter der Hausthüre in einem einfachen blusenartigen Gewande von weißem Kaschmir mit einem blaugestickten Matrosenkragen, ein kleines Strohhütchen von unbeschreiblichem Geschmack saß so natürlich auf dem zierlichen Kopfe, als sei es unzertrennlich davon. Sie nahm, unbekümmert um die in allen Farben spielende Joppe, Wilhelms Arm, dann ging's dem See zu, zum „Lenzfischer", der eben seine Netze auf die sonnige Wiese zum Trocknen hing.

Er blieb mit offenem Munde vor uns stehen.

Das war also die Pariserin! — Er zog demütig seine schwarze Mütze, als ginge eine Königin vorbei; und es war auch eine Königin, der sich alles beugt, die Königin der Schönheit; das drückte auch dem alten Lenz den steifen Nacken nieder.

Madelon war entzückt von der herrlichen Landschaft, von dem tiefblauen See, der spiegelglatt im feinen Dunst sich verlor; von dem schmucken Fischerhaus am Ufer; von der balsamischen Luft, die von der frischgemähten Wiese herüberwehte. — Das war doch etwas anderes als das in der Sonnenglut brodelnde Paris!

Wir fuhren in den See hinaus; ihr Antlitz leuchtete vor Vergnügen und Lebenslust. Zurückgekehrt von der Kahnfahrt, besichtigte sie sein Zimmer.

Lachend gab sie ihm einen Kuß, als sie das Durcheinander sah, dasselbe schien süße Erinnerungen in ihr zu wecken.

„Später!“ sagte sie einfach; dann kehrte sie alle Bilder um, betrachtete die Skizzen, sein neuestes Werk — eine Gesellschaft trinkender Bauern, die mit unnachahmlicher Feinheit der Technik, aber so geschmacklos und nüchtern als möglich, in Auffassung und Form gemalt war. Die blöden, unschönen Gesichter, die harten Körperformen, das mehr als realistische Kostüm der einzelnen widerte geradezu an, ein häßlicher Geruch ging von diesem Bilde aus, das allem Schönen feind zu sein schien.

Madelon schüttelte den Kopf, es sorgfältig betrachtend. „Immer noch der alte Starrkopf! Sind das die Blüten der hiesigen Bevölkerung, daß Deine Künstlerseele sich so begeistert dafür und Du diese große Kunst an so Unwürdiges verschwendest?“

„Das verstehst Du nicht!“ entgegnete energisch Wilhelm. „Ich habe es Dir schon oft gesagt, so sehr Du auch sonst verschieden bist von Deinen Geschlechtsgenossinnen; das hast Du mit ihnen doch gemein: keinen Sinn für das Gründliche, Ernste in

der Kunst! Wenn es nur gefällig ist für das Auge, flott, genial, kühn entworfen und wie die Ausdrücke alle heißen — mag es dann noch so unwahr sein! Sieh doch Deine Landsleute an! Der Grundzug ihres Charakters ist gewiß nicht der Ernst, aber — in der Kunst haben sie ihn! Allen Respekt davor!"

Eine zärtliche Umarmung endete das Kunstgespräch. „Wenn es doch immer das Ende davon wäre," dachte ich, „ich wollte ja gerne die Segel streichen vor solchen Argumenten!"

Jetzt empfahl ich mich ernstlich und ließ mich nicht mehr aufhalten; ich fühlte mich absolut überflüssig hier, und wenn man mich auch zurückhielt, gar zu energisch geschah es nicht. Ich versprach, in den nächsten Tagen wieder zu kommen.

Ich that mir Zwang an, auszubleiben, und vertiefte mich in meine Studien. Was ging mich am Ende die Pariserin an! Ja, wenn das so einfach gewesen wäre! Es war Hochsommer, drückend heiß, da weht eine so trockene Luft aus den Büchern, und draußen winkt der schattige Buchenwald, und Cora, die Hündin, stößt mit der Nase unzähligemal mich an und blinzelt nach der Büchse an der Wand. Kurz, nach drei Tagen schlug ich schon wieder die Richtung nach Haching ein. Ich entschuldigte mich damit, daß nach dieser Seite hin die beste Jagd sei — dummes Zeug! — zur besten Zeit saß ich schon

bei Lenz zwischen Madelon und Wilhelm, die mir Vorwürfe machten über mein langes Ausbleiben.

Madelon war glücklich; ein leises Braun, das ihre feine Haut überzog, verlieh ihr neuen Reiz. In den Blicken, die sie auf Wilhelm warf, lag ein Himmel der Liebe; auch er war verändert, sein trockenes, rauhes Wesen war abgestreift, eine Milde, die nur das größte Seelenglück verleiht, lag auf ihm.

Madelon verband die Schlagfertigkeit, die geistige Beweglichkeit der Großstädterin, mit einem einfachen, für die Reize der Natur warm empfänglichen, guten Herzen; sie hatte ein scharfes, selbständiges Urteil, einen gebildeten, natürlichen Geschmack und verstand die Kunst, dies alles auf angenehme Weise vorzubringen, ohne schroff zu sein oder gelehrt zu scheinen, was uns bei geistreichen Frauen so oft abstößt, den Blütenstaub ihres weiblichen Reizes so oft verwischt; sie war und blieb immer das liebende Weib, das nur mit den seinem Geschlechte verliehenen Reizmitteln auf den Mann ihres Herzens einzuwirken unbewußt bestrebt ist. Und solche Weiber sind unwiderstehlich.

So oft ich kam, und ich kam nach diesem Tag sehr oft, fand ich die Harmonie der beiden eher gesteigert als vereinzelt.

Er saß in der engen, niedern Bauernstube vor seiner Staffelei und malte mit unermüdlichem Fleiße

jeden Knopf an dem Rocke seines schläfrig dreinsehenden, vierschrötigen Modells.

Madelon saß hinter ihm, ihn nicht störend durch unzeitiges Dreinreden, doch hie und da durch eine treffende Bemerkung die Arbeit unterbrechend: sie wirkte, ohne daß Wilhelm es merkte, emsig auch auf ihn als Künstler ein; sie vermied es, über seine einmal eingeschlagene und streng behauptete Richtung nur die geringste mißliebige Bemerkung zu machen; aber unvermutet, wenn sie so hinter ihm saß, flößte sie ihm von ihrem Geist ein, und aus ihrem klaren, seelenvollen Auge zuckten Strahlen in die Hand, in den Pinsel des Künstlers, ohne daß er es selbst wußte.

Als ich einst wieder kam, war ich angenehm überrascht. Wilhelm saß vor einer leeren Leinwand, vor ihm als Modell am Tische der alte Lenz mit seiner originellen Kappe, einem hübschen jungen Landmädchen ein Glas Wein anbietend; der verschmitzte und doch so gutmütige Ausdruck, mit welchem der Alte das errötende Landmädchen mit den verschämt gesenkten Augen anblickte — darin lag ein ganzer Roman: der Alte wußte etwas von ihr, das fühlte das Mädchen errötend, und doch lag so viel Herzliches in dem Blick, durchaus nichts Strafendes, wie eine Erinnerung an eigene Jugend, nebenbei eine gesunde Sinnlichkeit, die auch den kräftigen Greis noch nicht verlassen.

Eine solche Kombination war Wilhelm noch nie eingefallen. Was mußte das für einen Erfolg geben, dieser Stoff nach seiner Art durchgeführt! Madelon lachte, als ich eintrat. Wilhelm wurde fast etwas schamrot, daß ich ihn auf Abwegen, wie er meinte, angetroffen.

Ich drückte Madelon herzlich die Hand.

„Das ist Ihr Werk!“ sagte ich, „Sie werden sich den Dank der Nachwelt damit erringen als der gute Genius Lamberts.“

„Ich habe nichts dazu gethan,“ erwiderte sie, „als die seelische Verbindung angegeben, in welcher diese beiden Personen sich befinden sollen. Die Modelle hat Wilhelm selbst gewählt.“

„Das ist es eben, Fräulein Madelon, die seelische Verbindung der Figuren auf dem Bilde, das Motiv! Das fehlt ja bis jetzt unserem Meister, und darüber hilft die größte Technik nicht hinweg; nicht Körper zu malen, sondern seelische Vorgänge im Körper zum Ausdruck zu bringen, das ist die Kunst, und dazu genügt die Nachahmung der Natur nicht allein.“ Wilhelm lachte.

„Argumentire nur zu, Du hast eine kräftige Bundesgenossin gefunden; ich male, was ich sehe, wie ich's sehe, da kommt die Seele von selbst.“

„Nun, da müssen Lenz und die Kleine dort etwas mithelfen! Lenz immer so listig, so gutmütig blicken,

Marie immer so verschämt die Augen senken, dann wird es schon gehen!"

Wilhelm fuhr unbekümmert um diese Bemerkung in der Skizze fort.

Ein andermal traf ich sie im Segelboot, sich auf dem See herumtreibend, oder sie fischte und er sah in Gedanken den kleinen Bürschlingen zu, die sie lachend aus der Flut zog — er selbst hing ja fester als alle diese in ihrem Netz, und so hatte er kein Erbarmen mit den Fischlein. — Um die Stimmung im Dorfe, die Wilhelm früher so zu fürchten schien, kümmerte er sich jetzt gar nicht mehr, und doch kam es so, wie er's geahnt. Die Bauern steckten die Köpfe zusammen über den Maler und seinen Schatz; die Sommerfrischler, wenigstens der weibliche Teil derselben, die hier der Billigkeit des Lebens halber sich größtenteils aus den niederen Beamtenkreisen rekrutirten, rümpften die Nase über diese Kokette, deren Toilette und Benehmen so excentrisch, so frivol sei; man müßte sich ja für seine Töchter schämen! — Der Pfarrer, ein sonst vernünftiger, biederer Mann, nichts weniger als ein Zelot, der die moralischen Schwächen seiner Gemeinde viel zu gut kannte, um gerade gegen dieses Verhältnis besonders erbittert zu sein, wurde geradezu zur Rede gestellt, warum er dagegen nicht einschreite; doch die Wirtin behauptete steif und fest, es ginge alles in Ehren zu; Madelon

sei solider und sittlicher als alle Hachinger Mädel; außerdem war er Wilhelm wohl gesinnt. Er achtete den einfachen, offenen Mann und spielte gerne seinen Tarock mit ihm. Ihm war die Sache am peinlichsten. Zuletzt mußte er doch mit Wilhelm darüber reden; er that dies sehr diplomatisch auf ganz freundschaftliche Weise — aber doch wurde Wilhelm aus seiner Sicherheit aufgeschreckt. Was er fürchtete, war eingetreten; und er gehörte nicht zu denen, die in einem solchen Falle durch Trotz und Berufung auf ihr Recht opponiren; er wollte kein Aergernis geben, keinen Skandal, besonders wollte er dem würdigen Pfarrherrn keine Ungelegenheiten bereiten. — Was da thun? Fortziehen wäre das Einfachste gewesen — und sein Bild? Der liebgewordene Aufenthalt in Schorndorf? — Das ging nicht so leicht — er war in einer schlimmen Lage!

Madelon in ihrer großstädtischen Unbefangenheit ahnte nichts von alle dem, sie war sich keines Unrechts bewußt, außerdem beobachtete sie so wenig die anderen Leute, die ihr sehr uninteressant erschienen, verstand auch den Dialekt so schwer, daß sie von dem Gerede nie etwas erfuhr.

Wilhelm schwieg wohlweislich davon und deutete die durch diese kleinen Nörgeleien und Sorgen getrübte Laune auf andere Weise.

Mir allein vertraute er die heikle Angelegenheit.

„Was rätst Du mir?“ fragte er mich.

Ich sah ihn etwas erstaunt an — ein Gedanke war mir durch den Kopf gegangen: „Warum heiraten die zwei nicht und machen so allem ein Ende?“ Vielleicht erwartete er eine dahin zielende Antwort.

„Heirate Madelon!“ sagte ich kurz.

Er prallte ordentlich zurück, schien aber nicht unangenehm dadurch berührt.

„Aber ich bitte Dich, Madelon denkt nicht an eine Heirat; bei ihnen zu Hause —“

„Bei ihnen zu Hause,“ fiel ich ärgerlich ein, „heiraten die Mädchen auch gerne einen Mann, den sie lieb haben, und sie wird nicht lachen, wie Du einmal behauptet hast, wenn Du ihr einen Antrag machst! Verlaß Dich drauf! — Du liebst sie doch und sie liebt Dich, nicht wahr?“

„Ueber alles!“ entgegnete er. „Wir verstellen uns ja nicht, wie kannst Du fragen?“

„Und was hindert Dich denn? Dich, einen vorurteilsfreien Künstler?“

„Madelon und ich!“ Er sah auf seine abgetragene Joppe und seine derben Hände, denen man diese feine Pinselführung allerdings nicht zugetraut hätte. „Nun, wir werden ja sehen — etwas muß geschehen, und ganz ohne sie — das wird nicht mehr gehen; ich spreche mit ihr darüber.“

Einige Tage später kam er zu mir, freudestrahlend,

ich sah ihm von weitem schon an, daß alles in Ordnung.

„Willst Du mein Zeuge sein?“ platzte er heraus, „in vierzehn Tagen ist Hochzeit! Ich bitte Dich, gehe mir an die Hand mit den gerichtlichen Papieren. Das Zeug macht mich krank, wenn ich dran denke, und was versteht erst Madelon davon!“

„Mit Vergnügen!“ entgegnete ich — „nun, und lachte sie Dich aus, als Du ihr den Antrag machtest?“

„Sie brach in Thränen aus, dann wurde sie ernst zum erstenmale, seitdem ich sie kenne — ‚zu Deiner Frau willst Du mich machen — mich, die verlassene Madelon, die ohne Dich wohl das Pariser Pflaster verzehrt? Das ist zu viel des Glücks!‘ — Thränen erstickten ihre Stimme — ich hätte es nie geglaubt.“

„Und ich hatte es nie anders vermutet!“ entgegnete ich, „einem Weibe, das liebt, ist der volle Besitz des Geliebten das höchste Ziel, darin vereinigen sich alle Nationen. — Uebrigens kann ich Dir nur gratuliren zu Deinem Entschluß — wenn Du sie richtig behandelst, wird sie eine Musterfrau!“

Von dem Tage an galt Madelon als Wilhelms Verlobte, die Falten auf den tugendhaften Stirnen glätteten sich, die Bauern grüßten wieder freundlich wie zuvor, dem Pfarrer war ein Stein vom Herzen, er konnte jetzt wieder ungenirt mit Wilhelm tarocken.

Die Wirtin lächelt überlegen über all die Schafsköpfe, die sie mit scheelen Augen als Gelegenheitsmacherin angesehen; sie hatte ja alles voraus gewußt, was wissen die Leute von der Welt! Das ganze tugendhafte Haching atmete auf, seine Unschuld war gerettet. Die Küsse und Schwüre, das Liebesgeflüster unten am See, hinter dem Haus in stiller Nacht hört und sieht ja niemand, höchstens der Mond, und der ist schon daran gewöhnt und durchaus diskret.

Ich hatte nun meine liebe Not, das Paar zusammenzubringen, mir war ja bis dato die vielgliederige Prozedur auch unbekannt.

Mit Wilhelm ging es, er war am Rhein zu Hause; anders war es mit Madelon Pluchart, die schien sich in gar keinem Geburtsverzeichnis finden zu wollen, unzählige Briefe wurden gewechselt — endlich erhielt ich einen Geburtsschein, allerdings auf Madelon Pluchart lautend, aber mit dem Geburtsjahr 1836 versehen — ich prallte ordentlich zurück beim Anblick dieser Zahl — das wäre achtunddreißig Jahre — Madelon achtunddreißig Jahre! — Dann war sie ein Wunder der Toilettenkunst!

Ich zeigte ihr den Schein, sie lachte bis zu Thränen und wie zum Hohne legte sie den rosigen Finger auf die vergilbte, häßliche Zahl.

„Da sehen Sie einmal das liebenswürdige Paris!“ sagte sie — „seine Kinder kommen und gehen, es

kehrt sich gar nicht daran, das gefräßige Ungeheuer! Uebrigens kann ich Ihnen keine andere Auskunft geben, als daß ich in der rue Notre Dame de Lorette das Licht der Welt erblickt. Ich erinnere mich noch gut, wie der Wind auf den Blättern der großen Pappeln tändelte, die kleinen Vögel sich wohlig in der klaren Flut des Springbrunnens badeten, und an den jungen Maler am Fenster uns gegenüber mit dem bunten Schlafrock und der langen türkischen Pfeife. — Aber wann? — Ich war ein kleines Mädchen, da brachten sie meinen Vater blutüberströmt nach Hause — draußen brummten die Kanonen und ‚vive l'empereur' erscholl durch die Straßen — jetzt rechnen Sie es selbst aus."

Wenn war das nur, es brummten ja oft die Kanonen in Paris und man schrie oft „vive l'empereur"; vielleicht war's 1851, das konnte stimmen.

Diese Daten meldete ich nach Paris und endlich bekam ich den Schein auf das Jahr 1851 lautend.

Ich zweifelte an seiner Echtheit, man wollte wohl die Sache endlich erledigen, und auf eine Madelon mehr oder weniger kam es in Paris wohl nicht an. Mit Wilhelm hatte ich weniger Sorge. Man erinnerte sich in der kleinen Rheinstadt noch recht wohl des blondlockigen Registrators Buben, der, als er in der Schule durchaus nicht gut that, zu einem Schmied in die Lehre ging und dann vom

Amboß weg, auf dem er seine ungestüme Jugendkraft austoben konnte, der Kunst in die Arme lief. Da kam alles fein säuberlich geschrieben in größter Ordnung — Tauf- und Impf- und alle möglichen Scheine mit Siegel und Unterschriften. Es lag die ganze Lebensgeschichte der beiden in diesen Scheinen! — Hier, der im lieblichen biederen Landstädtchen unter der heiligen Ordnung Schild ehrsam geborene Beamtenssohn, unzähligemal registrirt, numerirt — dort, der wilde Sprößling der rastlosen Weltstadt, heimatlos, dunklen Ursprungs, unbeachtet emporgeschossen wie das Gänseblümchen am Weg, aufgezogen, spurlos aufgegangen in der vibrirenden Masse, die sich Paris nennt! Wird Segen darin liegen in der unlöslichen Verbindung dieser beiden grundverschiedenen Elemente? Oder werden die geheimnisvollen Urstoffe nach kurzer Vereinigung zu gären anfangen, um an ihren frühern, von der Natur angewiesenen Platz zurückzukehren? Diese Gedanken kamen mir heute zum erstenmale. — Ich studirte damals Naturwissenschaft, und die Chemie hatte mir's angethan — ich beurteilte alles nach ihren klaren Prozessen. Affinität! Darin liegt das ganze Geheimnis.

Madelon war glücklich, endlich die Sache geordnet zu sehen; der Pfarrer hatte das Paar schon zweimal verkündet, hiermit war der Welt Genüge gethan, es

mußte jetzt nur noch der Pakt mit dem Himmel geschlossen werden, damit ja kein Entrinnen sei, selbst nicht in die fünfte Dimension.

Der gute Pfarrherr stellte sich ganz zur Disposition, er war ja glücklich, die beiden zusammenbringen zu können, und so wurde der erste Sonntag des Septembers zu diesem Akte bestimmt.

Zwei Tage zuvor kam eine große Kiste mit dem Pariser Stempel für Madelon — die Brauttoilette! — Das ließ sie sich nicht nehmen; und wenn sie in der Wüste getraut würde, meinte sie, müsse ihre Robe vom Bon Marché stammen.

Haching war natürlich in großer Aufregung, das Gerücht von den Wunderdingen, die die Kiste enthalte, vermehrte dieselbe. Es war das Thema bei der kleinen Table d'hôte (zu sechzig Pfennig das Couvert), im Schwimmbad, in der Kirche; kein Mensch hätte jetzt Haching verlassen, und der Sonntag versprach, ein Volksfest zu werden. Wilhelm hatte auch das ganze Dorf dazu geladen. Lenz sollte mit mir Zeuge sein.

Alles kommt endlich, auch der Sonntag! Ich saß im Frack mit Chapeau-Claque im alten Omnibus, der heute gedrängt voll war; alles strömte dem Fischerdorfe zu: Landleute in sonntäglicher, weihevoller Stimmung; geschwätzige Städter und Städterinnen, die in ihren heftigen, nervösen Bewegungen

unvorteilhaft gegen erstere abstachen. Vor dem Wirtshaus stand die männliche Gemeinde, alles im Sonntagsstaat, die langen blauen Röcke flatterten im Winde, die roten Westen leuchteten feierlich, und die Beschläge des Maserkopfes blitzten heute herausfordernd. Neugierige Blicke folgten durch die Fenster oben, die Stimmen klangen gedämpft, die Erwartung schnürte ihnen die Kehle zusammen.

Unter den Kastanien saßen die Sommergäste mit scheinbarer Gleichgiltigkeit — man darf sich nicht imponiren lassen, und gar von so einer! — Die Zwicker saßen aber so erwartungsvoll auf den langen, breiten, stumpfen, selten hübschen Nasen, die Blicke richteten sich so starr auf die Thüre des Wirtshauses — es herrschte eine so ungewohnte Stille unter diesem sonst so schwatzhaften Völkchen, daß die Täuschung absolut nicht gelang.

Ich ging hinauf in die Stube und wurde ohne Zögern eingelassen.

Madelon drehte und wendete sich wie eine Schlange vor dem kleinen Wandspiegel, und die Wirtin mit einem ganzen Pack Stecknadeln im Munde glättete und ordnete mit erhitztem Gesichte die knisternden Falten des weißen Damastes, kämpfte verzweifelt mit dem spitzenreichen Unterrock, der immer wieder unter dem Kleide hervorlugte, als könne er sich von dem Anblick seiner schönen Herrin nicht trennen.

Das war ein Geschäft für die Wirtin; sie war einmal in einem Hotel in der Stadt Zimmermädchen gewesen, das war ja der Höhepunkt ihres Lebens gewesen; da gab's Grafen und Gräfinnen wie hier Handwerksburschen, und alle, besonders erstere, hatten immer ein freundliches Wort für die Liese, oft fuhr ihr auch eine feine, aristokratische Hand um das damals rundliche Kinn, und die Herren Offiziere! — herrliche Männer! Das war eine Zeit! Heute wurde sie wieder daran erinnert. Diese Odeurs, diese Spitzen, dieser blendende Nacken! Zwanzig Jahre hatte sie so was nicht mehr gesehen. Die groben roten Hände tasteten vorsichtig über den duftigen Stoff, und wenn Madelon in weiblicher Aufregung während der Toilette oft ihre Ungeschicklichkeit heftig rügte, nahm sie es geduldig hin, sprang mit den schweren Schuhen polternd über die das kleine Zimmer füllende Schleppe und begann von neuem zu nesteln und zu stecken.

Ich drückte mich in die Ecke, berauscht von dem Duft, der mich umwallte, von dem feinen Knistern des Atlasses — von Madelon! Aus der die edle Gestalt umrauschenden Robe hob sich wie aus einem duftigen Kelch ein blühender Nacken, fein angehaucht von den Lebensfarben, sammetweich, matt schimmernd; die edelgeformten Arme neigten sich wie zwei Blütenzweige über das lockige Haupt, und wie Elfen wühlten

die kleinen rosigen Finger in der widerspenstigen Haarflut, in deren Golde die Sonnenstrahlen spielten, die zum kleinen Fenster hereinfielen; und um diese blendende Erscheinung herum die wacklichten Stühle, das rotgeblümte, hochaufgerichtete Bett — Aphrodite in der Verbannung!

„Sie werden mich auslachen, Sie und die anderen da unten!“ begann sie plötzlich, eine Blume ins Haar steckend. — „Eine solche Robe in Haching! Aber wir Französinnen sind einmal so! Jede Freude, jedes Glück müssen wir auch in der Toilette ausdrücken; sie ist bei uns ein Gedanke, ein Gefühl, kein bloßes Kleid! Mein Gedanke, mein Gefühl heute ist nur eins — Glück, Seligkeit! Ob ich es zum Ausdruck gebracht?“

Sie kehrte sich mit einem Ruck gegen mich, daß es knickte und knackte wie verglimmendes Kohlenfeuer — „Ich hoff' es!“

„Und ich kann es Ihnen versichern!“ erwiderte ich, geblendet von der Harmonie der Erscheinung — ein Symbol der Freude, der Lebenslust! „Sie werden die Hachinger toll machen, begeistern für die Schönheit, deren Wesen ihnen heute zum erstenmale verkörpert entgegentritt!“

In diesem Augenblick trat Wilhelm ein, seine Braut zum Kirchgang zu holen. Ich kannte ihn an dem schweren Tritt die Treppe herauf, sonst hätte

ich dem in einem schlecht gemachten, hier zu weiten, dort zu engen, schwarzen Anzuge gekleideten, vierschrötigen Manne die Thüre gewiesen, so wenig glich er Wilhelm. — Der lange rote Bart war kurz geschoren und stand nun starr und steif nach allen Seiten hinaus; die schlechte Haltung in der ungewohnten Kleidung; die verlegenen, unbeholfenen Bewegungen mit dem entsetzlich altmodischen Cylinder machten ein Zerrbild aus dem in seiner gewohnten einfachen Tracht so vorteilhaft aussehenden Manne.

Madelon stutzte einen Augenblick und konnte ein Lächeln nicht verbergen, denn der Kontrast war zu groß, zu sehr in die Augen springend. — Wieder stieg die dunkle Ahnung in mir empor, daß die beiden doch nicht zusammengehörten — der biedere Bürgersohn der Rheinstadt, der wilde Schößling aus Paris — wie damals, als ich den Geburtsschein las; fast schien es mir, als ob auch über Wilhelms Züge ein Schatten flog — vielleicht dachte er an dasselbe; doch die Glocken läuteten schon in die Kirche.

Lenz im langen blauen Rocke, mit dem hochstehenden Kragen und einer Rose im Knopfloch, drängte schon. Da umarmte plötzlich Madelon stürmisch den Geliebten und benetzte, übermannt vom Gefühle, sein Gesicht mit Thränen; es war, als ob unter den glänzenden Tropfen, die auf den schwarzen Frack Wilhelms herabkollerten, auch eine dem Mitleid

geweihte sich befand; dann nahm sie seinen Arm und rauschte gebückt zur niedern Thür hinaus; Lenz und ich, beide gleich verdutzt, hinter her.

Als das Paar zur Thüre heraustrat, vergaß die ganze Gesellschaft unten ihre noble Zurückhaltung, alles drängte und drückte, stand auf den Zehenspitzen. Bauer und Städter hatten alle den gleichen stieren Ausdruck der Bewunderung, des Ueberraschtseins von einer fremden Erscheinung im Gesicht — dann ging ein Geflüster durch die Menge, die Köpfe steckten sich zusammen, überlegenes spöttisches Lächeln zeigte sich auf manchem Frauenantlitz — „nette Komödie! — Unfein! — Uebertrieben!“ konnte man hören, einmal sogar „mauvais ton!“

Madelon gab es unwillkürlich einen Riß bei diesen gequetschten Lauten, sie sah lächelnd nach der Sprecherin, einer alten Dame in auffallender, möglichst geschmackloser Toilette.

Im übrigen hörte sie wohl nichts und schritt wie eine Fee durch all das eckige Volk, das vor der Macht der Schönheit unwillkürlich sein Haupt beugte.

Die Kirche, ein alter, romanischer Bau, in mächtigen unbehauenen Quadern ausgeführt, war ganz in der Nähe; eine angenehme Kühle wehte aus dem Portale entgegen. Wir traten ein, hinter uns wogte die Menge und füllte lärmend, sich räuspernd und spuckend die Kirchenstühle.

Des Pfarrherrn gutmütiges Antlitz glänzte freudig erregt, er drückte Wilhelm herzlich die Hand und verbeugte sich auffallend tief vor Madelon; auch ihm drückte etwas Unbekanntes unbewußt den Nacken herab beim Anblick dieses Weibes. — Dann begann die Zeremonie! Es war mäuschenstille, man vernahm nichts als leises Schluchzen, das kam von Madelon, deren blendende Schultern vor mir konvulsivisch zuckten. Von allen Seiten starrten uns schmerzverzerrte Märtyrer, blutige Erlöser entgegen; am Altarbild oben loderten Höllenflammen um sündige Leiber, während in der wolkigen Höhe die Engelein jubilirten und posaunten, unbekümmert, unberührt von dem jammervollen Leid da unter ihnen; überall Elend! Sünde! Tod! Mitten drinn das Symbol der ewigen Lebenskraft, der Freude: zwei Liebende in inniger Vereinigung.

Erst der Anblick des Lenzenfischers neben mir in seinem steifen Anzuge, seiner feierlichen Miene, aus der er alle Verschmitztheit vergebens zu verbannen strebte, um der heiligen Handlung entsprechend auszusehen, ließ mich meine gute Laune wiederfinden. — Die Zeremonie war bald vorüber. Man verließ in derselben Ordnung die Kirche. — Nun galt es, aus dem Gesichtsausdruck der jungen Frau ihre ganze Zukunft in der Ehe zu deuten — es war dies wohl noch schwerer, als aus dem Kaffeesatz zu wahrsagen

— aber versucht wurde es doch und gewiß nicht ohne Erfolg, wie das von neuem sich regende Gesäusel weiblicher Stimmen, das Zusammenstecken der Köpfe bekundete.

Im Wirtshaus war ein einfaches Mahl bereitet für die Landleute, die Wilhelm heute frei hielt, und mächtige Bierfässer lagen wie schweres Geschütz vor dem Haus. Die energischen Töne einer Blechmusik lärmten uns schon von weitem entgegen.

Dort angekommen, verschwand Madelon nach oben, um in kurzer Zeit in einer einfachen Herbsttoilette zu erscheinen; auch Wilhelm hatte sich seines Frackes entledigt und war in seine trauliche Joppe geschlüpft. Ich las jetzt in den Gesichtern beider nichts als Glück, Befriedigung. Madelon mischte sich unter die Gäste, sprach mit jedem, spielte die Wirtin mit so viel Anstand und Geschick, daß ihr alle diese verknorrten Herzen förmlich zuflogen. Man gruppirte sich unter den Kastanien, wo die Tische gedeckt waren, einer mit zwei Feldblumenbouquets, von einem weißen Tischtuche überzogen, für das Paar, die beiden Zeugen und den Pfarrer.

Madelon war es, die drauf drang, daß alles streng nach hiesiger Sitte geschehe.

Madelon erzählte von Paris dem Pfarrherrn, der nie über seinen Kirchensprengel hinaus gekommen und wohl erstaunt war, daß man von diesem Pfuhl

der Laster erzählen könne, ohne lasciv zu werden; er selbst hinwieder von seinen Seelen, Wilhelm von seinen Zukunftsplänen; Lenz, wie man den Hechten und Renken am besten ankönne — dazwischen dampften die Knödel, duftete kräftig der saftige Nierenbraten.

Nach dem Mahl ging's zum Tanz. Ich durfte mit Madelon den Reigen eröffnen, es war mir fast ängstlich zu Mut, ich wagte kaum ihre Hüfte zu umfassen, unwillkürlich sah ich auf Wilhelm, der sich mit dem Pfarrer unterhielt, und fühlte, daß mir das Blut ins Gesicht stieg; es war nicht mehr Madelon, das liebreizende Pariser Kind, es war die Frau meines Freundes. — Doch was konnte ich dafür, daß es wie ein Feuerstrom aus ihren Augen brach, daß mich ihre Atmosphäre betäubte. — Alles drehte sich mit uns, und das Blut pochte an meine Schläfe — jetzt hätte es nimmer enden sollen. Endlich schwiegen doch die Instrumente, ich stand schwindelnd gerade vor Wilhelm, der lachend über mein erhitztes Gesicht seine Frau aus meinem Arm nahm.

Nun mischte sich alles durcheinander, auch die Sommergäste wurden von der allgemeinen Heiterkeit erfaßt und vergaßen darüber die beneidete Atlasschleppe, die dunkle Herkunft der jungen Frau, die tagsüber das allgemeine Gespräch gewesen; ja einige

Herren Räte und Assessoren mit ihren Frauen ließen sich sogar Madelon vorstellen und überhäuften sie mit Schmeicheleien, die dieselbe mit viel mehr Chic hinnahm, als sie erwiesen wurden. Das freie Getränk, das reichlich verabreicht wurde, that auch seine Wirkung, der Trubel wurde immer größer; Alt und Jung tanzte, sang, lachte und lärmte durcheinander, und als am Abend die Wirtin noch einige farbige Lampions im Geäste der Kastanien anbrachte, war der Umschwung ein vollständiger; es war, als ob Madelons Pariser Fluidum alles durchdrungen hätte; es fehlte nur noch ein richtiger Cancan, und Bal Mabille wäre fertig gewesen, mitten im altväterischen Haching.

Ich hatte einen Kollegen aus der Stadt getroffen und mich einige Zeit an seinem Tische aufgehalten, mir war sein Erscheinen doppelt willkommen, weil die Unterhaltung mit ihm mich der Notwendigkeit überhob, den Vorgängen im Tanzlokal ferner beizuwohnen, und ich plauderte lange mit ihm. Es ging schon gegen Mitternacht, als ich an den Ehrentisch zurückkehrte. Ich traf nur noch Lenz, der über dem Glase eingenickt war, und den Pfarrherrn, der mit hochgerötetem, lachendem Gesichte dem Treiben des Volkes zusah. Madelon und Wilhelm waren verschwunden — wohl auf ihre vaterländische Weise. — Es war ein häßliches Gefühl, das mich packte, fast

Schmerz zu nennen — was hatte ich noch hier zu thun? — Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen. — Ich schlich mich auf dieselbe Weise fort durch die Sommernacht nach Hause zu, hinter mir erscholl der fröhliche Lärm des Festes, allmälich verklingend — dann nahm mich der Wald auf. Es war schwül und finster um mich her, um so eifriger wob meine Phantasie ihre Bilder von dem Glück unten im Fischerhaus. In den Bäumen rauschte es geheimnisvoll, elektrische Zuckungen erhellten hie und da das Firmament — ein freudiges Aufleuchten schien es — heilige Nacht! — Es war, als freue sich die Natur selbst des ewigen Gesetzes, das sich eben jetzt aufs neue vollzog dort am stillen See.

*

Das Bild mit den biertrinkenden Bauern war fertig! Die Laubwälder rings umher waren schon gelb und rot gefärbt, bei jedem Schritte raschelte das abgefallene Laub, und schwere Nebel wälzten sich wochenlang auf der Oberfläche des Sees hin und her; manchmal fiel schon leichter Schnee zur höchsten Freude der Dorfjugend, die ihn sorgfältig zusammenkratzte, um ein etwas verfrühtes Schneeballengefecht zu liefern. Da war es auch für Wilhelm Zeit, mit seiner Frau in die nahegelegene Residenz-

stadt zu ziehen, wo er ein ständiges Atelier hatte. Ein Künstler braucht Anregung, mag er noch so eigenartig sein, und auch geschäftlich war es notwendig.

Die beiden hatten selige Wochen verlebt, ich störte sie wenig und Wilhelm war nur zu seinem Vorteil verändert; sein Aeußeres, das er bisher unverantwortlich vernachlässigt, so daß es fast schien, er suche etwas darin, war jetzt wohl gepflegt, seine schwerfällige, burschikose Manier, die ihm den oberflächlichen Beobachter nicht zum Freunde machte, hatte einer gewissen männlichen Würde Platz gemacht, die ihm gut stand. Madelon hatte ebenfalls mit feinem Gefühl manches Leichte, Flüchtige in ihrem Wesen, das ihr als Mädchen so gut stand, für eine Frau sich aber nicht eignete, abgestreift; kurz, beide hatten sich gegenseitig abgeschliffen, veredelt, eine Harmonie hervorgebracht, die zu der schönsten Hoffnung berechtigte.

Madelon wollte „vom in die Stadt Ziehen" lange nichts hören, nicht allein, daß sie mit ihrem ganzen Gemüt an dieser Idylle hing, deren Mittelpunkt sie bis jetzt war, sie äußerte fast eine gewisse Scheu vor der Stadt, ein unbestimmtes, ängstliches Gefühl. Sie schien ihr wohl ein häßliches Ungeheuer, das sie einst zu verschlingen drohte, wenn Wilhelm sie nicht gerettet. Sie war so mit sich selbst zufrieden in dieser Einsamkeit, so aller Leidenschaft bar bis

auf die Liebe zu Wilhelm, die ihr höchstes Glück war, daß die Abreise in die Stadt nur ein Erwachen sein konnte aus einem schönen Traum.

Wilhelm sah jedoch die Notwendigkeit ein; da half kein Widerstreben, trotz aller Liebe zu Madelon hatte er doch seinen eigenen Willen, dem sie sich beugen mußte.

So saßen sie denn eines Tages, von Schachteln, Paketen, Blumen fast bedeckt, im gelben Omnibus und fuhren der Station zu. Ich verabschiedete mich herzlich von beiden und versprach, manchen Winterabend bei ihnen zuzubringen.

Aber wie es so ist im Leben: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Ich war jung, mitten im studentischen Getriebe; da haftet kein Eindruck, einer verdrängt den andern, und was mir draußen auf dem Lande hochinteressant und apart erschien, schien mir in der Residenzstadt mit seinen wechselvollen Verhältnissen nicht mehr so; kurz, es lag schon längst der Schnee auf allen Dächern, ja, in den Läden rüstete man schon die Weihnachtsausstellungen, und ich hatte immer noch nicht meinen Freund aufgesucht; erst eine zufällige Begegnung der beiden brachte mir alle Scenen in Haching wieder zu frischer Erinnerung. Madelon sah vornehm aus in ihrem schweren Pelz, fast zu vornehm für die Frau des einfachen Malers, der noch nicht zu den Auserwählten gehörte, ihr

Wesen war das alte, und auch das Verhältnis beider schien ein ungetrübtes zu sein.

Den andern Tag war ich im Atelier. Es war einfach, ärmlich geradezu im Vergleich zu denen minder bedeutender Künstler eingerichtet; die kahlen Wände, deren Monotonie nur hier und da durch eine Farbenskizze unterbrochen war, wirkten ernüchternd.

Woher da Anregung nehmen zum Schaffen! Nur der große altdeutsche Ofen, der wohlige Wärme ausströmte, versöhnte etwas. Ein atemhemmender Farbengeruch lag über dem Raume.

Wilhelm war in die Arbeit vertieft. Ein alter Graubart mit ausgesprochenem Apostelkopf saß ihm eben; er blickte kaum von der Leinwand auf, als ich eintrat.

„Nimm Platz, stecke Dir eine Cigarre an, bin gleich so weit!“

Dann flog wieder der Pinsel von der Palette auf die Leinwand, von da wieder zurück, rastlos; er war eben mit dem Bart beschäftigt. Da durfte kein Härchen fehlen, keins eine andere Lage haben wie in der Natur, und wenn das Modell in Gedanken oder vielmehr Nichtgedanken mit der Hand daran zupfte oder irgend etwas in Ordnung brachte, stampfte er zornig mit dem Fuße.

Mit bewundernswerter Fertigkeit und Geduld

fügte er ein Härchen an das andere, seine Hand schien wie aus Eisen, ohne Nerv.

„Immer noch der Alte!“ dachte ich. Also auch Madelons Bekehrungsversuch gescheitert!

Ich fragte ihn um einiges — keine Antwort. Plötzlich wandte er sich einen Augenblick zu mir. „Madelon ist wohl in der Küche; wenn Du vielleicht — ich bin gleich fertig.“

Eifersüchtig war er nicht, und ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Geschirrgeklapper wies mir den Weg.

Madelon in zierlicher Küchenschürze mit flammenrotem Gesicht, nicht minder reizend als damals im glänzenden Damast, stand am Feuer und guckte in alle Töpfe. Dann streckte sie mir erfreut das vom Bratenfett glänzende Händchen entgegen.

„Das ist das Atelier der deutschen Künstlerfrau!“ Sie wies auf die blinkenden Kupferpfannen mit all dem Geräte.

„Das kommt denn doch auf den Künstler an,“ erlaubte ich mir zu bemerken. „Wilhelms Eigensinn ist wohl schuld daran, nicht die deutschen Verhältnisse; ich dachte —“

„Madelon würde dies alles ändern!“ fiel sie ein. „Ich dachte es auch. Aber es kam nicht so.“ Zwei kleine Fältchen zogen sich zwischen ihren Augenbrauen zusammen. „Ich habe es ernstlich versucht, es führte

zu nichts als zu einem Streit, und eine streitende Frau ist etwas Häßliches, und ich hasse alles Häßliche; darum bin ich wieder still. Ein Mann, und besonders ein Künstler, muß Grundsätze haben, das seh' ich ein — wenn nur diese Grundsätze einen auch leben ließen!" Der Braten zischte im Rohr; Madelon eilte hin, ihn zu wenden — sie war eine perfekte Köchin. „Jetzt geht es ja noch," fuhr sie fort, „aber" — ich glaubte sie stärker erröten zu sehen, und mein Blick glitt unwillkürlich über ihre Gestalt hinab — „wenn einmal Kinder zu versorgen sind, da können solche starren Grundsätze ein Verbrechen werden."

Wilhelm rief mich in diesem Augenblick; ich versprach Madelon, meinen ganzen Einfluß aufzuwenden, um ihn vernünftig zu machen, obwohl ich das Vergebliche dieses Vorsatzes einsah, und ging ins Atelier.

Wilhelm stand drei Schritte vor seinem Bild und betrachtete es sorgfältig, bald das eine, bald das andere Auge schließend, bald näher tretend, bald sich von ihm entfernend; das Modell im Hintergrunde war wohl eingeschlafen, es atmete schwer.

„Wie gefällt Dir die Arbeit?" fragte er mich, ohne einen Blick von dem Bilde zu verwenden.

„Vorzüglich durchgeführt wie alle Deine Arbeiten. Dieser Fleischton unübertrefflich, die Zeichnung ein

Meisterwerk — aber was soll dieser Kopf? Was bewegt sich unter dieser anatomisch genauen Schädeldecke? Ich sehe in ihm nichts als die genaue Nachbildung dieses alten Mannes da hinten, der über Deiner Arbeit eingeschlafen ist — und wer soll sich für den interessiren?"

Er lachte, in seinem roten Bart wühlend, und blinzelte wieder nach dem Bilde. Das ärgerte mich, wenn ihm meine Meinung nichts galt. Was fragte er darnach?

„Höre, Wilhelm," sagte ich und fühlte den Unmut in mir aufsteigen, „siehst Du wirklich in der Kunst nichts anderes als die photographische Wiedergabe der Natur in Farbe und Form, und glaubst Du mit dieser Ansicht wirklich beim Publikum durchdringen zu können?"

„Publikum!" schrie er lachend. „Was kümmert mich das Publikum? Was versteht das von einer solchen Arbeit! Flottes Geschmier, Sentimentalität, Sinnenreiz, das will das Publikum! Und dem soll ich huldigen! Lieber male ich Wirtshausschilder nach meiner Art!"

„Du bewegst Dich nur in Extremen. Ich meine nicht das große, unverständige Publikum, das nur nach Sensation hascht, ich meine das vernünftige, das auch vernünftige Forderungen an den Künstler und die Kunst stellt, und die sind Schönheit, Poesie,

Seele! Und nach diesem Publikum mußt Du Dich richten."

„Und wenn ich nicht will!" entgegnete er brüsk.

„Dann wird Madelon immer Deine Hausmagd bleiben, und dazu scheint sie mir nicht bestimmt — außerdem — Du erwartest Familienfreuden — Du übernimmst jetzt Pflichten, die Dir mindestens ebenso heilig sein müssen als Deine Grundsätze."

Er wurde sichtlich verlegen.

„Das hat wohl Madelon Dir alles auseinandergesetzt?" erwiderte er. „Ja, über diesen Punkt kommt doch keine hinweg, selbst die Beste nicht. Und doch hätte ich es gerade von ihr geglaubt! Damals in Paris war sie meine begeistertste Verehrerin, jetzt spricht schon die Hausfrau aus ihr, der es mit dem Küchengeld nicht zusammengeht."

„Aber Du bist doch wie ein Kind, Wilhelm! Man muß doch auch leben, und Du hast doch auch Pflichten gegen Deine künftige Familie, und Du kannst doch nicht leugnen, daß sich Deine und meine Ansichten in der Kunst verbinden lassen. Schließt denn ein seelischer Vorgang in einem Bild dessen Durchführung nach Deinem Sinn aus? Kann das Schöne nicht ebenso durchgeführt werden wie das Häßliche? Stecke den alten Kerl da hinten in eine Mönchskutte oder in einen Landsknechtskittel, gib ihm ein Schwert oder ein Gebetbuch in die Hand

und male dann jeden Knopf an seiner Kleidung, jede Falte seines Gesichtes mit derselben Peinlichkeit; nur lasse ihn irgend eine seelische Eigenschaft verkörpern, und alle Kunsthändler und Mäcene werden Dir nachlaufen um das Bild, und keine Perle fällt aus Deiner Künstlerkrone."

Madelon war eingetreten und unter der Thüre stehen geblieben. Sie hatte wohl meine Standrede mit angehört; ein dankbarer Blick traf mich, dann eilte sie auf Wilhelm zu und umarmte ihn stürmisch, als fühle sie, welch inneren Kampf er jetzt kämpfte.

„Nicht meinetwegen, Wilhelm," flüsterte sie errötend, „Deinem Kinde zu liebe!"

Sie legte ihr Haupt an seine Brust, und glänzende Thränen perlten die abgeschossene braune Sammetjacke hinunter.

Er strich mit der Hand über ihr blondes Gelock und küßte sie auf den Scheitel; auch sein Auge war feucht, und mächtig hob sich seine Brust, geschwellt von den besten Gefühlen.

„Ich werd's versuchen!" sagte er milde, wie ich es nie von ihm gehört.

Das Modell mit dem herrlichen Petruskopf war darüber erwacht und starrte blöde auf die in sich verlorene Gruppe. Hier volles Leben, edelste Empfindung — dort tote Form!

Wilhelm schien diesen schroffen Gegensatz selbst

zu empfinden, als er sanft die Umarmung Madelons löste, und hieß den alten Mann mit rauher Stimme gehen. „Und mit dem hab' ich mich so lange gequält!" klang für mich daraus.

Auch ich empfahl mich; man muß das Eisen schmieden, solange es warm ist, dachte ich mit einem Blick auf Madelon, bei dieser Arbeit kann ein dritter nur stören. So innig hatte sie mir noch nie die Hand gedrückt, und auch Wilhelm entließ mich mit von Herzen kommendem: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Die Wogen des Karnevals schlugen über mir zusammen, und wenn auf den Bällen der ersten Gesellschaft unter den Klängen Straußscher Walzer in einem Meer von Lichtern, unter Wolken leichter und schwerer Stoffe, unter einem Gewirr von Blumen üppige Nacken, liebliche Arme rings um mich aufleuchteten, mußte ich an Madelon denken: wie würde sie, die Herrliche, alles überstrahlen! Wenn auf der Redoute ein schlanker Domino, in schwarze Spitzen gehüllt, an meine Seite schlich, sah ich ihm oft tief in das verheißungsvoll blitzende Auge unter der Maske, ob es nicht Madelon sei.

Sie saß unterdes zu Hause in der einfachen Stube und nähte beim Lampenlicht ganz kleine Hemdchen und Höschen, schnitt Leinwand zurecht und Flanell, und lächelte so glücklich darauf hernieder,

daß man ihr gleich ansah, für was das alles gehöre. Sie lebte nur noch in dieser Erwartung und vergaß darüber alle häuslichen Sorgen, die mit Wucht jetzt schon hereingebrochen. Wilhelm verkaufte nichts, selbst nicht das Bild vom alten Lenz, auf das sie alle Hoffnung gesetzt, und das bißchen Geld, das Madelon mitgebracht, wurde immer weniger; doch ist erst das Kind da, dachte sie, dann wird Wilhelm gewiß auch etwas praktischer werden und ein bißchen dem Geschmack der Zeit Konzessionen machen.

Er hielt zwar sein Versprechen, das er damals in meiner Gegenwart gegeben — „ich will's versuchen," — aber leider nur wortwörtlich. Er versuchte es auch nur; da es ihm aber ganz gegen seine Natur ging — es fehlte ihm eben die Phantasie, die Kraft, sich in einen geistigen Vorgang lebendig hineinzudenken, nur sein körperliches Auge war unendlich fein ausgebildet — gelang ihm auch nichts, und bald kehrte er wieder auf die alte Bahn zurück, wo er, wenn auch nichts sehr Ersprießliches für die Kunst, so doch an sich Vortreffliches leistete.

Madelon sprach kein Wort mehr darüber, wenn sich ihr auch oft die Sorge um die Zukunft gewaltsam aufdrängte. War nur erst der Junge da, dann kamen die guten Ideen schon von selbst. An die Vergnügungen der Residenzstadt konnte sie jetzt schon infolge ihres Zustandes nicht denken, und so entbehrte

sie dieselben auch nicht und dachte auch gar nicht daran, daß sie auch aus anderen Gründen verhindert wäre, dieselben zu genießen. Sie glaubte, alle Genußsucht, alle Lust zu glänzen, zu gefallen, die ihr wie jedem schönen Weib eigen war, gründlich abgestreift zu haben, und auch Wilhelm war glücklich über diese Anspruchslosigkeit seiner Frau, die doch früher gewohnt war, sich keinen Genuß zu versagen, und suchte es ihr durch Herzlichkeit und Rücksicht aller Art zu entgelten.

Auf diese Weise beglückten sie sich gegenseitig inmitten der drückenden Verhältnisse, und ihre hingebende Liebe gab ihnen wenigstens die Kraft, unberührt von allen Widerwärtigkeiten weiter zu arbeiten.

Als der Juni kam und ich mich eben wieder aufmachen wollte nach S . . . zur Rehbirsch, bekam ich die Anzeige, daß Madelon eines Mädchens genesen. Das war also schon der erste Irrtum, sie hofften einen Buben. Ich eilte sofort zu Wilhelm. Auf der Stiege schon kam er mir entgegen und mahnte mich, doch leise aufzutreten, Madelon sei noch recht schwach; dann führte er mich in das Wohnzimmer, das an das Schlafzimmer stieß, und betrat dieses auf den Zehenspitzen. Ich hörte drinnen leises Geflüster, dann kehrte er zurück, das Kind im Arm. Es schlief; er betrachtete es mit innigem Blick.

„Sein Name?“ fragte ich.

„Madelon die zweite,“ erwiderte er heiter. Er hatte keinen Verdruß, daß es kein Bube war.

„Willst Du die Mutter sehen?“

„Wenn ich nicht störe!“

Ich betrat das Gemach; angenehmes Halbdunkel herrschte, Arzneigeruch erfüllte den Raum. Eine Wärterin schlich lautlos umher. Es lag etwas Mystisches in dieser Geburtsstätte eines Menschenkindes. Hinten an der Wand leuchtete Madelons blasses Antlitz. Ich trat näher, sie reichte mir ihre Hand, die jetzt noch weißer, noch durchsichtiger, vom Leiden noch veredelter, mir geradezu Ehrfurcht einflößte. Ich küßte sie andächtig; sie lächelte glücklich.

„Haben Sie Madelon gesehen? Ein hübsches Kind, nicht wahr?“

Dann schloß sie die großen Augen, wie ermattet von Wonne und Schmerz; ich fühlte noch einen leisen Druck ihrer Hand in der meinigen, dann zupfte mich Wilhelm, dem die alte Wärterin etwas ins Ohr flüsterte, am Aermel — ich war entlassen.

Wie aus einer Kirche ging ich hinaus.

„Madelon ist ein Engel,“ sagte ich zu ihm im Hinausgehen, „sie ist wert, daß Du ihr alles opferst. Halte nur die Sorge von ihr fern; sie ist zur Freude geboren und hat jetzt genug gelitten.“

„Wenn mir's nur gelingt,“ sagte er ernst; „ich warte alle Tage auf gute Nachricht von meinem

‚Lenz‘.“ Er meinte das Bild, das er unter dem ersten Einfluß Madelons in Haching gemalt.

„Das ist ja nach eurem Geschmack; dann geht es schon wieder eine Weile.“

Nun ging ich wirklich nach S... und hörte wochenlang nichts von der Residenz.

Gleich am ersten Tag meiner Rückkunft dorthin begegnete ich Wilhelm. Er schien mir ausweichen zu wollen — ich vertrat ihm den Weg.

„Wie geht's zu Haus? Was machen die beiden Madelons?“

„Alles wohl!“

„Und der Lenz, ist er verkauft?“

„Nein!“ erwiderte er bitter lachend. „Auch das hilft nichts bei mir, auch nicht der ‚seelische Vorgang‘, mit dem Du mich so oft gequält — daran liegt es nicht. Schwindel, Lärm, Name, und alles ist gut — ohne dies alles umsonst! Nur thut es mir leid um Madelon, aber ich kann ihr nicht helfen — jetzt weiche ich keinen Fuß breit von meinem Glauben! Vielleicht dringe ich doch durch damit!“ Um die Ecke war er.

Und er hielt Wort, er arbeitete wie im Fieber; ein Bild nach dem andern erschien in der städtischen Ausstellung, alle gleich vollendet, unübertrefflich in der Technik, alle gleich langweilig, abgeschmackt; nur wenige Verständige beachteten seine seltene Meister-

schaft. Die Menge, weder durch Farbe noch Form, durch keinen Beleuchtungseffekt angezogen, ging achtlos vorüber. Sie wanderten alle wieder in sein Atelier zurück.

Madelon hatte eher gewonnen an Schönheit, seit sie Mutter war; eine gewisse Würde paarte sich jetzt mit ihrer natürlichen Anmut, und wenn sie mit der Kleinen im Arm, die jetzt schon die größte Aehnlichkeit mit der Mutter hatte, ins Atelier trat, konnte man nicht begreifen, wie Wilhelm noch anderer Modelle bedurfte.

Ich glaubte jetzt in dem Verhältnis der beiden Gatten eine Veränderung zu bemerken. Wilhelm war nervös gereizt; er gab ihr oft heftige Antworten oder sprach gar nicht mit ihr. Schrie die Kleine, so mußte sie sofort aus dem Atelier. — Madelon ging ganz in dem Kind auf und schien darüber das veränderte Benehmen ihres Mannes zu vergessen. Es war mir das ein bedenkliches Symptom. An seiner Stelle wäre ich etwas eifersüchtig gewesen auf die kleine Madelon; doch er steckte so tief in Sorgen, war so verbittert durch seine Mißerfolge, daß er gegen alles stumpf wurde. Mir war die Situation peinlich und ich blieb aus.

Monate vergingen, ohne daß ich von beiden hörte; höchstens in der Gesellschaft machte man sich über Wilhelm lustig, der das kühne Wagnis unter=

nommen, die ganze moderne Kunstrichtung auf den Kopf zu stellen.

Eines Abends — es war kurz vor Weihnachten — ging ich in die Oper, mehr aus Langeweile, als aus Musikbedürfnis. Deshalb musterte ich auch während der rauschenden Ouverture sorgfältig mit meinem Glase die Ranglogen. Unzählige Frauen- und Mädchenköpfe waren schon an mir vorübergezogen; bei einigen hielt das Rohr einen Augenblick inne, bei anderen flog es rastlos vorüber — nichts Neues — immer dieselben Köpfe — womöglich dieselben Toiletten. Jetzt war ich in der rechten Ecke des ersten Ranges angelangt; auf dem Rücksitz saß eine Dame im tiefen Schatten. Schon wollte mein Rohr an ihr vorübereilen in die besetzte Fremdenloge — eine Schönheit setzt sich nicht in den Schatten — da stand sie auf — eine hohe Figur! Ich kehrte noch einmal zurück — unglaublich! Ich zog die Schraube hin und her, um besser, klarer zu sehen, und doch — Madelon!

Madelon allein im Theater?! Ich wandte kein Auge von ihr; die Thür mußte sich ja jeden Augenblick öffnen und Wilhelm eintreten.

Der Vorhang rauschte in die Höhe, eine Arie erklang hinter meinem Rücken. „Setzen, setzen!“ rief es von allen Seiten.

Die Thüre öffnete sich nicht; Madelon blieb

allein. „Setzen!“ tönt es energischer. Ich folgte mechanisch dem Befehl. Der erste Akt dauerte entsetzlich lang, meine Gedanken waren im ersten Rang. Da mußte sich etwas ereignet haben.

Madelon allein im Theater! War ihre alte Lebenslust erwacht? Suchte sie nur Zerstreuungen? Oder floh sie hieher?

Der Vorhang senkte sich; auf allen Seiten wurde applaudirt. Ich klatschte mit und zwängte mich dann unter unzähligen Pardons zwischen den Sitzreihen durch, hinaus, dann ging's in einigen Sprüngen hinauf in den ersten Rang rechts — die Eckloge war's!

Madelon saß bewegungslos auf dem Rücksitz. Als ich die Thür öffnete, fiel das volle Licht des Foyers auf sie. Ihre Augen waren gerötet, ein kummervoller Zug lag um ihren Mund.

„Also hereingeflohen!“ dachte ich bei diesem Anblick. Sie wurde sichtlich verlegen, als sie mich erkannte, faßte sich aber rasch und begann über die Leistungen des ersten Aktes mit mir zu sprechen. Ich gestand ihr offen, daß ich nichts davon gehört; ihre unverhoffte Anwesenheit im Theater habe mich beschäftigt.

„Ist dies so auffallend,“ entgegnete sie, „wenn ich einmal in das Theater gehe? Es gab eine Zeit, wo ich nicht ohne dasselbe hätte leben können!“

„Auffallend nur durch Ihre frühere Zurückgezogenheit, gnädige Frau!“ entgegnete ich, und dann dachte ich an die kleine Madelon. Sie wurde feuerrot. „Und was macht Wilhelm? Warum ist er nicht mit?“

„Er ist nicht in der Stimmung, das heißt, er ist nie in der Stimmung. Er liebt das Theater nicht.“

„Sie lieben es aber und konnten es doch so lange entbehren? Das ist bewundernswert!“

„Ich entbehrte es eben bis jetzt nicht, und auch heute suche ich nur Zerstreuung!“

Der Vorhang ging auf; sie wandte sich zur Bühne und brach das Gespräch ab. Ich blieb hinter ihr stehen und beobachtete sie; sie war nicht bei der Sache. Plötzlich wandte sie sich nach mir um.

„Sprechen Sie mit Wilhelm nicht darüber, daß Sie mich im Theater getroffen, er ist so sonderbar!“

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau!“

Ich starrte in Gedanken versunken in den dunklen Zuschauerraum, in dem hie und da ein Fächer rauschte wie Flügelschlag und ein leises Flüstern hörbar wurde.

„Sie hat Wilhelm angelogen.“ Wenn ein rotwangiger Apfel so verlockend vom Ast winkt, du beißt ihn lüstern an und findest auf der andern Seite einen häßlichen Wurmstich, so ärgerst du dich

— so erging es mir. Es war nur die Frage: War es ein Wurmstich oder eine offene Wunde, die erst vor kurzem geschlagen, von Wilhelm geschlagen wurde. Sie sah jetzt unverwandt auf die Bühne, weniger aus Interesse für die Oper, wie mir schien, als um meinen Fragen auszuweichen; doch ihre innere Unruhe verriet sich auch nach außen in den hastigen, nervösen Bewegungen, die sie machte.

Im dritten Zwischenakte fragte ich sie nach den Arbeiten ihres Mannes. Sie gab mir kurze Antworten.

Der „Lenz" war verkauft, nicht gut, aber verkauft! Im übrigen sei er jetzt womöglich noch extremer geworden in seiner Richtung, und das sei eben oft der Stein des Anstoßes zwischen beiden; sie müsse jetzt sprechen des Kindes halber, dessen Zukunft zu sichern die erste Pflicht sei. Auch heute sei diese Angelegenheit wieder zur Sprache gekommen; er war heftiger, gereizter als gewöhnlich. Es endete mit einem Mißton, der nicht so schnell verklang. Madelon verließ das Haus, um Zerstreuung zu suchen; so kam sie ins Theater. Das war an und für sich nichts Schlimmes und doch in dieser Verbindung höchst bedenklich in meinen Augen. Die Liebe zu Wilhelm, die reinigende, beruhigende Atmosphäre der Ehe hatte sie von einer sinnberauschenden Bahn hinweggeführt, die immer abschüssiger, immer schlüpfriger zu werden drohte.

Sie fürchtete sich damals schier vor der Stadt mit ihren Versuchungen; wenn sie jetzt auch noch den Führer verlor, wie leicht könnte sie wieder auf die verlassene Bahn geraten, die ja so verführerisch, so rosenbestreut ihr, der, wenn sie wollte, gefeierten Schönheit entgegenlachte. Der erste Schritt war schon gethan, und sie war ein Weib, ein schönes Weib, mit dem leidenschaftlichen Temperament ihres Volkes. Ich hatte genug von ihr erfahren, ich wußte alles, als ob ich dabei gewesen wäre, und riet ihr, Wilhelm nicht weiter mit solchen Vorstellungen zu quälen, er müsse am Ende auch mit seiner Richtung, wenigstens bei einem großen Teil des Publikums, durchdringen.

Die Oper war zu Ende. Ich drängte mich, Madelon am Arm, durch die Menge; alle Köpfe kehrten sich nach dem von einem schwarzen Spitzenschleier umrahmten liebreizenden Gesicht Madelons. Draußen war eine kalte Winternacht; der Schnee knisterte unter meinen Füßen, sie schmiegte sich in ihrem weichen Pelz wie ein Kätzchen an mich an. Es war mir wieder wie damals, wo ich sie zum erstenmal sah im Omnibus; ich rief eine Droschke und stieg mit ihr ein.

Als sie so neben mir saß, ihr Auge im Dunkeln leuchtete, ihr feines Parfüm das kleine Coupé erfüllte, war mir unheimlich. Und doch, es war ja

nichts Unrechtes, die Frau eines Freundes heimzuführen, ich befand mich ja doch schon oft in ähnlicher Lage. Woher diese Unruhe, dieses sündhafte Pochen des Blutes? Sonderbar! Das war nicht die Frau meines Freundes, das war eine sinnberauschende Bajadere, eine jener Sirenen, die männerbethörend aufsteigen aus den Nebeln der Seine! — Erbschaft des Blutes! Da hilft nichts darüber hinweg, und als ich die Augen schloß, sah ich einen andern Mann an meiner Stelle fahren und Madelon geheime Worte ins Ohr flüstern. Sollte das eine Vision sein?! Armer Wilhelm! — Arm? — Nein — furchtbarer Wilhelm! Wie ein rasender Ajax wirst du toben, in deinem Innersten getroffen — mir schauderte vor meiner Phantasie!

Madelon zog die Schnur; die Kutsche hielt — doch wir waren noch nicht vor Wilhelms Haus.

„Warum wollen Sie hier aussteigen?" fragte ich erstaunt.

„Wilhelm könnte uns sehen und das ist nicht notwendig. Ich kann von hier allein gehen."

Sie sprach dies, mit einem Fuße schon am Trittbrett. Im Nu war sie verschwunden, und der Schlag fiel zu.

„Wilhelm könnte uns sehen!" Sie kannte also das Unrecht ihrer Handlungsweise. Ich glaube, ich wurde schamrot über ihre Geschicklichkeit, ihre

Gewandtheit im Hintergehen. — War das noch dieselbe Madelon? Mein Abgott? Und durch ein schlimmes Wort ihres Gatten so verändert — ich kannte damals noch nicht die geheimnisvollen Falten einer Frauenseele — ich stand vor einem Rätsel. Der Wagen führte mich zu meiner Wohnung, ich öffnete die Fenster — die eisige Luft, die hereinströmte, that mir innerlich wohl. Eine Laterne warf plötzlich ihren Schein in den Wagen und beleuchtete einen weißen Damenhandschuh auf dem Sitze neben mir — ich steckte ihn zu mir, er roch stark nach Veilchen, das Leder griff sich so weich, so sanft, fast wie ihre Hand — jetzt half die kalte Luft auch nichts mehr. — Ich konnte nicht schlafen und begab mich noch in ein Restaurant, erst ein Flasche guten Rheinweins löste wieder mein verworrenes Innere.

Als ich mich zu Hause entkleidete fiel der Handschuh aus meinem Rock, gespenstisch leuchtete er auf dem dunklen Boden, ich wagte ihn kaum zu berühren. Als ich in der Früh erwachte, fühlte ich heftige Kopfschmerzen — vielleicht vom starken Veilchenduft, der das Zimmer erfüllte?

*

Von dieser Zeit an traf ich sie öfters im Theater, und was mir besonders auffiel, bald nicht mehr in

jenem dunklen Winkel, sondern an möglichst exponirten Plätzen in reizender Toilette, so daß sie bald der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit war. Sie tauchte auf wie ein Meteor, niemand wußte zuerst, wer sie war. Als es bekannt wurde, daß sie die Frau des verrückten Malers Lambert sei, über dessen Bilder im Kunstverein man sich so oft ärgerte, zuckte man zweideutig die Achseln, die Damen wenigstens — die Herren kümmerten sich darum wenig! — Sie war ein schönes, begehrenswertes Weib; ein neuer Stern, der aufging über dem öden Horizont der hauptstädtischen Gesellschaft — ein Stern, der am Ende nicht unerreichbar war.

Mächtig zog sie die alte Sphäre. Ein bitteres Gefühl empfand ich bei dieser Wahrnehmung, ein Gefühl des Schmerzes, des Mitleides um dieses Weib, das sich so freudig emporgerankt an der Liebe zum Manne, aus allem Schutt seiner Jugend, und jetzt wieder rettungslos darein zurücksinken sollte.

Was konnte ich thun? Wilhelm warnen? Wovor? Ich wagte kaum daran zu denken. Sollte ich neuen Unfrieden stiften? — Und noch etwas. — Ich dachte an die Heimfahrt in der Droschke, an den weißen Handschuh in meiner Brusttasche — und mied sein Haus.

Im Café kamen wir hie und da zusammen. Gewöhnlich war er verstimmt, verkroch sich in die

Zeitungen. In der letzteren Zeit schien er mir heiterer, mehr zum Sprechen aufgelegt. — Er sprach mit solcher Sicherheit von dem Durchdringen seiner Richtung, daß ich ihn erstaunt fragte, was ihm denn so Mut mache, solche Zuversicht einflöße? — Da mußte ich denn hören, daß in letzterer Zeit sehr viele angesehene Herren sein Atelier besuchten; seine Arbeiten bewunderten; ihm Hoffnung machten; hie und da sogar Käufe abschlossen; als er mir auf mein Befragen einige Namen nannte, fand ich die bekanntesten Roués darunter, an deren Kunstsinn ich nicht recht glauben konnte.

Das waren die Früchte der Theaterabende Madelons! Sie schnitt mir in die Seele, diese freudige Hoffnung Wilhelms; wo er sich bewundert glaubte, wurde er vielleicht am tiefsten verletzt. — Ich war nahe daran, ihn zu warnen, doch ich war ohne bestimmte Anhaltspunkte — bis jetzt hatte Madelon ja nichts Unrechtes gethan. Doch verlangte es mich, sie jetzt wieder in ihrem Hauswesen zu beobachten, als Mutter, als Frau! Den nächsten Abend ging ich hin. Ich war nicht wenig erstaunt, Wilhelm eben mit seiner Toilette beschäftigt zu sehen — und welche Toilette! Als ging es zu Hofe! Er quälte sich eben mit einem widerspenstigen Hemdkragen ab.

„Wohin?“ fragte ich erstaunt.

„Zum Präsidenten!“ antwortete er in komisch-gravitätischem Tone.

Ich prallte ordentlich zurück.

„So weit kommt man, wenn man eine schöne Frau hat!“ Unbewußt ging er damit auf meine Gedanken ein.

„Madelon läßt mir keine Ruhe. Und am Ende hat sie nicht unrecht. Man muß in die Gesellschaft gehen, dort seine Ideen klar legen, bekannt werden. Der Präsident ist außerdem sehr eingenommen für meine Richtung; er war bereits zweimal bei mir, da darf man nicht nein sagen.“

Madelon trat ein in glänzender Salontoilette, sie errötete, als sie mich sah.

„Was sagen Sie zu Wilhelm? Hat er sich nicht gebessert? Hätten Sie das vor einem Jahre geglaubt?“

„Ich sehe daraus nur von neuem,“ erwiderte ich, „was die Liebe alles erreichen kann. Seien Sie stolz darauf, auf diese Liebe, gnädige Frau!“

Ich sah sie dabei scharf an, sie hielt meinen Blick nicht aus.

„Mach doch, Männchen, es ist höchste Zeit! Die kleine Madelon schläft schon, mach keinen Lärm beim Hinausgehen; wenn sie erwacht und mich gehen sieht, ist sie nicht mehr zu besänftigen. Wollen Sie das Kind sehen? Ein Engel!“

Sie führte mich in das Schlafzimmer nebenan. Es war ein Engel, dessen Lockenkopf auf blühweißem Kissen ruhte. Madelon sah es mit dem Ausdruck unendlicher Liebe an und küßte es leise auf den Mund. Sie war also doch noch eine gute Mutter — da konnte sie ja nicht fallen — das beruhigte mich etwas.

Endlich war Wilhelm auch fertig, ich bot Madelon meinen Arm und wir verließen das Haus. Ich begleitete das Paar bis zum Präsidenten, aus dessen Hause greller Lichterschein bis auf die schneeige Straße fiel. Wagen auf Wagen rollte in den Hofraum; davor stand eine Menschenmenge, der niederen Klasse angehörig, frierend, die Hände in den Hosentaschen, mit den Füßen trampelnd, um das starre Blut in Bewegung zu bringen.

Sie stierten blöde auf die eleganten Herren und Damen, die den Wagen entstiegen, saugten mit Begier die Luft der Reichen ein.

Welche Figur wird er heute spielen, der arme Wilhelm, in dieser fremden Welt, neben der angebeteten Frau — ich schämte mich fast für ihn. Wie konnte er denn nur die Toiletten seiner Frau, all die Ausgaben, die mit dem Leben in der großen Gesellschaft verbunden sind, bestreiten? Sollte der alte „Lenz“ immer noch reichen? — auch das beschäftigte mich.

Und er erreichte auch wirklich nicht mehr: ging es ans Kaufen, blieben auch die eifrigsten Bewunderer seines Ateliers aus. Die Not, die häßliche Megäre, pochte an sein Thor! Ein Bild nach dem andern wurde zu Schleuderpreisen an Händler verkauft. Er hatte, bethört von all den schönen Redensarten, die er in der letzten Zeit zu hören bekommen, Madelon nachgegeben und sich in die Gesellschaft gewagt, jetzt wollte er nicht mehr zurück, eine falsche Scham ließ ihn wenigstens den Schein wahren. So spielte er dort, wo seine Verhältnisse längst bekannt waren, eine geradezu lächerliche Rolle, und die herrlichen Roben Madelons wurden von den Damen immer mehr belächelt, von den Herren mit süffisanten Seitenblicken bewundert. — „Wer von uns ist der Käufer?“ — lag darin.

O, die Not ist ja die größte Verleumderin, sie dichtet ihren Hausgenossen alles Niedrige, alles Schlimme an, bis diese verfehmt, geächtet, verzweifelnd an allem, wirklich in den Schlamm sinken. — Gern hätte ich geholfen, so weit in meinen Kräften stand, doch ich kannte Wilhelm zu gut, er hätte mich abgewiesen, wäre womöglich verletzt gewesen; so that ich, als wüßte ich nichts, wenn ich ihm begegnete, und hütete mich, ihn durch meine Besuche in Verlegenheit zu bringen.

Unterdes kam wieder die Karnevalszeit, da

erwartete ich mit Madelon öfters zusammenzutreffen; sie konnte so plötzlich nicht alle Verbindungen abbrechen und wollte es auch gewiß nicht.

Was verbirgt sich nicht all für Not und Sorge zu dieser Zeit unter glänzendem Flitter! Das verstand sie wohl besser als alle Uebrigen, und ihre blühende Gestalt ließ an keine Not denken.

Trotzdem traf ich nirgends mit ihr zusammen, nicht beim Präsidenten, der sie so hoch zu verehren schien, nicht auf den Offiziersbällen — nirgends! That sie es Wilhelm zu liebe, oder war das Elend so groß, daß auch sie keinen Geschmack mehr fand an Vergnügungen?

Die Mittwochsreroute versäumte ich nie.

Es liegt etwas unendlich Anziehendes in diesen verhüllten Frauengestalten. Das Unscheinbarste, das, bei Lichte besehen, jeden Reizes entbehrt, umwebt unsere erhitzte Phantasie an solchen Abenden mit allen herrlichen Eigenschaften. Hinter jeder Larve ahnen wir ein liebliches Mädchengesicht, blitzende Augen, rosige Lippen, bis diese leider oft sich öffnen, um mit einem Worte den schönen Wahn zu zerstören. Und nicht nur das leichte Mädchenvolk der Großstadt drängt sich an diesen Abenden herein, sie könnten am Ende der Maske entbehren und ihre schlechten Witze, wie im gewöhnlichen Jahr, einem frei ins Gesicht sagen — nein! aus allen Gesell-

schaftskreisen; aus den kostbaren Boudoirs, aus den feinsten Tilburys schleichen sie tief verhüllt herbei, die schönen Sünderinnen, um auch einmal die süße, verbotene Frucht zu naschen, auch einmal frei zu sein unter der schwarzen Atlasmaske, dem verhüllenden Domino, der allen Unterschied, allen Namen verlöscht — nur noch Weib, das hier mit allen Waffen des Geistes und der Sinne den Kampf aufnimmt mit seinem Urfeind, dem Manne!

Auch ich kämpfte wacker mit. Mehrere Angriffe, die ungeschickt geführt waren, hatte ich glücklich abgeschlagen; um mich her flüsterte es geheimnisvoll, rauschten lüstern die Schleppen, wehte heißer Atem und unzählige sich bewegende Fächer hörten sich an wie der Flügelschlag unsichtbarer Dämonen, die die Menge zu immer heißerer Glut anfachten.

Plötzlich legte sich eine kleine Hand auf meine Schulter, ein bekannter Duft ging von ihr aus — im Nu erzeugte mein Gehirn zwei Bilder — ein geschlossenes Coupé! — ein Kahn am abendlichen See!

„Madelon!“ lispelte ich leise.

Sie legte den Finger auf den Mund und hieß mich folgen. Wir verließen den Saal. In dem Vorzimmer herrschte eine angenehme Kühle, ein heimliches Halbdunkel — einzelne Paare saßen still in sich versunken, hinter Fächer verborgen in den

Ecken, und nur hie und da wurde unterdrücktes Kichern, ein Seufzer laut oder eine enthandschuhte Hand griff hinter dem Fächer hervor nach dem perlenden Champagner. Es war noch zu früh, noch beherrschte Strauß draußen im Saal die Menschen — in einigen Stunden ging es hier wohl lauter zu.

Wir wählten uns ein stilles Plätzchen — ich ahnte Enthüllungen, die für niemand sonst bestimmt waren. Ein verschlafener Kellner, der, abgestumpft gegen alle diese Scenen um sich her, apathisch in den Tanzsaal blickte, brachte Champagner.

„Madelon?“ fragte ich sie fast vorwurfsvoll, „wie kommen Sie hieher; wenn Wilhelm —“

„Er soll es wissen!“ fuhr sie erregt fort, ihre Hand zitterte am Griffe des Fächers. „Was kann ihm daran liegen? — Er liebt mich nicht mehr!“

„Das glaube ich nicht!“ erwiderte ich, erschreckt durch die Sicherheit, mit der sie sprach. „Kleine Differenzen, die in der Ehe unausbleiblich sind, unglückliche Verhältnisse, die die Nerven aufregen, Sorgen, die sich in den Vordergrund drängen, das wird alles sein. Da seid ihr Frauen gleich mit dem Worte bereit: ‚Er liebt mich nicht mehr.‘ Ein heftiges Wort wirft da oft jahrelange Ueberzeugungen der innigsten Liebe über den Haufen. Außerdem — haben Sie in der letzten Zeit nicht manches gethan, was ihn verletzen konnte? Glauben Sie —

wenn ein Mann, den Kopf voll Sorgen, zu Hause sitzt, weiß er seine Frau nicht gerne im Theater oder in der Gesellschaft, ich meine, sie gehört dann an seine Seite, mag es dort momentan noch so düster aussehen!"

Sie trommelte ungeduldig während dieser Standrede mit den Fingern auf den Tisch, lüftete die Maske, um mehr Luft zu bekommen. Sie sah verführerisch aus in ihrer Erregung. Der weiße Hals hob sich wie Alabaster aus dem schwarzen Ueberwurf, den sie jetzt so heftig öffnete, daß die Spitzen zerrissen.

„Dachte ich es doch! Sie sind ein Mann und halten zu ihm! Hören Sie aber auch auf mich! Ich habe viel versucht, alles versucht; ich war an seiner Seite in den schlimmsten Stunden, ich arbeitete wie eine Magd, Sie haben es selbst gesehen. — Ich war aber auch sonst nichts als seine Magd, nach deutschem Ehemuster! Jede Einmischung in Berufsfragen verbat er sich; meine Ideen, meine Vorschläge wurden belächelt — was versteht auch eine Frau davon!

„Als ich seine Geliebte war, ja, da war es anders! Da war ich alles! Sein Ideal, sein guter Genius! Er lauschte auf meinen Rat, auf mein Urteil, wie auf ein Orakel! Da war ich glücklich — selig! Ich hielt mich für unentbehrlich — ich

war es ihm auch. Meine bewegliche Phantasie, mein Sinn für das Schöne, der uns Pariserinnen einmal gegeben ist, glättete seine Härten, und bei der Meisterschaft seiner Pinselführung mußte er wohl Großes leisten. — Da verließ er Paris und mich! Vergaß mich wohl — wollte mich vergessen — ich war ja doch am Ende —“ sie machte mit dem Fächer eine abwehrende Bewegung und zog die Maske herab, — „gleichviel! — Ich liebte ihn mit einer andern Liebe, als er wohl glaubte — ich suchte ihn in Haching auf — ich fand ihn zurückgesunken in den alten Wust.

„Er heiratete mich! — Das war groß von ihm, er wußte meine Herkunft, auf den Knieen dankte ich ihm für diese Erhebung — das war es für mich in diesem Augenblick — glaubte ich doch, er erhöbe mich zu seiner Genossin, Gefährtin — die mit ihm kämpfen sollte, deren Wert er erkannt.

„Anfangs schien es auch so, aber nicht lange, da sah ich mich erniedrigt zu einer Magd, zu einem Dienstmädchen — ‚die Küche ist Dein Platz, das Deine Grenze, darüber hinaus hast Du keine Stimme.‘ Anfangs duldete ich es, — dann ekelte mich dieses Leben, diese Atmosphäre an. — Ich revoltirte, ich wollte gehört sein, auch in anderen Dingen — da erklang der erste Mißton! Er war ja gar nicht mehr gewohnt, mein Urteil zu hören, und aus der

Küche heraus klang es wohl auch nicht gut. Wilhelm verrannte sich immer mehr in seine Richtung. — Aber es galt meines Kindes Zukunft! Die erste Unterredung in dieser Sache hatte ich mit Wilhelm im November. Er war furchtbar erbittert darüber, daß ich diese häßliche Seite des Künstlerlebens, die Geldfrage, berührte, daran könne er nicht denken beim Schaffen, da hätte ich einen von den Schmierern, wie er sich ausdrückte, heiraten müssen. Dann spielte er auf meine früheren Verhältnisse an, ich sei doch nicht im Ueberflusse aufgewachsen; in seinem Unmute wurde er ungerecht, verletzend — denselben Abend fuhr ich zum erstenmal ins Theater — wir trafen uns ja dort. Ich weiß selbst nicht, war es Trotz, Unmut, was mich dahin trieb, oder das Bedürfnis, mich zu zerstreuen — kurz, ich ging — ging immer wieder, so oft mir Wilhelm das Haus verleidete. Die Folge davon war, daß man mich sah. — Sie wissen selbst — eine fremde Erscheinung, die vielleicht nicht uninteressant, reizt die abgestumpfte Welt. — Man besuchte das Atelier Wilhelms, um mich kennen zu lernen, mir zu liebe interessirte man sich für ihn. Der Ehrgeiz wurde in ihm rege, das bemerkte ich mit Freude, ich ließ ihn in der Täuschung und versprach mir Gutes davon. Wurde er nur einmal in diese, ihm bis jetzt fremde Welt eingeführt, dann

riß sie ihn auch mit sich fort und beeinflußte seine Kunst, dachte ich. Trotz der häuslichen Not brachte ich ihn dahin, die erste Gesellschaft zu besuchen. Die Früchte blieben nicht aus, er wurde bekannt, hie und da fanden sich hohe Herren, die sich wirklich für ihn interessirten; die Presse fing schon an, auf ihn aufmerksam zu machen — alles war im besten Zuge. — Offen gesagt, mir war selbst dieses Leben zuwider, auch ich fühlte mich nicht heimisch in diesen konventionellen, oft recht geistesarmen Kreisen — aber ich dachte an unser Kind, es galt seine Zukunft! Da schien Wilhelm plötzlich zu merken, daß die Aufmerksamkeiten mehr mir als ihm galten. Das war für ihn wohl eine schreckliche Erkenntnis. Wo er sich gefeiert glaubte, wurde er getäuscht. Er beobachtete mich scharf; so arglos er sonst war, so mißtrauisch wurde er jetzt. Gestern waren wir beim Präsidenten geladen, er nahm die Einladung an. Der junge Graf S. war dort, er ließ sich mir vor langer Zeit im Theater vorstellen, natürlich näherte er sich mir wieder, er führte mich zum Souper. Wilhelm beobachtete uns die ganze Zeit über, er war auffallend blaß. — Nach dem Souper promenirte man in den angrenzenden Räumen — wie es kam, weiß ich nicht, ich befand mich plötzlich mit dem Grafen allein in einem kleinen Zimmer, dessen Thüre nach dem Ballsaal offen stand. Wir sprachen

bisher von gleichgiltigen Dingen — Theater, Pferde, Kunst — über alles Mögliche — jetzt fing der Graf plötzlich von Wilhelm zu reden an.

„‚Sie, und eine Anhängerin seiner Richtung? Kaum denkbar — das wäre ja ein Widerspruch der Natur!‘ Sein Auge ruhte mit einem Ausdruck auf mir, daß ich es angemessen fand, unsern Gang nach dem Ballsaal fortzusetzen; er hielt mich zurück.

„‚Sie können seine Kunst nicht lieben,‘ fuhr er fort, ‚diese Apotheose des Häßlichen — Sie —‘

„Ich wandte mich ab, um zu gehen, ich fühlte, daß ich es Wilhelm schuldig war.

„‚Und wenn man die Kunst eines Künstlers nicht liebt,‘ flüsterte er mir ins Ohr — ‚so kann man ihn selbst auch nicht lieben.‘

„Ich wollte dem Zudringlichen energisch erwidern — da stand Wilhelm vor uns, aschfahl, die Hand des Grafen blieb auf meiner Schulter liegen; er war auch betroffen. Ich sah seine Faust sich ballen, die Adern am Halse anschwellen — es schwindelte mir! Wenn Wilhelm in seiner Leidenschaft sich vergaß, war der Graf verloren, er erwürgte ihn.

„Meine Aufgeregtheit deutete er wohl falsch, er nahm mich mit einer rauhen Bewegung bei der Hand und riß mich zu sich.

„‚Du irrst Dich,‘ flüsterte ich ihm rasch zu, ‚und machst Dich nur lächerlich!‘

„Er aber hörte nicht darauf und drang in seiner Wut direkt auf den Grafen S. ein.

„‚Sie sind ein Wahnsinniger, und Wahnsinnigen weicht man! Morgen hören Sie von mir!‘

„Damit verschwand Graf S. in der Thüre, die er hinter sich zuschlug. Wilhelm stand davor wie ein gehetzter Stier, er war jetzt häßlich zum Ansehen, so entstellte ihn die Leidenschaft.

„‚Wir gehen nach Hause,‘ keuchte er, ‚empfehlen brauchst Du Dich nicht, Du kommst nie wieder hieher.‘ Er ging direkt nach dem Korridor, ließ sich seinen Ueberzieher geben, hängte mir ein Tuch über; ich folgte willenlos, gelähmt an allen Gliedern, ich fürchtete mich vor Wilhelm.

„Auf der Straße sprach er nichts, erst zu Hause brach der Sturm los. Er überhäufte mich mit Vorwürfen, ohne mich zu Worte kommen zu lassen; aller längst verhaltene Groll, alles, was sein verletzter Künstlerehrgeiz gelitten, alles kam zum Ausdruck! Er warf mir zum erstenmale meine Herkunft vor. Die Atmosphäre der rue de Lorette habe mein Blut vergiftet — er nannte mich eine Elende — Schlimmeres! — Umsonst beteuerte ich meine Unschuld. Ich hatte nicht die geringsten Beziehungen zu Graf S., er glaubte es nicht, er glaubte sich von mir betrogen. Ich bin zu sehr verletzt durch seine Aeußerungen — die Kluft ist da — unüberbrückbar! —

Wäre Madelon nicht —" sie lüftete die Maske und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen — „ich wäre nicht mehr hier! Als ich des andern Tages erwachte, war er fort, verreist auf einige Tage, wie das Dienstmädchen mir sagte."

„Und Graf S.?" fragte ich neugierig, den Schluß der Affaire zu hören.

„Der Graf S. schickte des andern Tages Wilhelm eine Forderung; zum guten Glück war er schon fort, er hätte den Ueberbringer zur Thüre hinausgeworfen.

„Ich bin hieher gekommen, den Grafen zu sehen, zu beschwichtigen, vielleicht zu bewegen, Wilhelm die ganze Sache persönlich auseinanderzusetzen — ich weiß selbst nicht, ob ich nicht eine neue Thorheit begehe — aber etwas muß geschehen.

„Wilhelm darf nicht gesellschaftlich tot gemacht werden, nicht um meinetwillen handle ich."

Ich hatte gespannt der Erzählung Madelons zugehört, sie enthielt nichts Neues für mich; was ich damals in Haching gefürchtet, war eingetroffen, die heterogenen Stoffe, die sich in der Glut der Leidenschaft vereinigt, fingen an, sich wieder zu scheiden.

Sie sprach das alles so unvorbereitet, mit einer solchen wahren Erregung, daß ich daran glauben mußte. Charakteristisch schien mir ihre Idee, hier

Graf S. aufzusuchen — darin lag ihr ganz unbedachtes, ungebundenes Wesen, das die Folgen einer solchen Handlung gar nicht berechnet, aller Sitte Hohn spricht.

Momentan schien es ihr vorteilhaft, so mußte es geschehen — was daraus alles gemacht werden konnte — ein Stelldichein! für was Graf S. sie halten mußte — für eine Zudringliche — was kümmerte sie das! — So hatte sie es immer gemacht und so wurde sie ein Opfer ihrer Unbesonnenheit.

Ich redete ihr natürlich diesen Plan, Graf S. zu sprechen, energisch aus, ich wolle das selbst besorgen und auch mit Wilhelm Rücksprache nehmen; für heute wäre es am besten, wenn sie ruhig nach Hause ginge.

„Haben Sie denn keine Angst für Madelon?" fragte ich unwillkürlich. Es war mir ein Rätsel, warum diese Frau, die ihr Kind doch liebte, es nächtelang einem Dienstboten anvertraute.

„Das Kind ist gut versorgt," erwiderte sie, „und ich hoffte ihm hier mehr zu nützen als an seinem Bettchen! Alle meine Intriguen, alle meine Bemühungen, Wilhelm in die Höhe zu bringen, gelten ihm!

„Mein Vater war auch, wie ich gehört, ein armer Künstler, ich möchte Madelon vor gleichem

Die Thüre ging auf — Wilhelm stand vor mir — so schilderte ihn Madelon, als er mit Graf S. zusammentraf beim Präsidenten! Bleich, finster blickend, die Nerven gespannt bis zum Zerreißen!

Einen Moment sah er sich im Zimmer um, dann setzte er sich schwer atmend; ich hatte noch immer meinen Cylinder in der Hand mit der Bürste.

„Was ist geschehen?" fragte ich atemlos.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Nichts Neues, Robert! Ein Mann ist betrogen worden von seiner Frau — verlassen —"

„Madelon?" fragte ich leise, als sei das Wort ein Dolch für ihn. — Er nickte mit dem Kopfe.

„Das wäre noch nichts! Sie hat mich ja schon lange verlassen — aber das Kind — das Kind —"

Er verbarg das Gesicht in beide Hände! Der Schmerz dieses Riesen hatte etwas Erschütterndes — die Kniee zitterten mir, ich mußte mich setzen und sprach gar nichts. Tausend Gedanken kreuzten mit einemmal im Gehirn.

„Wie das kam? Nicht wahr," fuhr er auf, „sehr einfach! — Ich kam um einen Tag zu früh zurück, gestern — das ist unvorsichtig, nicht wahr, wenn man eine Madelon zur Frau hat —" er lächelte bitter. „Ich überraschte sie mit einem gewissen Grafen S. — Alles in Ehren — sie waren mindestens zehn Schritte auseinander — aber Du

kennst ja meinen schweren Tritt, man hört ihn von weitem. Graf S. war nicht zum erstenmal mit ihr allein, zwei Tage zuvor beim Präsidenten war dieselbe Geschichte; ich zerwarf mich deshalb schon mit Madelon — dazu ihr Erröten — ihre Verlegenheit — laß mich's kurz machen, ich bringe es sonst nicht zu Ende. — Der Graf schwätzte von notwendiger Unterredung in meinem Interesse — ich hörte ihn nicht und ersuchte ihn, mein Haus zu verlassen und mich nicht zum Aeußersten zu bringen — er ging.

„Mit Madelon setzte ich mich auseinander, ernst und ruhig, ich sah ein, daß Zorn hier nichts mehr fruchtete. Sie schien vernünftig, verteidigte sich kaum; sah selbst ein, daß wir nicht mehr zusammengehörten, daß eine Trennung notwendig sei. Ich wunderte mich, daß sie das Kind nicht erwähnte, die kleine Madelon! Was sollte mit ihr geschehen, auch ich fürchtete mich, darnach zu fragen, dazu sei ja noch Zeit; wir gingen ruhiger auseinander, als ich gedachte. Es kam eine häßliche Nacht, und doch fürchtete ich mich vor dem Tage. Mein Kind beschäftigte mich am meisten. Was soll mit ihm geschehen ohne Mutter? — denn bei mir bleiben mußte es unter jeder Bedingung; Madelon hatte das Recht verwirkt, es zu besitzen. Einmal glaubte ich ein Geräusch auf dem Gang zu hören, die Thüre knarrte — ich sah hinaus — alles war ruhig!

„Kaum graute der Morgen, da klopfte es an meine Thüre. Das Dienstmädchen trat ein.

„‚Herr, Madame und die Kleine —‘

„Ich fuhr entsetzt empor. ‚Was ist mit ihnen?‘

„‚Sind fort, die Betten sind leer!‘

„Ich war gelähmt, kaum daß ich mich ankleiden konnte. Dann ging ich hinüber.

„Das Bett Madelons war unberührt, umhergeworfene Kleider — Waschstücke — die offenstehenden Schränke — sagten alles!

„Auch das Bett der Kleinen leer — eine abgeschnittene Haarlocke lag auf dem Kissen und dieser Brief.“ Er griff zitternd in seine Westentasche.

„Lies ihn! — Lüge — alles Lüge! Sie ist geflohen, um das Kind zu behalten — aber ehe ich ihr das Kind lasse, thue ich alles, alles! Es wäre verloren, wenn sie — besser tot.“

Ich war in den Brief vertieft.

„Zu was mich verteidigen einem Manne gegenüber, der das Vertrauen verloren? Du hast mir unrecht gethan! Ich selbst bat brieflich Graf S., Dich nicht weiter kompromittiren zu wollen wegen Deines unverantwortlichen Benehmens beim Präsidenten. Er kam nur, um uns in dieser Beziehung zu beruhigen — der Zufall wollte, daß er mich allein traf. — Gleichviel! — es wäre doch einmal so gekommen. Du hast den Glauben an mich als

Weib, ich an Dich als Künstler verloren. Darum scheiden wir. Da Du das Kind freiwillig mir nicht lassen würdest, fliehe ich. Du hast die Kunst, ich habe nichts als Madelon. Wenn Du mir noch etwas glaubst, so sei es meine Liebe zu dem Kinde und der feste Entschluß, für dasselbe zu sorgen bis zu meinem letzten Atemzuge. — Suche mich nicht, Du findest mich nicht."

„Alles halte ich nicht für Lüge in diesem Briefe," bemerkte ich, „Graf S. hatte kein Verhältnis mit Deiner Frau — davon bin ich überzeugt."

„Woher weißt Du das?" fragte er erregt.

„Von ihr selbst!" erwiderte ich.

„Ja, dann —" er lachte laut auf — „das ist die beste Quelle!"

Ich erzählte ihm meine Zusammenkunft mit Madelon auf der Redoute und was sie mir erzählt. Es machte gar keinen Eindruck mehr, im Gegenteil, es war ihm nur ein neuer Beweis. Madelon war wegen S. auf die Redoute gekommen und hatte mich einfach angelogen; er war so verrannt in seinen Verdacht, daß er mich beinahe auch ansteckte.

„Und was willst Du jetzt thun?" fragte ich ihn.

„Auf die Polizei gehen und Madelon verfolgen lassen. Ich will mein Kind, sie selbst existirt für mich nicht mehr."

„Das ist das Schlechteste, was Du thun kannst,

meiner Meinung nach. Du kompromittirst Dich und Dein Kind, kommst in den Mund aller Leute — man bemitleidet nicht, man lacht über einen betrogenen Ehemann. Finden wird sie niemand, Paris verschlingt Mutter und Kind spurlos unter fremden Namen. — Warte ruhig ab, ob Madelon nicht selbst sich eines Bessern besinnt, ob sie Deiner nicht bedarf, wenigstens für das Kind, und wenn das auch nicht der Fall ist, gehe selbst nach Paris und stelle den Flüchtigen nach — denn daß sie dort ist, unterliegt keinem Zweifel."

Mein Plan schien ihm einzuleuchten.

„Und was soll mit dem Grafen S. geschehen?" fing er an.

„Den überlasse vorderhand mir. Ich will mit ihm über die Sache reden. Nur in heikler Angelegenheit so wenig Aufsehen wie möglich gemacht!"

„Gut, ich überlasse es Dir."

Er stand auf und griff nach seinem Hute — er hatte noch etwas auf dem Herzen, das fühlte ich und hieß ihn bleiben.

„Glaubst Du, daß Madelon das Kind gut erzieht?" fragte er mich, „oder daß sie es mit in die Welt hineinzieht, der sie jetzt wieder angehören wird?"

„Ich glaube fest das erstere," entgegnete ich; „Madelon ist gut und liebt ihr Kind. Unüberlegtes Handeln ist ihr einziger Fehler."

Er atmete schwer auf.

„Ich danke Dir für diese Meinung. Sie ist jetzt mein einziger Trost! — Aber komm bald zu mir, es ist jetzt so öde in meiner Wohnung.“ Er stand auf.

„Gehst Du auf die Polizei?“ fragte ich.

„Nein!“ erwiderte er, „Du hast recht! Ich will den Leuten den Spaß nicht machen. In einigen Tagen bin ich in Paris, ich habe hier nichts mehr zu suchen.“ Viel ruhiger, als er gekommen, verließ er mich.

Ich nahm den zierlichen, blühweißen Damenhandschuh vom Spiegel weg, wo er unter allen möglichen Trophäen des Karnevals hing, und atmete seinen Duft — arme Madelon! — Du glaubtest Dich gerettet aus den Tatzen des Ungeheuers Paris — umsonst! — selbst kehrtest Du wieder zu ihm zurück, magisch angezogen, wie von dem Anblick gewisser Schlangen das arme Vögelchen! Häßliche Bilder traten vor mich hin, wie ich sie selbst dort gesehen — von Not — Elend und Sünde!

*

Paris ruhet. Durch die Fenster des hochgelegenen Ateliers in der Chaussee d'Antin hatte man freien Ausblick über unzählige Dächer und Firste, Schlote und Kamine. Tagsüber pustet und ächzt es da auf

allen Seiten, und tausendfacher Qualm steigt auf, zu dunklem Gewölk sich oben vereinigend. Jetzt ist es still, nur leise Rauchwölkchen steigen durchsichtig in die klare Mondnacht, und hie und da stößt noch ein unermüdliches Dampfrohr weiße Wolken in die Höhe. Ein Lied tönt aus offenem Fenster, der Klang eines Klaviers — von unten herauf hallt das ersterbende Brausen der Weltstadt wie ein weicher Accord hinein.

Jetzt hebt sich die Mondscheibe hinter den Bäumen der Champs Elysées empor, ihre Konturen in flüssiges Silber tauchend — das ist eine Zeit zum Träumen!

Wir thaten es denn auch redlich, ich und Wilhelm — ja, der ist's, der Mann mit dem grauen Vollbart, der neben mir sitzt, neben mir träumt. Am gedeckten Tisch singt der Thee über der bläulichen Flamme, sonst ist es finster im Zimmer.

Fünfzehn Jahre waren vergangen seit den erzählten Ereignissen, Lebensstürme warfen mich an ferne Küsten, gestern landete ich in Calais, heute las ich im „Figaro" von dem berühmten Maler Lambert, dessen neues Bild im „Salon" gewaltiges Aufsehen mache. Ich suchte den Maler eher auf als das Bild; hatte ich doch von ihm nichts gehört, als daß er berühmt geworden — und ich wollte ganz anderes von ihm hören.

Er war der Alte geblieben — ganz so herzlich. Ich brannte nach seiner Geschichte. — „Beim Thee!“ erwiderte er vertröstend.

Ich sah die Spuren eines weiblichen Wesens in seinem Zimmer, hob fragend einen Damenüberwurf ihm entgegen — er lachte herzlich — „Beim Thee!“

Jetzt war der Thee fertig, er pfiff und stöhnte in allen Tonarten. Ich klopfte Wilhelm auf die Schulter:

„Jetzt ist es Zeit!“

Er griff nach der Uhr. „Wo bleibt sie so lange?“

„Madelon?“ fragte ich unwillkürlich.

„Madelon!“ sagte er, auf die Thüre weisend, die sich eben öffnete.

Ich konnte nur unterscheiden, daß es ein weibliches Wesen war, sonst nichts — der Atem stockte mir vor Erwartung.

„Guten Abend, Papa!“ klang eine silberhelle, frohe Stimme, es hüpfte über das Parket, ein Köpfchen bog sich über Wilhelms Gesicht — ein Kuß — dann hob sich's, vom Mondschein grell beschienen.

Ich prallte zurück — Madelon! nur unendlich jugendlicher, kindlicher.

„Meine Tochter! — Mein Freund Robert, von dem ich Dir schon oft erzählt.“ Ich machte eine ungeschickte Verbeugung. Das Mädchen reichte mir

ihre Hand, ich küßte sie — es war dieselbe Hand, die mich einst entzückte.

„Aber Papa! Wie kannst Du denn Deinen Freund im Finstern sitzen lassen? Entschuldigen Sie — Sie kennen ja Papa —" Und schon flammte ein Zündholz empor, gleich darauf die Lampe, mit sanftem Lichte alle Räume füllend. „Und der Thee!" Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen. „Er siedet ja schon eine Stunde. Ja, wenn zwei Deutsche einmal den Mond ansehen, dann kann das Haus brennen, sie merken nichts davon."

Wilhelm stand auf und gab ihr statt einer Antwort einen herzlichen Kuß. Auch ich näherte mich dem Tische — plötzlich blieb mein Blick an der Wand haften, die von der Lampe grell beleuchtet war. — Zwei Bilder hingen dort — das eine war mir wohlbekannt — wie Heimweh stieg es in mir auf — Jugenderinnerungen. — Es war Madelon im Reitkleide. Jenes Bild, das wir einst beim Kerzenlicht so sehr bewunderten. Unter ihr hing ein anderes — kleineres — ein Mädchen, ein Kind fast in ärmlicher Kleidung. Das blasse Gesicht mit den großen Augen sah so ernst, so kummervoll aus dem grünen Umschlagtuch hervor, Sorge und Jugend, hier vereint, übten einen ergreifenden Eindruck. Und dieses blasse Kind war identisch mit jenem reizenden Wesen, Jugendfrische und Frohsinn im Gesichte,

dessen Hand ich eben geküßt, identisch mit Madelon der Jüngeren — Zug für Zug. Fragend blickte ich auf Wilhelm; der nickte mit dem Kopf — „Mutter und Tochter!“

Zwischen diesen beiden Bildern bewegte sich ein ganzes Leben — viel Freude — viel Leid.

„Jetzt laß Dir erzählen.“ Er rückte seinen Stuhl und sah sich nach seinem Kinde um. Madelon stand schon unter der Thür, sie wußte, was jetzt bevorstand.

„In einer halben Stunde mußt Du fertig sein,“ rief sie, mit dem Finger drohend, zur halbgeöffneten Thür herein, dann verschwand sie.

Ich war auf das höchste gespannt. Wilhelm begann in seiner kurzen Weise:

Du kannst Dich vielleicht erinnern, ich fand mich ziemlich in mein Unglück; das Interesse an meiner Kunst, meine zähe Natur ließen mich das Aergste überwinden. Trotzdem hielt ich es nicht länger als einige Monate aus, dann war ich in Paris und durchstöberte alles nach Madelon und ihrem Kinde. Ich log mich an, es geschehe nur dem Kind zu lieb, das Pflichtgefühl trieb mich hieher, — die Sehnsucht nach Madelon war's. Ich hatte ihr am Ende doch unrecht gethan, ich wollte ihr alles verzeihen, — kurz, die Sehnsucht! Wer sie kennt, versteht mich! Umsonst — ich fand nichts.

Madelons gab es in Paris nach Tausenden, keine Madelon Pluchart! — Sie hatte natürlich einen andern Namen angenommen. Ohne Resultat kehrte ich heim; das heißt in dieser Angelegenheit, mit um so größerem in meiner Kunst! Ich hatte das Bild mit den Bauern, Du kennst ja jeden Pinselstrich darauf, das jahrelang achtlos in meinem Atelier gestanden, mitgenommen und im Salon aufgestellt. Es hatte einen durchschlagenden Erfolg. Es war gerade die Zeit, wo in Paris die Realistik in Malerei und Literatur ihre größten Triumphe feierte. Ich verkaufte es um zwanzigtausend Franken. Die Zeitungen machten vierzigtausend daraus, das genügte, um mich auch daheim berühmt zu machen. Vierzigtausend Franken für ein Bild! Im Salon ein großer Erfolg! An dem Menschen muß doch etwas sein! — Es war die alte Geschichte, der deutsche Künstler muß seinen Ruf von auswärts holen.

Die Kunsthändler liefen mir das Haus ein. Vor einem halben Jahr hätten sie mich glücklich machen können. Ich hatte eine Wut auf sie und versperrte vor ihnen mein Atelier; sie drängten mich um so ärger. Auch das fand man originell, auch das zog! So ist die Welt!

Ich war durchgedrungen! — Der Preis? — mein Lebensglück! Madelon — und mein Kind! — Diese Gesellschaft, die mich zuerst verhöhnt,

verachtet und jetzt so plötzlich erhob, war mir zum Ekel — außerdem fühlte ich eine beständige Unruhe in mir — Madelon ließ nichts von sich hören, meine Gedanken waren immer bei ihr und dem Kinde.

In meiner Wohnung hielt ich es nicht mehr aus, alles erinnerte mich an glückliche Zeiten! — Ich ging auf Reisen und hoffte mich zu zerstreuen, momentan, — ja! aber nicht auf lange — alle meine Nerven drängten nach Paris! Dort war sie, dort mußte ich sie finden! Außerdem zogen mich alle meine künstlerischen Interessen dahin — das war mein Boden, wo ich allein gedeihen konnte.

Vier Jahre waren verflossen, seit Madelon mich verlassen, als ich hier in Paris mich niederließ. Ich begann meine alte Arbeit. Auf der Präfektur war ich schon bekannt. — Die Herren wackelten verneinend mit dem Kopfe, wenn ich nur eintrat. Es gab keine Madelon Pluchart! Jetzt verlegte ich mich selbst auf das Suchen, durchstöberte alle Winkel von Paris, besuchte alle Vergnügungsorte, alle Theater — umsonst! Sie war und blieb spurlos verschwunden!

Zuletzt glaubte ich wirklich, sie habe sich am Ende in die Provinz zurückgezogen oder sei gar noch irgendwo in Deutschland. In dieser Hoffnungslosigkeit war die Kunst mein einziger Halt — dazu kam der

Erfolg, die Anerkennung — ich fügte mich zuletzt in das Unvermeidliche.

Auf meinen Streifzügen hatte ich reichlich Gelegenheit, das Pariser Elend kennen zu lernen. Die Scenen der Straßen Mouffetard, Pierre-Lescot erfüllten mich mit Grauen und Mitleid. Der fürchterliche Gedanke: ‚Vielleicht lebt dein eigenes Kind an solch verpestetem Ort!‘ steigerte dieses Gefühl. Ich hielt es für eine Mission der Kunst, diese Stätten des Elends, des Verbrechens, ohne Beschönigung, in ihrer ganzen scheußlichen Wahrheit dem Volke vorzuführen, das sich selbst täglich weiß macht, ein großes Kulturvolk zu sein, während in seiner Mitte solche Pestbeulen schwären. Ich nahm die düstersten Farben, malte den Hunger und das Laster. Die Leute wandten sich zuerst entsetzt ab, die Damen griffen nach dem Flacon, bei diesem Gestank der Armut, der herauswehte aus meinen Bildern, aber sie kamen alle wieder! Das Schaudern ist ja auch ein Nervenkitzel, und darnach hascht ja ganz Paris.

Eines fehlte mir noch. Bis jetzt hatte ich nur die Armen studirt, die in der Atmosphäre der Rue Arras, Lescot, Medard aufgewachsen sind! Sie waren am Ende in ihrem Element. Alle ihre Organe waren durch Vererbung schon daran gewöhnt, sie waren sich der Tragik ihres Schicksals nicht mehr bewußt. Selten traf mich hier ein Strahl aus einem

Auge, das noch Menschentum verriet. Stumpfsinn, Laster, Krankheit überall. Das Elend, das am tragischsten wirkt, das sich verschämt durch die dunklen Straßen drückt, nur mit dem fieberglänzenden Auge nach Mitleid späht, die Hand nicht zu erheben wagt, das das Schicksal aufbürdet, nicht die Geburt, das die Seele noch nicht angefressen, im Gegenteil, — wie jedes Leid — veredelt, reinigt — dieses Elend fehlte mir noch in meiner grauenhaften Galerie; und vergebens spähte ich lange Zeit nach einem passenden Motiv. So etwas läßt sich nicht aus dem Kopfe machen — so etwas muß empfunden werden.

Ein Kollege, der sein Atelier einen Stock höher hatte, ein tüchtiger Künstler von gleicher Bestrebung, war meine einzige Gesellschaft. Wir saßen oft stundenlang beisammen, Entwürfe machend. — Ich teilte ihm meine Sorge mit. Er war in Paris gut bekannt, wußte genau, was am Modellmarkt zu haben war.

„Unter den gewerbsmäßigen Modellen wirst Du kaum etwas finden für Deine Idee; denn gerade, was Du suchst, fehlt ja diesen, — die Hoheit der Seele!“ Einige Tage nach dieser Unterredung kam er voll Freude zu mir.

„Ich hab's,“ rief er, „was Du brauchst! Zwar noch ein Kind, aber in diesem Gesicht liegt alles,

was Du suchst. Ein armes Mädchen von acht bis zehn Jahren. Sie kam heute auf mein Atelier und fragte bei mir an, ob ich kein Modell brauche? Es that mir in der Seele weh, ein reizendes Geschöpf und in diesen Jahren schon auf dieser Bahn! Ich bestellte sie für morgen vormittag zu Dir. Du wirst zufrieden sein mit meiner Wahl."

Ich selbst war neugierig. Mein Freund war entzückt von dem Kinde, — etwas mußte daran sein, er hatte guten Geschmack und feines Verständnis.

Eine neue Leinwand wurde aufgespannt, die Palette geputzt, frische Farben aufgelegt — ich wartete nur noch auf das bestellte Mädchen.

Es klopfte bescheiden. „Herein!"

Ein hochaufgeschossenes Kind trat ein. Das fadenscheinige Kleidchen reichte ihm kaum bis zu den Knieen und ließ die mageren Beine sehen, die, was mir auffiel, mit tadellos weißen Strümpfen bekleidet waren; ein vergilbter Shawl, der wohl der Mutter gehörte, verhüllte die zierliche Gestalt; ein großes blaues Auge war auf mich gerichtet, voll echter Kindlichkeit, und doch lag ein ernster, für die übrige Erscheinung alter Ausdruck darin, wie ihn eben der frühe Kampf mit dem Leben so rührend in ein Kinderauge legt. Das blondgelockte Haar war sorgfältig geordnet, man sah in der ganzen

Erscheinung die Spuren einer liebenden Hand, die eifrig bestrebt war, die untrüglichen Zeichen der Not zu verwischen. — Was ich fühlte beim Anblick des Kindes? — Ich hätte es am liebsten mit Küssen bedeckt, so fühlte ich, und ich dachte an die kleine Madelon — in diesem Alter mußte sie jetzt stehen.

„Bin ich hier recht, mein Herr?“ fragte das Kind mit melodischer Stimme. „Monsieur Conbalat wies mich herauf. Sie brauchen wohl ein Modell?“ Dunkle Röte überzog die blassen Wangen.

Wußte sie, was ein Modell war? Gewiß nicht! Ein weibliches Zartgefühl, das mich entzückte, trieb ihr Blut.

„Sie sind recht, mein Kind,“ entgegnete ich und fügte, ängstlich auf die Antwort, die Frage bei: „Sind Sie schon öfters Modell gesessen?“

Sie errötete von neuem.

„Nein, mein Herr! Die Mutter hatte es nie geduldet!“

„Und warum folgen Sie denn Ihrer Mutter nicht, die es so gut mit Ihnen meint?“ fiel ich fast ärgerlich ein. Ich bereute den heftigen Ton, denn Thränen rannen aus den blauen Augen.

„Die Mutter ist krank, Herr! schwer krank, und kann seit Wochen nicht mehr arbeiten. Sie ist Putzmacherin in der Rue Vivienne. Die Medizinen, der Arzt kosten Geld —“ heftiges Schluchzen ließ

sie kaum sprechen, „darum folge ich der guten Mutter nicht; wenn sie es wüßte, sie nähme die Arznei nicht, die ich davon bezahle."

Das war kein Modell, das war die verkörperte Idee selbst, die mir seit lange vorschwebte. Ich strich ihr das nasse Haar vom Gesicht und sah ihr, unheimlich bewegt, in die Augen.

„Wie alt bist Du, Kind?"

„Acht Jahre, Herr!"

„Acht Jahre, und schon so erfahren, so bereit zum Kampf ums Dasein; kundig, was ein Arzt, was eine Medizin koste! wie das Geld zu beschaffen sei für die kranke Mutter! — Der Gedankengang, sie nähme die Arznei nicht, wenn sie es wüßte! — für ein achtjähriges Kind! Das kann nur die Not und Paris.

„Wie heißest Du?" fragte ich weiter, faszinirt von ihren Augen.

„Madelon, Herr!"

Da lag sie an meiner Brust, heiße Küsse bedeckten ihr Antlitz und Thränen, — sie kamen aus meiner tiefsten Seele. — Erschreckt wand sie sich aus meinen Armen und floh gegen die Thür. Jetzt kam ich zur Besinnung: wie albern von mir, mich so übermannen zu lassen, weil sie Madelon hieß! Es war ein bloßer Name, wie viel Madelons gab es nicht in Paris!

„Habe keine Angst, Madelon,“ beschwichtigte ich das Kind, „Du erinnerst mich nur an eine andere Madelon, die ich sehr lieb gehabt habe.“

Sie näherte sich mir vertrauensvoll und reichte mir die kleine Hand: „Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Sie haben ein so gutes Gesicht, Sie können nicht böse sein.“ Wieder traf mich derselbe Kinderblick, so bekannt, so mächtig mich ergreifend. Sollte es am Ende wirklich die gesuchte Madelon sein? Nur einen Augenblick schoß mir der Gedanke durch den Kopf, dann schämte ich mich dieser romanhaften Idee und fragte kurz, um allem ein Ende zu machen: „Und wie heißt Deine Mutter?“ Das Herz klopfte mir bei dieser Frage.

„Jeannette,“ erwiderte das Kind unbefangen, „Jeannette Perin.“

Damit war aller Zweifel gelöst; was mich an dem Kinde so mächtig gepackt, war wohl die Sympathie mit seinem traurigen Schicksal, das mich — als Kunstproblem — die letzte Woche so angelegentlich beschäftigt.

Nun ging ich an die Arbeit. Madelons äußere Erscheinung war so stimmungsvoll, daß an derselben nichts zu ändern war. Ich machte den ersten Tag nur einen Entwurf mit der Kohle, gab ihr fünf Franken für ihre kranke Mutter und entließ sie mit der Bitte, alle Tage zu derselben Stunde zu kommen;

ich war zu aufgeregt, ich konnte nichts Ersprießliches leisten.

Am andern Tag ging es an die Durchführung. Je mehr ich mich in den Kopf vertiefte, Zug für Zug durchforschte, desto mehr Aehnlichkeit fand ich mit Madelon heraus, obwohl ich sie im Alter von zwei Jahren zum letztenmal gesehen, wo noch kein Zug ausgebildet ist. Aber ein Maler, der einen Kopf mit Verständnis und Fleiß malt, kennt ihn besser als die erste Schöpferin, die Mutter. — Wieder tauchte ein dunkler Verdacht oder vielmehr eine dunkle Hoffnung auf; ich forschte nach den Verhältnissen der Mutter, sie war Putzmacherin, sonst erfuhr ich nichts, den Vater kannte Madelon nicht, die Mutter sprach auch nie davon, aber wie viel Kinder in Paris kennen ihren Vater nicht; das war nur ein schwacher Anhaltspunkt. Ihre Erinnerungen gingen über die Straße Vivienne mit ihren Haubenstöcken, ihren Konditor- und Zuckerbäckerläden nicht hinaus. Uebrigens nahm ich mir vor, nächstens mit der Kleinen die Mutter zu besuchen und so allem Sinniren, das mich nur in meiner Arbeit störte, ein Ende zu machen. Am nächsten Tag kam sie mit verweinten Augen. „Ist die Mutter schlimmer geworden?“

„Das ist es nicht, es ist immer gleich bei ihr. Der Arzt meint, ganz gut wird es nie mehr —

aber sie ist dahinter gekommen, wohin ich alle Tage gehe. Woher sollte auch das Geld kommen für den Arzt, für den Unterhalt? Auf ihr Befragen sagte ich ihr alles. Sie weinte so bitter, die gute Mutter, und ihr böser Husten wurde davon noch schlimmer; dann schrieb sie diesen Brief, er kostete sie viele Mühe."

Madelon zog ein Papier heraus und übergab es mir.

„Es ist für Sie!"

Ich nahm den Brief; zitterige Buchstaben, schiefe Zeilen — und doch eine dunkle Erinnerung an andere Briefe, die ich einst hastig geöffnet.

„Geehrter Herr! Ich bin krank, verdienstlos. Madelon hat ohne mein Wissen diesen Schritt gethan — nur für ihre kranke Mutter. Ich will Sie jetzt durch mein Verbot nicht an der begonnenen Arbeit stören, ich weiß, was das heißt für einen Künstler — aber um eines bitte ich Sie: Haben Sie Achtung vor ihr, es ist ein unschuldiges Kind; Sie begehen ein Verbrechen, wenn Sie dasselbe etwas Unrechtes hören oder sehen lassen, und rauben einer armen Kranken ihren letzten Lebenstrost. Nach allem, was mir Madelon erzählt, sind Sie ein Ehrenmann, das Kind liebt Sie wie einen Vater. Bitte, teilen Sie mir Ihren Namen nächstens durch Madelon mit.

Jeannette Perin."

So schreibt keine Pariser Marchande de mode aus der Straße Vivienne. Ich durchforschte wiederholt die Schriftzüge, holte alte Briefe von meiner Frau, die ich stets bei mir führte, und verglich sie damit. Eine Aehnlichkeit war da, unbestreitbar, wenn auch eine schwache, die Krankheit, das Elend, das Schreiben im Bett kann eine Schrift wohl verändern. Die Möglichkeit, daß es doch Madelon sei, war da — der Name konnte angenommen sein, und die Möglichkeit allein machte mich fiebern. — Da war an Arbeiten nicht zu denken.

„Führe mich zur Mutter!" sagte ich zu Madelon, „sie soll Deinetwegen keine Angst leiden."

An der Hand der Kleinen wanderte ich über die Boulevards, der Rue Vivienne zu — doch meine Aufregung war zu groß — wir stiegen in einen offenen Wagen, Madelon sollte vor ihrer Wohnung halten lassen. Die Rue Vivienne ist eine der zierlichsten Straßen in der Welt, und es gehorcht auch fast die ganze Welt ihren Launen. Sie hat sich ein Reich geschaffen, in welchem sie auf das despotischste herrscht und regiert, das lustige Reich der Mode.

Aus den Ladenfenstern winkten Modeartikel aller Art, Damenhüte, kostbare Roben. In allen Fenstern bis unter das Dach hinauf saßen Nähterinnen, von allen Seiten ertönte das Gesumme von Nähmaschinen und auf der Straße selbst drängten sich Träger mit

breiten Schachteln an ledernen Riemen, junge Mädchen, elegante Damen. Das sah alles so reinlich, so wohlhabend aus, daß man an keine Not dachte. Plötzlich sprang die Kleine, die sich offenbar glücklich fühlte in dem ungewohnten Gefühl des Fahrens, auf und berührte die Schulter des Kutschers. Der Wagen hielt vor einem hohen Hause mit weit vorstehendem Giebel. Parterre war ein Damengeschäft, dann ging es endlos hinauf fünf Stock hoch.

Madelon ging voraus, sie überschritt einen dunklen Hof; da sah es schon nicht mehr so freundlich aus — breite Pfützen standen am zerbröckelten Holzpflaster umher; von den dunklen Wänden troff das Wasser, eine verdorbene Luft strömte aus den hier aus allen Stockwerken mündenden Fenstern und fand keinen Ausweg, nur ein kleines Stück blauer Himmel blickte hoch oben wie zum Hohn in diesen kleinen Raum.

Unsagbare Angst befiel mich. Wenn die Kranke wirklich Madelon wäre! Das Kind an meiner Seite meine Tochter! in dieser Pfütze aufgewachsen! — Die Kniee wankten mir die steile, glitscherige Treppe hinauf. — Eins! Zwei! Drei! — Noch immer kletterte die Kleine wie eine Katze mir voraus — ich mußte einen Augenblick Atem schöpfen.

„Und hier herauf stieg die Mutter alle Tage mit ihrem Brustleiden?“ fragte ich entsetzt.

„Alle Tage zweimal. Früher wohnten wir im dritten Stock, da wurden wir gesteigert, nun ging's höher hinauf zu demselben Preis, den wir früher unten zahlten. Das war hart für die arme Mutter, aber was half's! Bis vorige Woche machte sie es doch möglich — dann ging es nicht mehr."

Madelon war noch eine kleine Holztreppe hinaufgesprungen und erwartete mich an einer niedrigen Thüre.

„Jetzt sind wir da! Ich will die Mutter auf Ihren Besuch vorbereiten, warten Sie einen Augenblick!"

Sie huschte in ein Zimmer, aus dem schwüle Krankenluft drang, und ließ mich im finstern Gang allein. Ich horchte gespannt, ob ich keinen Laut vernahm, meine Brust drohte zu springen. — Was wartete meiner hinter dieser Thüre? — Zum Glück dauerte es nicht lange.

„Kommen Sie!" flüsterte plötzlich neben mir Madelon, sie war zu einer anderen Thüre unbemerkt herausgetreten. — „Die Mutter erwartet Sie!" Ich ergriff ihre Hand und preßte sie, daß sie leise aufschrie — dann trat ich mit ihr in ein dunkles Zimmer — ein grünes Rouleau dämpfte das Licht — schwer war es, etwas zu unterscheiden. Neben dem Fenster stand ein Bett von grünem Licht übergossen; etwas regte sich in den weißen Kissen, eine

schmale Hand streckte sich mir entgegen, in der fahlen Beleuchtung glich sie einer Totenhand.

„Mein Herr! Ich danke Ihnen,“ flüsterte es, ein schmerzlicher Husten folgte — „treten Sie näher!“ Diese Stimme, so gebrochen sie war, machte mich beben! — Ich trat näher und beugte mich über das Bett. In diesem Augenblick zog Madelon das Rouleau etwas in die Höhe — ein greller Lichtschein fiel auf das Antlitz der Kranken und auf meines. — Ein Schrei — markerschütternd — überirdisch, ertönte — zwei Arme umklammerten mich — Wilhelm!“ klang's dann matt, ersterbend — die Arme lösten sich und fielen herab! — Ich lag auf den Knieen vor meinem Weibe — vor meiner Madelon, und suchte ihren entfliehenden Atem zurückzuhalten. — Die Kleine, die das Entsetzen gepackt beim Anblick der ohnmächtigen Mutter, drängte mich jetzt gewaltsam zur Seite.

„Was haben Sie gemacht? Sie haben sie getötet!“ und laut weinend fiel sie der Kranken um den Hals. War das mein Weib, die Kleine meine Madelon, meine langgesuchte Madelon? Doch jetzt war keine Zeit, ihr das auseinanderzusetzen.

„Die Mutter wird nicht sterben, im Gegenteil, jetzt bei guter Pflege erst recht gesund werden. Lauf jetzt, was Du kannst, zum Arzte, ich will ihn selbst sprechen.“

Ich war allein mit meiner Frau, das blasse Antlitz mit den geschlossenen Augen verriet kein Leben! Ich rief sie beim Namen, sie hörte mich nicht! Ich machte mir Vorwürfe, daß ich die Kranke so plötzlich überraschte, nicht vorbereitete auf mein Kommen; meine Rücksichtslosigkeit hat sie mir schon einmal geraubt und jetzt am Ende für immer! Totenstill war es im Zimmer, nur die kleine Taschenuhr Madelons auf dem Tischchen tickte so fein, so eilig; viel eiliger als der Puls, der matt, langsam gegen meine Finger pochte! Was alles mein Innerstes durchtobte in dieser furchtbaren Stunde! — Reue, Furcht, Hoffnung, stummer Vorwurf — die alte Liebe! — Meine Stirne fühlte sich naß, in kalten Tropfen rieselte es herab.

Plötzlich schlug sie die Augen auf; sie ruhten, wie aus süßen Träumen erwacht, auf mir, so sanft, so voll Liebe, so ohne alle Bitterkeit, daß alle die in mir zurückgehaltenen Gefühle zu wildem Ausbruch kamen und eine Thränenflut aus meinen Augen brach.

„Bist Du's, Wilhelm? Hast Du wirklich verziehen? Wie glücklich bin ich, daß ich Dir geschrieben!“

„Geschrieben?“ fragte ich erstaunt. „Ich komme, von Madelon, unserem Kinde, geführt, die ein gütiger Gott mir in die Arme geführt; nicht auf einen Brief hin: ich habe keinen erhalten!“

„So bist Du der Maler, dem Madelon saß? — Wunderbare Fügung des Himmels!“

Ihr großes Auge blickte mit dem Ausdrucke unendlichen Dankes, tiefernster Ueberzeugung göttlicher Hilfe nach oben. Es lag nichts Irdisches mehr in diesem Blick, ich erschrak davor und suchte sie mit einem innigen Kuß zurückzuziehen von dieser anderen Sphäre, der sie schon entgegenschwebte.

„Wilhelm, liebst Du mich noch?“ — Es zerrte an meinem Herzen, ich konnte nicht sprechen, die Kehle schmerzte mich; ich drückte nur ihre Hand.

„Ich habe Dich nicht betrogen, damals, nur voll Weltsinn war ich, gefallsüchtig — aber nicht schlecht! Es ist so, Wilhelm! Nachdem ich Dich verlassen, zog ich hierher unter falschem Namen, ich arbeitete Tag und Nacht für Madelon!“ Ein schlimmer Husten unterbrach jeden Augenblick ihre Rede. „Sie gut zu erziehen, war mein einziger Gedanke. Ich war zu stolz, Dich um Hilfe anzuflehen — es ging auch Jahre hindurch — da wurde ich krank — da zwang mich die Pflicht für mein Kind, an Dich zu schreiben. Der Brief kam zurück — unbestellbar! — Wieder verging ein Jahr — ich arbeitete mit sinkender Kraft — bis vor einigen Wochen — da ging es nicht mehr — Madelon rettete mich vor dem Aeußersten — da schrieb ich noch einmal, nicht um Unterstützung — um Deinen

Anblick vor meinem Tode! — Gottes Fügung führte Dich hierher, er vergab der armen Sünderin!"

„Madelon! Sprich nicht vom Tode!" entgegnete ich. „Du sollst jetzt erst recht leben und bei guter Pflege wirst Du schnell genesen. Die Prüfung ist aus, jetzt kommt der Lohn!"

Ein bitteres Lächeln kräuselte ihren Mund.

„Sie war zu schwer für mich und zu lang, diese Prüfung. Täusche Dich und mich nicht. — Als Lohn bitte ich Dich um eines. Liebe Madelon über alles, wie einst mich. Sie verdient es, ersetze ihre sorgenvolle Kindheit, und — —"

Ermattet sank sie in die Kissen, den Blick auf mich gerichtet, bis die langsam fallenden Lider ihn verschlossen.

Madelon kam herein mit dem Arzt, sie hatte ihm alles erzählt.

„Machen Sie sich keinen Vorwurf, mein Herr!" sprach er mich an. „Es wäre ohne Sie auch nicht anders gekommen. Die Frau ist verloren!"

Dann beugte er sich über die Kranke und fühlte den Puls. „Sie wird kaum mehr erwachen! Ein beneidenswerter Tod! Fühlen Sie den Puls!" Er legte meinen Finger an die Ader. — Lange nichts — dann pochte es so matt, wie ein letzter Gruß aus weiter Ferne — und wie heiß, wie liebes-freudig hüpfte es nicht hier! — Noch einmal kroch's

heran gegen meinen Finger — wie ein schwacher Hauch berührte es ihn — dann war's wieder still. — Ich preßte in wildem Schmerz die Kleine an mich und zog sie mit mir auf die Kniee vor die sterbende Mutter . . ."

In diesem Augenblick verdeckte blondes Gelock das kummervolle Antlitz des tief bewegten Freundes, in das ich, der Gegenwart entrückt, starrte.

„Arme Mutter!" rief's wehmutsvoll, und Madelon verbarg ihr Antlitz an der Brust des Vaters. Schwere Thränen rieselten den grauen Bart hinab, träufelten zögernd auf den blonden Scheitel.

Ich trat zum offenen Fenster. Der Anblick war zu heilig für einen Dritten. Ein undefinirbarer Ton, wie das unendlich ferne Geräusch im All sich wälzender Welten, war hörbar. — Ein großer Nachtfalter schwebte schemenhaft dem Lichte zu — war's ihr Geist, den die unendliche Kraft unseres Sehnens herbeizog aus unbekannten Sphären? — Aber er kannte wohl das glänzende Verderben, umkreiste es bloß und verschwand dann wieder spurlos in die Nacht.

Madelon an der Wand lächelt so still auf die Thränen herab, die ihr fließen — sie lächelt über alles — selbst über den Tod! — Sie ist unsterblich wie ihre Mutter — die Kunst!

Eva.

I.

Das Fingergäßchen nannte man es, den schmalen halbdunklen Gang, der sich zwischen den beiden Hauptverkehrsadern der Stadt wie ein schmutziger Faden dahinwand; es war so eng, so finster, daß man es wohl vergessen zu haben schien im Stadtbauamt bei der Sanitätsbehörde, denn es paßte gar nicht mehr herein in die saubere, glänzende Stadt, die ihr altes, geflicktes, aber doch so malerisch sinniges Gewand schon längst mit einer strahlenden, glänzenden, aber furchtbar langweiligen Uniform vertauscht hatte.

„Durchfahrt verboten", stand an der abgeriebenen, zerbröckelten Ecke. Es war dies in diesem Falle wirklich keine der kleinen polizeilichen Bosheiten, welche die Nerven selbst des ruhigsten Staatsbürgers oft in Aufregung versetzten, sondern ganz im Interesse der unzähligen Bewohner, der unzähligen Schuster, Schneider, Schreiner und anderer Kleingewerbsmänner mit noch unzähligeren Kindern, gehandelt. Kein

Wunder, daß sich an einem schwülen Sommernachmittag des Jahres 18—, der selbst der ewig feuchten Kühle dieses Winkels ankonnte, all die niederen, unsymmetrisch in dem schwarzen Gemäuer verteilten Fenster mit neugierigen Köpfen füllten, als ein dumpfes, schwerfälliges Rollen und das Klappern von Pferdehufen auf dem Steinpflaster hörbar wurden. Männer mit verbrauchten Hemden, mit weit aufgestülpten Aermeln, zerwühlten Haaren bogen sich weit heraus, — der eine die Schusterahle in der geschwärzten Faust — der andere die Schere in der dünnen langen Hand — Mädchen und Frauen mit Näharbeit — neugierige Kinderköpfe dazwischen — Säuglinge nach schnell verhüllten Brüsten tappend, kreischend. Das Klopfen und Hämmern, das Zischen des Hobels, das Schnurren der Nähmaschinen verstummte mit dem vorschreitenden Fuhrwerk auf der ganzen Linie.

Es war ein Leichenwagen, das Fuhrwerk, — ein schwarzer, nackter Leichenwagen, nicht das geringste Fetzchen schwarzes Tuch verhüllte seinen abgewetzten, häßlichen Kasten. Der Kutscher ließ die Zügel hängen, sein Kopf war auf die Brust herabgesunken im Nachmittagsschlummer und der schmutzige Dreispitz saß ihm von dem Geschottel unendlich lustig schief hinten im Nacken. Die mit einer ins Grünliche spielenden, schwarzen, ausgefransten Decke behangenen Mähren,

schwankten traurig dahin; hier störten sie nicht einmal die unersättlichen Mückenschwärme, die hatten sie alle verlassen, als sie in das dunkle Gäßchen einbogen, und lauerten wohl draußen im goldenen Sonnenschein auf ihre Wiederkehr.

Der Handgaul wandte vor einem dunklen Hauseingang seinen verschlafenen Kopf mit dem schleimigen Gebisse wiederholt zurück nach seinem Herrn. — „Noch nicht?“ lag in der Bewegung. Doch der sank immer tiefer in sich zusammen, der Dreispitz lag jetzt hinten auf dem schwarzen Kasten. Und doch hatte das Pferd ganz recht, es roch wohl die Toten aus alter Gewohnheit. Zwei schwarze Gestalten sprangen heraus — „o“ erklang es lang gedehnt — die Pferde hielten, der Kutscher erhob mit einem Fluche sein aufgedunsenes rotes Gesicht — rieb sich die Augen — suchte seinen Hut und sah ärgerlich auf die unleserliche, verwischte Hausnummer.

„Der Teufel kenn sich da aus! Justin Lambert soll ich holen!“ brummte er noch immer verschlafen.

„Schon recht, Peter,“ erwiderte der eine, dessen graues, bartloses Gesicht sich wie aus Lehm geformt aus dem schwarzen, hoch zugeknöpften Kragen herausstreckte.

„Justin Lambert! Eben packen sie ihn ein, oben!“ Hammerschläge dröhnten oben aus dem offenen Fenster, dem stickender Weihrauchdunst entquoll.

Der Kutscher nickte lächelnd mit dem Kopfe, gleichsam befriedigt von diesen Tönen und machte sich's wieder bequem auf dem Bock. Die beiden Schwarzen eilten wieder in den finstern Hausgang zurück.

Das Zimmer oben, woraus die Hammerschläge drangen, war so eng und dabei so vollgepfropft mit Hausrat aller Art, daß der auffallend lange Sarg — Justin Lambert mußte ein großer Mann gewesen sein — es ganz ausfüllte und der Priester in der weißen Soutane unter der Thür die letzten Gebete sprechen mußte, während der kleine struppige Ministrant das Weihrauchfaß am Gange draußen schwenkte, daß die schweren Wolken sich gegen das Fenster hinzogen, über den Kopf des Priesters hinweg, denselben in einen mystischen Schleier hüllend.

Ein Mann im Arbeitskittel kniete mit überhängenden Haaren am Boden und schlug mit wahrer Wut die Nägel ein; es war aber auch zu ärgerlich, jeden Augenblick guckte wieder ein Zipfel von einem schwarzen Rock unter dem Deckel hervor, den er dann mit einer ärgerlichen Bewegung wieder zurückschob; Justinus Lambert schien sich zu eng zu fühlen in seinem neuen Haus.

Im Hintergrund stand ein zerwühltes Bett, wohl das Schmerzenslager, ein wackeliger Tisch mit Fläschchen aller Art davor, auf dem Ofen ungewaschenes Geschirr, an den Wänden hing der Küchenrat; die

Hälfte des Zimmers nahm ein mächtiger, massiv gearbeiteter Schreibtisch ein, zwischen den beiden Fenstern mit dem staubigen Epheu. — Als ob Justin Lambert eben von der Arbeit aufgestanden wäre, so unbewußt unordentlich lag alles unter- und übereinander, Bücher, Schriften, Bleistifte, Federn, Pfeifen und Asche — nur eine dünne Schichte Staub, die dieses Schlachtfeld eines arbeitenden Geistes überzog, deutete an, daß der Kampf hier schon lange beendet, diese Manuskripte und Notizen schon in der Verwesung begriffen waren.

Zwischen dem Arbeitstisch und dem Sarge fast eingeklemmt stand eine hohe, noch unentwickelte Mädchengestalt in einem glatten, an den Nähten stark abgenutzten schwarzen Kleide; ihre kleine weiße Hand nach rückwärts greifend, umklammerte als Stütze einen eisernen Briefbeschwerer, die Bajadere auf dem Panther darstellend — ihr ganzer, schlanker, sprossender Körper schien sich darauf zu lehnen, daß die feinen blauen Adern der Hand hoch aufschwollen. Das Mädchen weinte nicht, es war fast ein Lächeln, das um ihren kleinen, edelgeformten Mund zog, — aber dieses verdammte mörderische Lächeln der Apathie, das unter ausgeweinten, thränenleeren Augen sich hinzieht. Dieses verdammte Lächeln, das das gequälte Herz dem erbarmungslosen Schicksal entgegenlächelt, um es zu verhöhnen, um es zum Todesstoß

zu reizen, der alle Qual endet! So lächelte das Mädchen, während ihr großes schwarzes Auge leer auf dem Gebete murmelnden Priester ruhte; nur bei jedem Hammerschlag zuckten die Wimpern.

Wie eine Statue stand sie da zu Häupten des Sarges, unbeweglich, kalt, starr wie die Bajadere, die sie umklammert hielt, nur die jugendliche Brust unter dem dünnen Kleide zitterte auf und ab und verriet den Sturm in ihrem Innern, der wohl so tief wütete, daß nur dieses leise Beben ihn auf der Oberfläche verriet.

Justinus Lambert versperrte auch seiner Tochter Eva ganz den Weg, sie konnte sich nicht rühren, bevor er ihr Platz machte.

Der Arbeiter wischte sich den Schweiß von der rußigen Stirne und stand auf, sich auf den Sarg stützend, endlich mußte der schwarze Rock des Justino doch nachgeben, kein Endchen sah mehr heraus.

Der Geistliche wandte sich um, machte ein Zeichen in den Gang hinaus und trat zurück, dann zwängten sich vier Kerle in den engen Raum, riefen sich gegenseitig ihre Lastträger-Redensarten und Ratschläge zu — „pack ihn weiter unten, Alois! — So! — Obacht! Hup!“ Keuchend, mit vor Anstrengung geröteten Köpfen und herausquillenden Augen, schleppten sie die Last kurzen Schrittes zur niedern Thüre hinaus; ein Glöckchen ertönte draußen im Gange, neue Weih-

rauchwolken wallten empor und füllten das Zimmer; der finstere Gang war von einer Kerze mattrot erleuchtet. Die abgetretenen Holzstufen knarrten unter dem Tritt der Träger, der Sarg schürft mit einem häßlichen Klang an der Mauer. Eigentümlich, gerade dieser Ton erweckte Eva, die kleine Hand gab die Bajadere hin und fuhr mit einer raschen Bewegung nach der Herzgegend, als sei dort ein Dolch eingedrungen; dann wandte sie sich gegen das offene Fenster und blickte zögernd, halb vorgebeugt, auf die schwarze Equipage herab; sie zitterte offenbar vor dem Anblick und doch trieb es sie dazu, — o, dieses Wühlen und Zerren an einer Wunde, dieses Aufstacheln des Schmerzes — es ist auch eine Sinnenlust! — Wo trennen sich überhaupt die Geschwister Schmerz und Lust?

Jetzt kamen sie unten zur Thür heraus und mit einem gewissen freudigen Schwung schoben sie den Justinus Lambert in den Kasten, schlugen die Thür zu und wischten sich den Schweiß von der Stirn. Bei diesem bekannten Geräusch zogen die Pferde an, ohne auf den alten Peter oben aufzupassen, und der Priester in der weißen Soutane mit den großen Stiefeln folgte schweren Schrittes.

Eva am Fenster war in die Kniee gesunken, solch eine Schwäche wandelte sie plötzlich an, aber ihr Auge verfolgte noch immer flammend den schwarzen

Wagen, der umbiegend fast die Häuser berührte. — Sie sah nicht die neugierigen Köpfe des Hauses gegenüber, die mit einer gewissen Wohligkeit in dieses schmerzvolle, jugendliche Antlitz starrten, sie sah eigentümlicherweise, wie sie sich später erinnerte, nur den großen, blank gescheuerten, messingenen Knopf an der Verschlußthüre des Wagens, der jetzt immer kleiner und kleiner wurde, zuletzt nur noch wie ein goldener Stern aufblitzte, hinter ihm lag Justinus Lambert, der Dichter, ihr Vater — ihr alles und einziges auf der Welt.

Plötzlich verschwand er ganz, der gelbe, glänzende Punkt, und es war ihr, als ob sie den Vater erst jetzt für immer verloren hätte — es schwindelte ihr, die Häuser gegenüber bewegten sich hin und her mit all den Köpfen — sie sank in die Kniee, ließ den Kopf auf das Fensterbrett sinken und stöhnte laut auf.

In der Gasse ertönte wieder der alte Lärm der Arbeit, das Surren der Nähmaschinen, das Zischen des Hobels, das Klopfen des Schusterhammers; das gierige Leben ließ diesen Leuten nicht Zeit, sich mit dem Tode zu beschäftigen. — Und er spielte auch eine traurige Rolle, Justinus Lambert, der Schriftsteller im Fingergäßchen. Er war ein fremdes Element hier, das diese sonst so homogene Welt schon lange auszuscheiden bestrebt war, wie ein gesunder Körper

einen krankhaften Stoff. Justinus Lamberts Arbeit war hier keine Arbeit, sondern ein Faulenzen.

Bücher schreiben, die höchstens den jungen Mädels den Kopf verrücken, unwahres Zeug, gab es etwas Unnützeres? Das war doch kein ehrliches Gelderwerben, es gehörte zu den Jahrmarktskünsten, zu den Gauklern und Komödianten — kurz, zum fahrenden Volk, das sich von ehrlichen Bürgern ernährt. Sie fanden es ganz in der Ordnung, daß er immer mit der Not gekämpft hatte, und das bleiche, kummervolle Antlitz seiner Tochter Eva erregte kein Mitleid, sie hätte auch arbeiten können wie ihre Töchter, anstatt die Dame spielen zu wollen; aber sie war zu stolz wie der Alte, der auch lieber verhungert wäre, als seine nutzlose Schreiberei zu lassen. Wenn die Frauen und Mädchen des ganzen Gäßchens nach Feierabend beisammen standen in der von Leder- und Leim- und allen ähnlichen Gerüchen erfüllten Luft, und ihr kleines Leben mit seinen Freuden und Leiden besprachen, da fehlte Eva Lambert, oder sie ging freundlich grüßend vorbei, ohne sich nur einen Augenblick aufzuhalten, und gerade sie mußte so viel am Herzen haben und sie trug es allein in dieser schmächtigen Brust, es quoll nicht heraus wie bei ihnen, und das ärgerte sie, kränkte sie und darum hatten sie auch keine Spur von Mitleid mehr und Gefühl, nur kalte Neugierde. Als sie jetzt Eva am

Fenster zusammenknicken sahen unter ihrer Qual, zuckten sie nur die Achseln und lispelten sich mit heftigen Kopfbewegungen allerhand ins Ohr. „Jetzt ist's aus mit dem Stolz!" „Jetzt muß sie arbeiten!" „Wer weiß — sie ist hübsch," rief es durcheinander — „alles nobler wie die Arbeit." Augen wurden entrüstet zum Himmel aufgeschlagen bei dieser leisen Andeutung.

Eva erhob ihr thränenvolles Antlitz und ihr Blick fiel auf die neugierigen Gruppen unten in der Gasse, ihre Züge nahmen einen trotzigen Ausdruck an. Mit einer energischen, elastischen Bewegung erhob sie sich, mit der Rückfläche der kleinen Hand sich die Thränen aus den Augen wischend; die aufgegangenen Flechten zurechtbindend, trat sie zurück an den Schreibtisch des seligen Vaters.

Das eingedrückte Kissen auf dem zerrissenen Strohsessel entlockte ihr einen Thränenstrom. — In seiner Mulde lag die Sorge. Das überall wirr herausstarrende Strohgeflecht glich von Wahnsinn und Verzweiflung zerwühltem Hauptthaar. Die Hand des Verstorbenen schien sich eben zurückgezogen zu haben von all den Gegenständen, die wie durch ein Zauberwort plötzlich in ihren Bewegungen festgebannt schienen. — Die aufgeschlagenen Bücher mit den im Luftzug sich bewegenden Blättern, zerstreute Manuskripte mit den dicken, energischen, wie im Zorn geschriebenen

Schriftzügen, blühweiße Kielfedern, zerzaust, zernagt, zerknickt, wie man sie im Schwanennest findet zur Zeit des Liebeskampfes. Inmitten dieses Schlachtfeldes eine Venus in Gips, mit Fingerspuren und Tintenspritzern auf ihren edlen weißen Gliedern, wie gewaltsam hindurchgeschleift durch einen schwarzen Sumpf, — sie — die Schaumgeborene!

Ein Bogen lag in der Mitte. „Eros, Allsieger im Kampf" — stand oben in großen, starken Buchstaben. Es schien der Titel einer Abhandlung zu sein. Neben dem letzten Worte lag die Feder — „Kampf!" Es war sein letztes für immer und sein ganzes Leben war darin zusammengefaßt. Eva setzte sich auf den Strohsessel und starrte regungslos auf die ihr so teure Schrift. — Eros? Wer war wohl dieser Allsieger im Kampf? Der Tod wohl, der eben mit all seinen Schrecken diesen engen Raum erfüllt — oder etwa die Not, die Sorge, die den armen Vater, den starren, unbeugsamen Mann, der ihr jahrelang getrotzt, endlich doch zu Boden gedrückt mit ihrer Riesenlast, — etwas Furchtbares mußte er sein, dieser Eros, der Allsieger — ein Allvernichter! Und ihre erregte, schmerzvolle Phantasie malte sich eine Schreckgestalt, blutbesudelt, Zornesgefunkel im hohlen Auge, über ein von brennenden Dörfern grell beschienenes Leichenfeld reitend, — und auf dem Leichenfelde lag ihr Vater, auch über seine

wachsgelben Züge spielte der Flammenschein, und der häßliche, böse Eros trat ihm mit seinen blutigen Sohlen gerade ins Gesicht, daß sie aufschrie vor Entsetzen.

Die Thür knarrte und erweckte sie aus ihren Träumen. Ein kleiner, struppiger Mann, gefolgt von einem langen dürren, mit einer blauen Mütze auf dem Kopfe, trat ein. „Fräulein Lambert werden entschuldigen," begann zögernd der Kleine, „aber ich bin selbst in Verlegenheit. — Der selige Herr Papa ist noch den Mietzins schuldig für ein halbes Jahr. — Wenn Sie vielleicht die Güte haben wollten, mein Fräulein, und — — der Herr Papa wird ja jedenfalls — —"

Eva öffnete schweigend die Schublade des Schreibtisches und entnahm demselben ein kleines Schüsselchen mit Münzen gefüllt.

„Hier, mein Herr, ist alles, zählen Sie, ob es genügt." Sie starrte wieder regungslos ins Leere, das jugendliche, fast kindliche Antlitz hatte jetzt einen strengen, alten Ausdruck. Der Hausherr, das war er, trat näher und zählte das Geld, während der andere an der Thür stehen blieb und die Einrichtung mit Taxatorblicken betrachtete.

„Es langt aber nicht, Fräulein Eva," sagte der Kleine, „bei weitem nicht — nicht zur Hälfte."

Das Mädchen zuckte die Achsel.

„Dann müssen Sie sich eben mit den Möbeln bezahlt machen," erwiderte sie kalt.

„Mit den Möbeln?" Ein vielsagender Blick des Kleinen glitt im Zimmer auf und ab und blieb dann fragend an dem Dürren unter der Thür hängen, der eine verächtliche Geberde machte.

„Nur diese Papiere lassen Sie mir, diese Bücher," stieß jetzt das Mädchen heftig heraus und ein feines Rot stieg in die blassen Wangen. „Sie haben für Sie ja keinen Wert, und — mein Köfferchen."

„Sie wollen abreisen, Fräulein Eva? Und wohin, wenn man fragen darf?" Der Blick des Kleinen glitt mit einem eigentümlichen Ausdruck die schlanken Formen des Mädchens herab. „In die Großstadt wohl — na vielleicht! —" ein cynisches Lächeln zog um den breiten Mund.

Eva verstand weder den Blick noch die Worte.

„Sie lassen mir also diese Schriften?" Dabei legte sie wie zum Schutze beide Arme auf den Tisch.

„Natürlich, Fräulein Eva! Was soll ich mit dem Zeug?" entgegnete der Kleine. „Herr Lambert selbst wußte ja nicht, was damit anfangen. Werden's auch bald satt haben, diesen Ballast mitzuschleppen — ein junges Mädchen — eine junge Dame bald!

Wieder kniff er die kleinen Augen zu, und seine kurzen, dicken Finger legten sich auf ihre Schulter

— „na, das macht sich von selbst, Sie werden einmal darüber lachen! —“

Eva schüttelte, von unbewußtem Ekel ergriffen, die Hand von ihrer Schulter und machte sich mit dem Zusammenpacken der Papiere zu schaffen, ohne dem Kleinen eine Antwort zu geben.

Dieser besprach sich, in den Hintergrund tretend, mit dem Gerichtsdiener, worauf derselbe auf jedes Möbelstück einen weißen Zettel klebte, das Bett durchwühlte, den Schrank aufriß und einige Herrenkleider herauswarf, mit dem Küchengeschirr herumklapperte. — Eva wühlte unterdes in den Skripten, losen Blättern, Briefen, die alle Fächer und Laden des Schreibtisches erfüllten, es war ihr, als ob sie an der Seele des Geschiedenen herumtaste, als ob sie nie so innigen Verkehr mit ihm gepflegt. Vergilbte Gedichte, Theaterstücke, die wohl nie das Licht der Welt erblickten, Romanentwürfe, Skizzen, darunter Wechselformate, Schuldscheine, Gerichtsvorladungen und Pfandscheine in friedlicher Gemeinschaft.

Sie warf dies alles achtlos durcheinander, in heftiger Eile, offenbar suchte sie etwas anderes. Alle Laden standen bereits offen, quollen förmlich über von dem aufgestocherten Inhalt und noch immer suchte sie brennenden Antlitzes. Plötzlich entfuhr ihr ein Laut befriedigter Ueberraschung — sie hielt ein dickes Paket Briefe in der Hand, die sorgfältig mit

einem Rosaseidenband zusammengebunden waren. Der wohlige Geruch, der von dem Paket ausströmte, verbreitete sich wie üppiger Rosenduft, vom Südwind über erstorbene Heide gejagt, in dem dürftigen Gemach.

Sie hörte gar nicht auf die Stimme des kleinen Hausherrn, der ihr beim Hinausgehen etwas von „Zimmerräumen bis abends" zurief, sie nickte nur wie zustimmend mit dem Kopfe und löste mit zitternder Hand das Rosaband. Das Paket fiel auseinander, vielfarbige Blätter, rosa, meergrün, weiß — verstärkter Duft wallte auf.

„Geliebter, einziger Justinus! Mein Gott!" lautete die Ueberschrift des ersten, es war eine feine, zierliche Damenschrift.

„Warum warst Du gestern nicht im Theater — Du warst nicht da — ich fühlte es. — Ich wollte all die herrlichen Verse des Dichters nur zu Dir sprechen, und sie tönten häßlich zurück, abgestoßen von den kalten Herzen draußen — wärst Du dagewesen, Deins hätte sie aufgesogen — oder bist Du krank? — mein Justin, krank? Nein! auch das sagt mir mein Herz, daß Du es nicht bist. — Doch sorge ich mich. — Gib eiligst Nachricht, sonst vergesse ich alles und eile zu Dir. Deine Franziska."

Das Auge des jungen Mädchens leuchtete im feuchten Glanze, jeder Nerv unter dem dünnen Kleide

schien sich zu bewegen. Den nächsten Brief überflog sie nur schnell, jetzt kam ein besonders zierlicher mit einem Blumensträußchen in der Ecke, bei dem verweilte sie länger —

„Mein göttlicher Dichter! Mein Justinus!

„Ich weiß, Du kommst in wenigen Stunden, wenn die Mutter schläft. Ich horche jetzt schon auf die lieben Tritte die Straße herauf, aber doch muß ich schreiben, es tötet mich fast dieses Uebermaß von Glück. — Das war ein Triumph heute abend und ich durfte dazu beitragen. Warst Du zufrieden mit Deiner Franziska — mein Herzblut gab ich hin für die ‚Beatrix‘. — Nein, diese Wonne, als das ganze Haus erdröhnte von Beifall, und sie meinen Namen riefen und dann Deinen, stürmisch, immer stürmischer und ich Dich dann herausführte — Deine Hand in der meinen zittern fühlte vor Freude und Seligkeit, und es dann wie himmlischer Donner schallte aus dem Zuschauerraum. — Da schwamm alles zusammen vor meinen Augen in einem Lichtmeer, ich mußte mich fest an Dich halten, um nicht zu fallen — und wie Dein dunkles Auge leuchtete, siegestrunken — und wie Du mir in der Garderobe um den Hals fielst und heiße Thränen vergossest im Ueberschwang des Gefühls — Justinus, das war zu viel des Glückes für Menschen — und jetzt soll es noch größer werden,

Du großer, großer Mann sollst ganz der armen Franziska gehören — für immer! Ich fasse nicht, wie man es tragen kann —“

Hier brach der Brief plötzlich ab, wohl tönten jetzt die Schritte des Geliebten und Franziska vergaß ganz des Briefes, den der glückliche Justin dann unvollendet zu sich genommen.

Eine Thräne rann langsam über Evas Wange und fiel auf den Brief.

Der nächste schien sie nicht zu fesseln, nur noch einer lag ungelesen und steckte noch im Couvert, in einem von den übrigen ganz verschiedenen, blauen, starken Couvert, das gar nicht von einer Damenhand zu kommen schien. Zögernd öffnete sie es, zog den Brief hervor und bog ihn auf. Es war eine Mannsschrift, oben in der Ecke eine neunzackige Krone.

„Geehrter Herr Lambert!

„Nach dem gestrigen, häßlichen Auftritt kann nur rücksichtsloseste Offenheit mehr helfen. Ja denn, ich liebe Franziska und sie liebt mich mit der ganzen Kraft ihrer leidenschaftlichen Seele; was sie zu Ihnen zog, war nicht Liebe, sondern Schwärmerei einer lyrischen hocherregten Stimmung; daß Sie dieselbe nicht rege erhalten konnten, ist Ihre eigene Schuld. Ich will damit mein Vergehen Ihnen gegenüber nicht

verteidigen und bin jederzeit bereit, Ihnen dafür jede Genugthuung zu bieten, die Sie fordern, aber an dem Faktum ist nichts zu ändern. Sie werden nicht mit Gewalt ein Weib besitzen wollen, das Sie nicht liebt — ich werde meine Geliebte nicht Ihrer Mißhandlung, Ihrer Rache aussetzen, und Franziska ist in meiner Hut. Es gibt Dinge, die allen menschlichen Gesetzen Hohn sprechen. Eine Scheidung wäre die einzige Lösung, in Wirklichkeit ist sie ja schon lang vollzogen. Was soll mit dem Kinde geschehen? Franziska hängt mit ganzer Seele daran. — ‚So kann ich mich rächen!‘ — Werden Sie wirklich so niedrig denken. — Sie ist die Mutter und hängt mit tausend Fäden mehr an dem Kinde als der Vater. Seien Sie großmütig! Ich will dem Kinde eine glänzende Zukunft bereiten. Wenn Sie es über sich vermögen, gewähren Sie mir eine persönliche Unterredung.

Ihr ergebener

Graf Dahlen.“

Evas weiße Stirn zog sich zwischen den Augenbrauen in häßliche Falten, die rote Lippe verschwand hinter den schneeweißen Zähnen, die kleine Hand ballte sich zur Faust und zerknitterte gewaltsam das Papier. „Graf Dahlen,“ sprach sie vor sich hin — „der also nahm mir die Mutter, verpestete das

Leben meines Vaters! Dahlen?! Der Vater nannte mir nie diesen Namen. Wie er ihn hassen mußte!

„‚Höre nicht auf die Mutter, wenn sie Dich mit süßen Schmeichelreden an sich ziehen will nach meinem Tode, es wäre Dein Verderben, iß lieber trocken Brot, mein armes, gutes Kind — versprich mir's, daß Du sie nicht hörst.' Das waren seine letzten Worte, und ich sagte es ihm unter Thränen zu. — Wie er sie hassen mußte, die Mutter — meine Mutter!"

Sie schüttelte das Haupt und brach von neuem in Thränen aus; dann las sie wieder — „Franziska hängt mit ganzer Seele an dem lieben Kinde."

Sie war damals fünf Jahre alt, als die Mutter den Vater verließ, nur dunkel konnte sie sich an ein schönes, liebliches Gesicht erinnern, das sich über ihr Bettchen beugte, das sie oft innig geküßt. Sie liebte also ihr Kind und verließ es dennoch! Welch furchtbare Macht konnte sie dazu zwingen, — am Ende auch dieser entsetzliche Eros, vor dem sie unbewußt so schauderte!

Wenn sie jetzt käme, die Frau mit den Schmeichelworten, könnte sie ihr widerstehen? — Der Mutter? Und sie wird kommen, sobald sie den Tod des Vaters erfährt, nur heute, nur jetzt soll sie nicht kommen. Morgen wäre sie schon spurlos verschwunden im

Getriebe der Weltstadt, eine verlassene, vater- und mutterlose Waise.

Unbewußt fehlte ihr immer etwas in ihrem ganzen jungen Leben, trotz der Liebe, mit der sie ihr Vater umgab, und dieses Etwas nahm immer wieder die milden, schönen Züge an, die in ihrer Erinnerung dunkel auftauchten. Und jetzt in diesem Augenblick sah sie dieselben fast greifbar vor sich. Da ertönte eine Stimme auf der Stiege, die harte, schnarrende des Hausherrn, und eine fremde, auffallend melodische. Unwillkürlich horchte sie auf diese. Die Treppe knarrte, wie von Seide rauschte es draußen auf dem Gang. Bei diesem ungewöhnlichen Geräusch wandte sich Eva um.

Eine hohe Frauengestalt stand unter der Thür, aus einem schillernden, schwarzseidenen Ueberwurf leuchtete ein blasses, edelgeformtes Gesicht, die bekleidete Hand suchte am Thürpfosten eine Stütze, die Seide knisterte wie verglimmendes Feuer, eine faszinirende Hoheit lag über der ganzen Erscheinung, und eigentümlich, derselbe fremdartige Duft strömte von ihr aus wie von den eben geöffneten Briefen.

Eva strich die kastanienbraunen Haare aus der Stirn, wie um freier denken zu können, ihr Auge blickte starr auf die Eintretende, die jetzt die linke Hand gegen das Herz preßte und einen schweren Seufzer ausstieß. Dann wankte sie in der Stube

auf das junge Mädchen zu, das plötzlich wie abwehrend die Hände gegen sie ausstreckte, und fiel schluchzend derselben förmlich in den Schoß, ihr Haupt darin bergend.

Eva bewegte sich nicht, die Arme erhoben, wie um einer Berührung auszuweichen, blickte sie auf die Rose hinab, die auf dem schwarzen Hut der Dame ihr entgegenzitterte.

„Eva!“ klang's plötzlich schmerzzerrissen wie ein Aufschrei und das bleiche Antlitz erhob sich, zwei Arme umschlangen ihren Leib. — „Eva, mein Kind! Kennst Du die Mutter nicht mehr?“

Schon neigte sich der erhobene Arm des Mädchens auf die schluchzende Frau und wie Freude zog es über ihre Züge, dann wandte sie plötzlich den Kopf nach dem zerwühlten Bette im Hintergrunde und die Freude wich, die jugendliche Stirne zog sich in Falten, wie Haß leuchtete es aus den sonst so sanften Augen und mit einem heftigen Ruck erhob sie sich, den Arm der Frau von sich abstreifend.

„Ich habe keine Mutter,“ sprach sie fest — „und der arme Vater starb allein — aus Gram und Elend.“

„Mich verwünschend, nicht?“ setzte die Dame hinzu; „ja, das sieht ihm gleich, unversöhnlich übers Grab hinaus — und doch bist Du mein Kind“ — ihr Gesicht rötete sich wie im Zorn — „dem es nicht zukommt, mich zu richten. — Du mich richten,

Kind! — Was weißt Du von dem, was uns getrennt, von dem, was ich darüber gelitten! — Und Du willst es auch nicht, Eva! — Du liebst mich doch — mußt mich lieben — es wäre ja wider die Natur! —“

Aengstlich lauschte sie auf eine Antwort, haschte sie in den Zügen der Tochter nach — Liebe. Doch sie verrieten nichts davon. Evas Blicke glitten an der üppigen, reichen Erscheinung herab, dann in der armseligen Stube umher; dieser Kontrast schien nicht vorteilhaft auf sie zu wirken. Ein bitteres Urteil lag darin, und doch hatte sie in ihrem jungen Herzen nicht die Kraft, diesem erbarmungsvollen Anblick der um Liebe flehenden Mutter zu widerstehen und all ihr Blut wallte wider Willen ihr entgegen, nur die Worte des sterbenden Vaters, die ihr jetzt wieder in das Ohr klangen, hielten sie ab, ihr an die Brust zu sinken und alles zu vergessen.

„Mutter,“ fragte sie in weichem Ton, „warum hast Du den Vater, warum hast Du mich verlassen, wenn Du mich so liebst?“

„Warum?“ erwiderte diese mit einem bitteren Lächeln. „Ja, warum? Wie soll ich das jemand erklären! Wie soll ich das Dir unerfahrenem Kinde erklären! — und eigentlich —“ sie richtete sich mit einem verweisenden Ausdruck auf — „kommt es mir gar nicht zu, mich vor Dir zu verteidigen — aber,

ich weiß, Du bist aufgewachsen im Vorurteil gegen mich, Du hast alles nur von der einen Seite gehört, so will ich auch das noch — höre zu."

Sie setzte sich in den Rohrsessel, da fiel ihr Blick auf die zerstreuten Briefe.

„O, Du weißt ja schon alles!" sagte sie mit schmerzlichem Lächeln und griff nach einem — Geliebter Justin. Mein Gott!" Eine Thräne fiel darauf.

„Ja, so war es damals," sprach sie vor sich hin, wie in süßen Erinnerungen verloren, „aber es kam anders, ein Taumel war es, und nur zu bald sind wir daraus erwacht! Ich war Schauspielerin auf einer Provinzialbühne — Anfängerin — kaum siebenzehn Jahre alt, aber voll Eifer für meinen Beruf, von der Idee beseelt, darin Großes zu erreichen. Justin Lambert war Dichter, jung, schön, geistreich, voll von Zukunftsplänen wie ich. — Wir lernten uns kennen und liebten uns mit aller Freiheit unseres Künstlerstandes, ich hielt ihn, er mich für seinen Genius; was er dichtete, dichtete er mir — wir teilten brüderlich Geist und Brot, letzteres war karg genug — doch was thut das zweien Liebenden! Er schrieb ein Stück, ich war seine Heldin. Er reichte es bei der Bühne ein, es gefiel und wurde angenommen. — Jetzt hatte unser Glück keine Grenzen, goldene Zukunftsträume umgaukelten uns. Er wollte

mich zur großen Schauspielerin, ich ihn zum größten Dichter machen. Dieses Zusammenwirken erhöhte unsere Liebe.

„Der Abend der Aufführung kam, ich spielte, inspirirt durch meine Liebe zum Dichter, vortrefflich und errang einen großen Erfolg für mich und ihn. Wir wurden stürmisch gerufen, Justinus trunken vor Glück.

„Er eilte in meine Garderobe, fiel mir um den Hals und schwor mir ewige Treue. Vierzehn Tage darauf waren wir vermählt. Das erste Jahr blieb ich bei der Bühne, der Gedanke, sie verlassen zu müssen, lag mir fern. Da regte sich die Eifersucht in Justin, meine Erfolge, anstatt ihn zu erfreuen, stachelten diese auf.

„Eines Tages beschwor er mich, die Bühne zu verlassen und nur ihm zu leben, ich stellte ihm vor, wie schwer wir diese Einnahme missen würden, sein Beruf sei doch zu unsicher, — das half alles nichts, er fühlte sich beleidigt, für seine Familie nicht allein sorgen zu können. Ich gab nach, wenn auch mit schwerem Herzen, alle meine Zukunftsträume waren vernichtet. Ich fühlte eine Leere, der verlockende Glanz der Bühne war mir unvergeßlich. So sehr ich Justin damals liebte, diesen kalten Egoismus, diese Mißachtung meiner Kunst, die ich darin erblickte, konnte ich ihm nicht verzeihen. ‚Wenn ich

Dir verböte, zu dichten,' entgegnete ich ihm oft, ‚würdest Du es thun, könntest Du es thun?' Dann kam er mit den Rechten des Mannes und des Weibes, dieses sei nicht geschaffen für das öffentliche Leben, ein bescheidenes Wirken käme ihm zu und damit allein könne es einen Mann beglücken. Erwähnte ich unsere früheren kühnen Pläne, wie er mich zur großen Künstlerin machen wollte, nannte er das ‚jugendliche Schwärmerei', die mit der Ehe aufhören müsse.

„Das erkältete mich, ich wollte keine Frau sein wie tausend andere. Das ist ja das Herrliche, das mit aller Sorge Versöhnende in der Kunst, daß sich ihre Jünger erhaben dünken über die Menge, eigene, bevorzugte Wesen — ob sie es nun sind oder sich nur einbilden — alles gleich! Und ich sollte jetzt in der Allgemeinheit untergehen, eine einfache Hausfrau werden.

„Da kamst Du, Eva, und ließest mich alles vergessen, vor Deiner Wiege schwand der falsche Bühnenglanz, ja, ich fing schon an, Justin recht zu geben in seiner Lebensanschauung — aber mit Dir kam ein häßlicher Gast ins Haus — die Not! Justins Erfolg war nur ein Scheinerfolg, seit einem Jahr erwarb er nur mühsam als Journalist sein Brot. Er fühlte sich verkannt, zurückgesetzt, er wurde erbittert und verlor sich in nutzlose Polemik gegen

alle, die ihm vorausgeeilt auf der Bahn des Ruhmes. Er ließ seinen ganzen Unmut an mir aus, dazu die ewige, leidige Geldfrage, das alles legte sich wie ein Reif auf unsere von Anfang an unreife, mehr schwärmerische als echte Liebe. Ich schlug ihm vor, wieder auf die Bühne zu gehen, im Drang der Verhältnisse gab er nach. Ich bekam eine bescheidene Stelle am Theater zu B . . . Ich hoffte im stillen, Justins Liebe, die unter den Lebens- und Berufssorgen immer mehr sich verflüchtete, würde von neuem emporflammen, wenn er mich wieder im Lichte der Bühne sähe — das auf alle Männer eine berückende Wirkung ausübt. Doch er blieb kalt wie zuvor, selbst die Eifersucht entflammte ihn nicht mehr. Ich hatte Glück, mein Talent schien gewachsen während der jahrelangen Pause, meine Schönheit wurde überall gepriesen, ich wurde gefeiert, protegirt. Wenn ich dann mit überreizten Nerven, berauscht von Ovationen aus dieser Glanzwelt in unsere einfache Stube trat und Justin kaum aufsah von seiner Arbeit, da erfaßte mich unbändiger Zorn, es schien mir eine übermütige Beleidigung, eine Verachtung. Diese Reize, die eben Tausende mit begehrendem Auge betrachtet, würdigte er keines Blickes, für ihn waren sie veraltet, alltäglich. Die Flamme in meinem Innern wollte mich oft verzehren, dann eilte ich zu Dir, Eva, an Dein Bettchen und drückte Dich an

meine glühende Brust und bedeckte Dich mit Küssen, mit Thränen der Scham, der gekränkten Eitelkeit. So ging es ein Jahr, ein kaltes, frostiges Jahr. Ich widerstand allen Schmeicheleien, mit denen ich täglich umgeben war, zum Staunen der Welt, der mein kühles Verhältnis zu Justin, dem Journalisten, nicht fremd war. Da kam das, was bei einem jungen, heißblütigen, von ihrem Manne vernachlässigten, schönen Weibe, das noch dazu der Bühne angehörte, kommen mußte, in der Gestalt des Grafen Dahlen. Ein von Jugend und Schönheit strotzender Kavalier, voll Leidenschaft und Geist, trat eines Tages mir gegenüber, er war begeistert von meiner Kunst, er erhob mich zur Göttin, er umschloß mich ganz mit seinem feurigen Naturell. Welcher Kontrast mit dem erkalteten, egoistischen Justin, der nicht mehr den Kopf nach mir erhob! Ich — o Gott! wie kann ich Dir das erklären, Eva — dieses verzehrende, unlautere Feuer, das jetzt in mir aufloderte — Du sollst ja nichts ahnen davon. Ich flüchtete mich zu Dir, Eva, suchte in Deinen lieben Kinderaugen Ruhe vor diesem Sturm in meinem Innern, ich rief alle guten Geister an, mich zu beschützen, ich zwang mich förmlich Justin auf und gab mir Mühe, durch alle erdenkliche Zärtlichkeit ihn aufzurütteln aus seiner düsteren Melancholie — vergeblich! Ich hatte das Gefühl, ihm lästig zu sein — ihm lästig zu sein in

dem Augenblick, wo mich ein junger Gott mit all dem geheimnisvollen, für uns Frauen so verderblichen Zauber unerlaubter Liebe umgab. Hier mit Kälte zurückgestoßen, dort von feurigen Gluten umwallt; dabei jung, schön, heißes Blut in den Adern, voll Lebenslust — Tausende wären gefallen — ich hielt mich trotz all dem aufrecht, wies Dahlen in seine Schranken zurück, beschwor die alten Bilder unserer Liebe herauf als rettenden Schild, klammerte mich an Dich, Eva, die mich jetzt retten sollte. Dahlen sah mich nur auf der Bühne während der Zwischenakte. Eines Abends — ich spielte die Adrienne Lecouvreur, trat Dahlen in meine Garderobe, sein Antlitz war gerötet — sein dunkles Auge verschlang mich in unheimlicher Glut — ich wich unwillkürlich vor ihm zurück, er griff nach meiner Hand und bedeckte sie mit Küssen, ich fühlte einen heißen Strom in alle Glieder sich ergießen, ich wollte die Thür öffnen, es war mir unheimlich in seiner Nähe, er verhinderte mich daran, schlang seine Arme um mich und drückte Kuß auf Kuß auf meine Lippen. Ich war betäubt, verwirrt, kraftlos — da öffnete sich die Thür und Justin stand vor uns, bleich, mit verwirrtem Haar, einem Irren gleich, starrte er uns an — in diesem Augenblick schien er sich seiner Schuld bewußt. Dahlen nahm alle Schuld auf sich und erklärte sich zu jeder Genugthuung bereit, er

glaubte ihm nicht und überhäufte uns beide mit Schmähungen. Ich wunderte mich über den plötzlichen Ausbruch seiner Leidenschaft, die doch noch Liebe verriet, ich erhob mich fast daran, aber sein sinnlos erregtes, rohes Wesen machte eine Erklärung unmöglich — Dahlen ließ uns allein, er hatte kein Recht, zu bleiben. Justin ließ mir nicht Zeit, mich anzuziehen, warf mir meinen Pelz über und zog mich mit gewaltsamer Hand mitten durch die Menge der Schauspieler und Bühnenarbeiter, die kichernd vor der Thür diesem Schauspiel zusahen. Er achtete nicht meiner Scham, meiner Verzweiflung, er machte mich zu dem, was ich noch nicht war, zu einer Treulosen! Und wie Haß gegen ihn stieg es in mir auf.

„Auf der Straße sprach er kein Wort, in der Wohnung angelangt, brach er los. Es war nicht gekränkte Liebe, wie ich sofort empfand, nur gekränkter Ehrgeiz, der ihn so rasend machte. Er überhäufte mich mit Schmähungen, gab mir Namen, die mein Blut empörten — ich eilte in die Kinderstube zu Dir, er folgte mir auch dorthin, riß mich hinweg, ich sei keine Mutter, hätte kein Recht mehr auf Dich. Meine Ruhe reizte ihn immer mehr — er schlug nach mir — das war zu viel — ich floh aus dem Hause. Ich eilte durch die kalte Winternacht und stand plötzlich vor Dahlens Haus. Wie ich dahin gekommen, weiß ich nicht — ich läutete

— ich hatte das Gefühl, als müsse ich mich an Justin rächen — ich haßte ihn in diesem Augenblick.

„Als Dahlen selbst herabkam, um zu öffnen, er sah mich wohl vom Fenster aus, das noch erleuchtet war, wollte ich fliehen — der ganzen Schwere meines Schrittes war ich mir jetzt bewußt — er hielt mich zurück und führte mich in ein Hotel.

„Des andern Tags schrieb ich an Justin, erklärte ihm alles und bat ihn um eine ruhige Unterredung.

„Er weigerte mir auch diese und drang auf Scheidung. Dahlen versuchte es, wenigstens mein Kind, Dich, Eva, für mich zu retten. Vergebens! Er weigerte es entschieden, das Gesetz unterstützte ihn, ich war ja die Sünderin, die Treulose! Er wies sogar jede Beihilfe meinerseits zurück, Dich erziehen zu lassen. Er verweigerte mir jede Kunde von Dir die langen Jahre hindurch."

„Und Graf Dahlen?" wandte Eva ein, die der Mutter wie einer Märchenerzählerin zuhörte.

Leichte Röte überflog die Wangen der schönen Frau.

„Dahlen liebt mich noch immer wie damals, ohne ihn hätte ich es nicht ertragen, er ist ein edles, treues Herz."

„Er ist also Dein Gemahl, Mutter?" fuhr Eva fort.

Die Mutter zögerte. — „Das nicht! Das Gesetz machte es unmöglich bis jetzt. Jetzt steht einer legitimen Verbindung nichts mehr im Wege und Dahlen wird nicht zögern. Du wirst an ihm einen zweiten, liebevollen Vater bekommen.“

„Graf Dahlen mein Vater?“ schrie entsetzt Eva auf. „Sprich so etwas nicht aus in diesem Raum, der noch warme Spuren meines unglücklichen Vaters trägt, niemals wird Graf Dahlen mein Vater, das schwöre ich Dir.“

„Eva!“ schrie die erregte Frau auf, „im Drange, mich zu rechtfertigen, habe ich Dir — meinem Kinde, mein Herz geöffnet, all mein Leid geschildert, Dinge gesprochen, die ich nimmer vor Dir sprechen sollte, und Du willst trotzdem nicht mit mir gehen, Eva? Nicht mit der Mutter? Willst allein in Not und Elend verkommen? Doch wie kannst Du das alles verstehen? — Wie kann ich Dich einweihen? — Aber, Gott, ich muß mich doch verteidigen dürfen!“

Ein bitterer Seelenkampf spiegelte sich in dem Antlitz der schönen Frau.

„Und ich duld' es nicht, darf es nicht dulden! —“ sie schlug erregt mit der Hand auf den Schreibtisch — „Du weißt ja nicht, was alles im Gefolge des Elends lauert auf ein junges Mädchen! Warum willst Du mir nicht folgen? Willst Du am Ende richten zwischen mir und dem Verstorbenen? Zweifelst

Du am Ende — ich will es nicht aussprechen, so entsetzlich ist mir der Gedanke — Eva! Die Mutter bittet Dich, ihr zu folgen."

„Und der sterbende Vater beschwor mich, ihr nicht zu folgen," erwiderte ihr fest das Mädchen. „Er war mir alles, diese lange Zeit, Vater und Mutter. Du wirst begreifen, daß mir das Versprechen heilig ist."

„Dann zwinge ich Dich," brauste die Frau auf.

„Das kannst Du nicht, Du kannst nicht die Rechte einer Mutter geltend machen, nachdem Du ihre Pflichten nicht erfüllt."

Das war ein Dolchstoß, der dieser zarten Hand nicht zuzutrauen war, doch das Unglück, der Schmerz der letzten Stunden schien dieses Herz verhärtet, alle Weichheit der Jugend daraus verdrängt zu haben.

„Du kannst den Vater nicht verleugnen, Eva," erwiderte die schwerverletzte Frau. „Nach diesen Worten will ich Dich nicht zwingen. Geh Deinen eigenen Weg, er führt Dich doch zu mir, so sehr Du Dich dagegen sträubst. Du mußt auch etwas von Deiner Mutter haben in Dir, und das wird sich empören gegen all den Druck, gegen all die Erniedrigung, der Du entgegen gehst." Sie stand jetzt in ihrer ganzen gewinnenden Schönheit, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vor dem armen Mädchen. Die Atmosphäre, die sie umströmte, übte

auf Eva eine berückende Wirkung, und als sie ihr die schneeweiße, diamantglitzernde Hand zum Abschied reichte, brach sie in bitteres Schluchzen aus und bedeckte dieselbe mit Küssen.

„Mutter, ich kann nicht anders. Der Schwur, den ich dem sterbenden Vater geleistet, brennt mir auf der Seele. O, ich wäre ja so glücklich, wenn ich eine Mutter hätte, aber sage selbst, darf ich den Schwur brechen?“

Ihr Auge hing wie bittend an der hohen Frau, als erwarte sie eine zusagende Antwort.

„Nein, Du darfst, Du sollst ihn nicht brechen, jetzt nicht, wo Du die Härte, die Ungerechtigkeit, die darin liegt, nicht begreifst. Wo Du in Deinem reinen Kinderherzen mich doch verurteilen mußt, trotz der Liebe, die sich darin regt, jetzt sollst Du ihn nicht brechen, Eva; — wenn aber einst der Tag kommt, — und er wird kommen, der Tag, ich lese es in Deinem leuchtenden Auge — wo ähnliche Stürme Dein bedrängtes Herz zerwühlen und Du keinen Ausweg mehr findest aus dem Labyrinth Deiner Leidenschaft, dann denke, daß Du doch noch eine Mutter hast, Du wirst sie dann milder beurteilen, und Du wirst Dich glücklich schätzen, Dein Herz vor ihr ausschütten zu können. —“

Eva fiel auf die Kniee vor ihr im Drange ihres Gefühles, sie fühlte, wie wehe sie der Mutter

gethan, — das Wort Verzeihung schwebte auf ihren Lippen.

Doch Franziska Lambert schien jetzt gestählt.

„Keine Thränen, keine Weichheit, Eva, sie kommen zu spät, wenn Du jetzt auch wolltest, ich nähme Dich nicht mit — vielleicht hast Du recht, vielleicht würde die Unschuld Schaden leiden in der Nähe der schuldbeladenen Mutter — vielleicht würdest Du mich einst mit Vorwürfen überhäufen. Du hast den starren, eisernen Sinn des Vaters, gehe hinaus damit in die Welt, versuche, ob er stärker ist als das heiße Blut, das Du von der Mutter geerbt — erprobe Dich selbst — vielleicht ringst Du Dich durch, ohne Schaden zu nehmen, dann bedarfst Du meiner nicht. Unterliegst Du aber in diesem heißen Kampf, oder wird es Dir zu schwer, ihn zu führen, dann komme zu mir, Eva, mein Haus ist Dir immer offen und meine Arme auch. Dann wirst Du mich vielleicht wieder achten und lieben und vor allem — verzeihen lernen. Mein Bühnenname ist Franziska Landskron, er wird Dir nicht fremd bleiben, wenn Du die Welt betrittst. — Jetzt lebe wohl, bewahre Deinen Stolz, Du wirst ihn brauchen können und vergiß die Mutter nicht.“

Ihre Stimme klang rein, thränenleer. Sie ergriff das Haupt des schluchzenden Mädchens und drückte einen Kuß auf die klare Stirn, dann warf

sie noch einen langen Blick auf den Schreibtisch, auf die erbärmliche Stube und wankte, ohne rückzuschauen, zur Thür hinaus. Eva blickte ihr nach wie einer Vision, mit geisterhaften Zügen; dann warf sie sich in den Rohrsessel, zwängte beide Hände zwischen die Kniee und lauschte den verhallenden Tritten unten auf der Stiege.

Was war das?! Wie eine ferne Offenbarung kam's über sie. — Die glühenden Worte, welche die Mutter in ihrer Erregung, in ihrem Drang, sich vor der Tochter zu reinigen, unbedacht gesprochen, rissen den Schleier entzwei, der ihr dürftiges, stilles Dasein bisher umgab, und sie blickte in eine neue farbenglühende Welt, gegen die ihre bisherige wie ein ödes, dunkles Grab sich abhob. Diese glühende Schilderung entflammter Liebe, der Entzückungen, die sie im Gefolge führte, wie ein brennender Schwamm legte sie sich auf die Seele dieses Kindes, den die unbedachte Mutter zur ewig glimmenden Glut angefacht.

Wie kahl, wie freudenleer war diese Stube, ihr ganzes vergangenes Leben. Eben war sie noch ganz aufgelöst in Schmerz um den Tod ihres Vaters, Todeswehen umgab sie noch, und mitten drin sproßten jetzt kühne Wünsche, glänzende Träume auf. Sie sprang auf, als wollte sie der Mutter nacheilen, nach in die Welt mit ihren Freuden, erst das Schmerzens-

lager erinnerte sie wieder an das, was geschehen, und wie von neuem ergriffen über diese sündhaften Träume, warf sie sich über das zerwühlte Bett und vergoß heiße Thränen.

Ganz verwandelt stand sie auf, ein fester Entschluß lag in ihren Zügen. Da war nichts mehr von Trauer zu lesen, es war das Gesicht eines Kriegers, der den Feind ins Antlitz faßte; — dann schob sie das Leinwandkofferchen unter dem Bett hervor und begann zu packen.

Einige Kleider, denen sie schon längst entwachsen, dürftige Wäsche, zuletzt den wohlsortirten Inhalt des Schreibtisches, sogar die tintenbespritzte Venus fand noch ein Winkelchen; sie war ja eine alte Jugendgespielin, der sie als Kind oft, mitleidig mit ihren Blößen, ein warmes Bettchen zurecht richtete, wenn der Wintersturm gar zu arg gegen die Scheiben tobte.

Vom nahen Turm schlug es sechs Uhr, um sieben Uhr ging der Zug in die Residenz; mit eiliger Hast schloß sie das Kofferchen, warf einen dünnen Shawl über den Arm, setzte ein kleines Strohhütchen auf, nahm mit wehmütigem Blick Abschied von der kleinen, schon dunkelnden Stube und eilte zur Thür.

Plötzlich kehrte sie zurück, trat vor den niederen, zerbrochenen Spiegel über dem Bett, rückte das Hütchen, wischte das Naß aus den Wangen, strich das Haar zurecht. — Sie war schön, Eva, — und

der eigentümlich leuchtende Blick, ein leise lächelnder Zug um den Mund beim Betrachten ihres Bildnisses verrieten, daß sie sich dessen bewußt war. Sie ging nicht waffenlos in den Kampf, dieses Bewußtsein dämmerte in ihr auf vor diesem kleinen zerbrochenen Glase. Als sie die dunkle, schmutzige Treppe sich hinabtastete, umwehte sie das üppige Parfüm der geschiedenen Mutter — ja es verfolgte sie förmlich durch das sonst so übel riechende Fingergäßchen, das sie jetzt raschen Schrittes durcheilte, ohne nur einen Blick zu werfen in die lärmenden Werkstätten links und rechts.

Ein glitzernder Stern winkte am Ausgange — die Zukunft; ihr Auge blieb an ihm haften wie vor wenigen Stunden an dem glänzenden Knopf am Leichenwagen des Vaters.

II.

In dem Atelier der Madame du Rose, herzoglichen Hoftheater-Schneiderin zu D . . . . ging es Anfangs September lärmend zu. Ein betäubender Lärm aus dem Gesumme unzähliger Nähmaschinen, dem Geflüster und Gezischel einiger Dutzend Nähmädchen, dem Rauschen von Seide und Stoffen aller Art zusammengesetzt, drang durch die offenen Fenster des ersten

Stockwerkes auf die elegante Hauptstraße, die denselben ihrerseits redlich mit Wagengerassel, dem vielgestaltigen Getöse der Großstadt, erwiderte. — Hie und da erhob sich ein blonder oder schwarzer Krauskopf von der Arbeit und warf einen kurzen Blick auf die Straße, der an einer verführerisch blinkenden Uniform, an der tadellosen Erscheinung eines Flaneurs etwas zu lange hängen blieb. Besonders ein reizendes Gesichtchen, von kastanienbraunen, sorgfältig geordneten Löckchen umrahmt, schien sich von dem ewig wechselnden Anblick gar nicht trennen zu können, die Säbel rasselten drüben auf dem Trottoir auch gar so herausfordernd und mancher kühne Blick flog herauf. In den jugendlichen Zügen des Mädchens spiegelte sich ein gewisses Staunen, eine nicht zu bezähmende Neugier, die bei den übrigen Mädchen nicht zu bemerken war, sie warfen nur hin und wieder einen gleichgiltigen Blick hinunter, für sie schien das alles keinen Reiz mehr zu haben. — Da ertönte eine scharfe verweisende Frauenstimme aus dem Innern.

„Fräulein Eva!“ — Das genügte, das Köpfchen senkte sich und die kleine weiße Hand fuhr wieder emsig mit der Nadel durch die Luft.

Die anderen Mädchen sahen kichernd auf die Sünderin, die ihr feuerrotes Antlitz über den Goldbrokat auf ihrem Schoße beugte.

Madame du Rose, unzählige Stecknadeln auf der

mächtig gewölbten Brust, eine Schere wie ein Schwert im Gürtel, ging mit Feldherrnmiene von Tisch zu Tisch, von denen es in bunten, grellen Farben, schillernd, glänzend, knisternd, rauschend herabwallte, eine Flut von Stoffen, Borten, Spitzen.

„Meine Damen, ich muß Sie dringend ersuchen, keine Minute zu versäumen, wir haben nur noch drei Tage Zeit zur neuen Oper, der ganze Chor liegt noch hier herum, und Fräulein Natalie bekommt Krämpfe, wenn ihre Robe nicht heute abend fertig ist. Sie wird jeden Augenblick zum Probiren kommen, gnade Ihnen Gott, wenn etwas fehlt.“

Sie wand sich durch all den Wust von Stoffen und Abfällen bis zu Fräulein Eva durch, die an einem Goldbrokatrock mit rosadamastenem Ueberwurf arbeitete, und blieb, die kräftigen Arme in die Seite gestemmt, mehrere Stecknadeln im Munde, die sie am Sprechen gar nicht zu hindern schienen, vor ihr stehen.

„Sie stäken wohl selbst lieber übermorgen in der Robe, Fräulein Eva,“ begann sie, „als daß Sie sich dabei die Finger zerstechen — na, Sie wären am Ende nicht schlechter als diese — —“ Sie sprach den Satz nicht aus — „Wer weiß — Sie sind hübsch, wenn der Herr Intendant Sie einmal sieht — Stimme ist ja Nebensache, oder vielleicht langt's zum Schauspiel. In den Vorhallen der Kunst sind Sie einmal. Habe schon mehrere von der Maschine

weg auf die Bretter gehen sehen — dann haben Sie mehr Zeit für die Maulaffen da unten und auch diese mehr Interesse für Sie. — Nehmen Sie sich in acht vor diesem Volk, Sie kommen aus der Provinz und kennen den Boden noch nicht."

Eva ward feuerrot bis in den Nacken.

„Da ist Geschmack drin," dabei hob Madame du Rose den Rock von Evas Schoß — „da könnt' ihr etwas lernen! — Was Kunst! — Madame du Rose muß es machen — eine schöne Taille! — das schlägt durch!" In dem Augenblick läutete es heftig. —

„Die Natalie!" rief erschreckt Madame du Rose; „nehmen Sie schnell den Spitzenüberwurf, Fräulein Eva, ich halte sie so lange in meinem Zimmer. Wenn ich rufe, bringen Sie das ganze Kostüm." Damit eilte sie zur Thür hinaus.

Wie auf ein Signal standen alle Mädchen still, und die Zungen schwirrten nun nicht minder emsig.

Was Madame du Rose zu Eva gesagt, hatte einen mächtigen Sturm erregt in diesem Mädchenherzen — das war ja ihr Traum — die Bühne, die Kunst! Wenn auch nur ein schwacher Schimmer ihres verführerischen Glanzes auf ihren Weg fiel, er genügte, um diesen harten, mühevollen angenehmer zu machen, er warf schillernde Reflexe auf die sumpfigen Lachen, die ihn oft bedecken; alle sahen ja nur die leuchtende

Höhe und vergaßen in ihrem Anstaunen den steilen, gefährlichen Aufstieg. —

„Nun, Eva,“ rief eine Blondine herüber, „was sagst Du zu der Prophezeiung Madames? O, die hat einen Blick und, wenn sie will, auch Einfluß! Da wird zuerst mit der Primadonna gesprochen — bei einer günstigen Gelegenheit, wenn einmal ein Kostüm gut sitzt und die Kritiker alle entzückt sind über die herrliche Toilette — die Primadonna spricht dann mit dem Herrn Intendanten — natürlich auch bei einer günstigen Gelegenheit, — —“ schallendes Gelächter ertönte von allen Seiten — „dann läßt die Excellenz Fräulein Eva auf das Bureau kommen, sieht ihr in die schönen Augen, reicht ihr einen Band von Schiller — ‚Maria Stuart‘ zum Beispiel — ‚deklamiren Sie einmal, mein liebes Fräulein — ganz ohne Scheu —‘ Fräulein Eva kann natürlich nichts, sie spricht die Königin von Schottland wie — wie eben eine Nähmamsell, aber ihre schönen Augen ruhen dabei verführerisch auf der Excellenz, ihr Händchen legt sich in der Ekstase auf seine Schultern — sie hält ihn wohl für Mortimer — Excellenz will die Novize nicht stören, — hilft ihr wohl ein wenig in die Stimmung — ‚Sie sind ein Talent, mein Fräulein! Sie haben Feuer — ich will's mit Ihnen probiren‘ — der Kontrakt ist fertig.

Fräulein Eva Lambert ist herzogliche Hofschauspielerin — bum!! —"

Von allen Seiten klatschte man Beifall, auch Eva lachte mit.

„Und glauben Sie wirklich, meine Damen, daß man nur auf diese Weise Künstlerin werden kann? Nicht durch wirkliches Talent, durch ernste Arbeit? Auch ohne die Excellenz, ohne die Mortimerscene?"

„O heilige Unschuld vom Lande!" erwiderte die Blondine, die schon üble Erfahrungen gemacht zu haben schien. — „Künstlerin? Warum nicht — aber nur in Leitmeritz, Großkoschau und Umgebung — hier nicht, und anderswo wohl auch nicht." —

„Dann danke ich für Madame du Roses Fürsprache," erwiderte entrüstet Eva, die unwillkürlich an ihre Mutter dachte, ob sie wohl auch diesen Weg gemacht. „Ich dächte, ein Intendant sollte doch ein Beschützer der Kunst und ihrer Jüngerinnen sein, und wo er ein echtes Talent findet, sei es auch in einem ärmlichen Kleide, dasselbe uneigennützig unterstützen, heben, es hochschätzen; ein unechtes aber überhaupt nicht beachten, und so wird es auch sein. Aus euch spricht nur der Neid, die Mißgunst, — ich glaube einmal daran und lasse mir den Glauben so rasch nicht nehmen. —" Erneutes Gelächter folgte diesen Worten. —

„Wenn Sie einmal diesen Musterdirektor gefunden,

liebe Eva," mischte sich eine andere darein, „so lassen Sie es uns auch wissen, oder fühlen Sie sich etwa allein so sehr, daß Sie auf unsere Sorte ganz verzichten können?"

Madame du Rose rief in diesem Augenblick aus ihrem Zimmer heraus nach Eva und unterbrach so das Gespräch. Diese packte das Kostüm zusammen, und folgte dem Rufe, von unzähligen Stichelreden links und rechts verfolgt.

Es war ein kleines Zimmer, angefüllt mit altmodischen Kommoden und Schränken, auf denen Porzellantassen und Figürchen, Aepfel und Orangen, aller mögliche Tand sich herum drängte. Die Wände waren bedeckt mit Künstlerphotographien, — schmachtend aus einem Fenster blickenden Liebhaberinnen, dickschenkeligen Pagen, spindeldürren Balleteusen in schmerzerregenden Stellungen, trotzigen Heroinen mit kühnen Bewegungen und wogendem Busen, dazwischen melancholische Ritter, Tenoristen mit großen Händen auf der Brust, als wollten sie sagen, „da heraus kommt bei mir alles." Inmitten dieser Sammlung hing in schwerem goldenem Rahmen ein grell gemaltes Familienwappen in aller Farbenpracht der Heraldik. „Wappen der du Rose," war darunter gestickt, und wie zum Zeichen, daß das ritterliche Blut noch nicht versiegt in diesem Stamme, kreuzten sich dahinter zwei mächtige Säbel mit wollenem Portepee, die einst der tapfere Feldwebel du Rose,

ihr verstorbener Gatte, geschwungen. — Fräulein Natalie Theo, eine üppige hohe Erscheinung, entledigte sich eben mit Hilfe du Roses ihrer chiken Herbsttoilette, und betrachtete dabei ein Modejournal. Mit einem leichten, wohlwollenden Kopfnicken begrüßte sie die eintretende Probirmamsell, deren Gestalt von der langbeschleppten kostbaren Robe verdeckt war; erst als sie dieselbe sorgfältig, um kein Fältchen zu zerknittern, mit der sanften Bewegung, die nur Näherinnen eigen ist, auf das breite Bett gelegt, blieb Natalie Theos, der Primadonna, Blick erstaunt auf dieser, ihr neuen, hübschen Erscheinung haften.

„Erst seit kurzem hier, mein Fräulein?“ —

„Eva Lambert, Fräulein Natalie Theo,“ erläuterte Madame du Rose. —

„Fräulein Eva — habe Sie wenigstens noch nie gesehen!“

„Seit vierzehn Tagen, Fräulein,“ entgegnete befangen das Mädchen, deren Augen leuchtend an der Künstlerin hingen, „auch ich habe noch nie die Ehre gehabt, gnädiges Fräulein zu sehen.“

„Mich noch nicht gesehen?! Auch nicht auf der Bühne und schon vierzehn Tage hier? Wohl aus der Provinz, schönes Kind? Aber du Rose — warum machten Sie Ihre Schülerin nicht auf die größte Sehenswürdigkeit der Residenz, auf Fräulein Natalie Theo, aufmerksam? — Sie — selbst eine Künstlerin?“

Ein helles Lachen schallte durch den engen Raum, während sie behende mit ihren üppigen schneeweißen Armen in die neue Robe schlüpfte. Du Rose und Eva zupften an allen Ecken und Enden alles zurecht.

Natalie trat vor den großen Standspiegel, sich nach allen Seiten drehend und wendend, während die beiden mit vor Anstrengung gerötetem Gesicht bemüht waren, die enge Taille einzuhaken.

Natalie zog den Atem an, preßte ihre Hüften, gab sich alle Mühe, ihre vollen Formen in den engen Raum zu pressen. Endlich knackte der letzte Haken, Madame du Rose stand der Schweiß auf der Stirne, das übrige war schnell geordnet und lautlose Stille trat ein. Natalie war versunken in ihrem Spiegelbild. Sie betrachtete jede Falte, jede Kontur. Du Rose, die Arme in die Seite gestemmt, bewunderte mit zufriedenem Lächeln ihr Kunstwerk. Eva stand andächtig daneben, ihr war ganz feierlich zu Mute und unwillkürlich bedeckte sie mit beiden Händen die zerfetzten Ellenbogen ihres dünnen Kleidchens.

Nun begann die Kritik. Natalie war nicht ganz zufrieden, die Taille wollte, trotz allen Streichens, nicht ganz glatt sitzen, die Schleppe fiel nicht recht, so oft sie dieselbe auch hin- und herschleuderte, da und dort war etwas auszusetzen. Sie nahm alle möglichen Posen ein — bald erhob sie die Arme wie eine Bajadere, bald streckte sie dieselben wie

flehend von sich und immer nahmen ihre Züge einen den Bewegungen entsprechenden Ausdruck an — sie war auf der Bühne — sie berechnete jeden kleinsten Effekt, sie verfolgte jede Linie, jede Welle ihres junonischen Körpers. —

Wie eckig, wie häßlich kam Eva sich selbst nun vor, wie klotzig stand Madame du Rose daneben, die ihr sonst immer so zu imponiren wußte. — Das waren schon die süßen Schauer der Kunst, die sie jetzt umwehten, und dasselbe Gefühl, dasselbe unbestimmte prickelnde Sehnen überkam sie, das sie bei der Anwesenheit ihrer Mutter empfand. — „Eigene, bevorzugte Wesen," nannte sie die Mutter — da stand so ein Wesen vor ihr und sie mußte ihr recht geben.

Du Rose nahm den Tadel geduldig hin und atmete ordentlich erleichtert auf, als Natalie die Probe für beendet erklärte.

Wieder knackten die Haken und die erlösten üppigen Formen schienen sich ihrer Freiheit zu freuen. Hastig streifte Natalie die Robe ab, trat mit den zierlichen Stiefelchen unbekümmert auf den Spitzenbesatz, daß du Rose einen schweren Seufzer ausstieß, und schlüpfte wieder in ihr Straßenkleid. —

„Also morgen abend längstens, bei meiner Ungnade, du Rose — und daß die Taille gut sitzt — bedenken Sie, ich bin achtzehn Jahre und die Lehfeld

— sie wollte die Partie à tout prix singen, aber Excellenz ist ja so gut mit mir — die Lehfeld wird mit Argusaugen meine Taille mustern, von der Loge aus, ob sie achtzehnjährig ist, und lieber ersticke ich, als daß sich die über mich lustig machen darf."

„Die Lehfeld —" du Rose lachte hell auf — „die will die Partie singen mit ihrer Fistelstimme? — Unglaublich! — Excellenz war nur gerecht — nur gerecht, Fräulein Natalie, die wird einen Aerger haben, wenn Sie loslegen! — Die Lehfeld — Taille hat sie, aber auch nichts als Taille!"

Eva staunte über die Zungenfertigkeit ihrer Meisterin, vor einer Viertelstunde hatte sie anders über Fräulein Natalie gesprochen. —

Diese griff nach Hut und Schirm und rüstete sich zum Gehen.

„Apropos, Madame, könnten Sie mir nicht heute abend eine von Ihren Damen in die Garderobe schicken? — mein Mädchen ist krank. — Vielleicht Fräulein Eva?"

Eva durchzuckte es elektrisch, sie blickte bittend auf Madame du Rose.

„Warum nicht?" entgegnete diese, „Fräulein Eva wird Ihnen gerne zur Verfügung stehen — nicht wahr?" wandte sie sich an diese.

„Es wird mir eine große Ehre sein, gnädiges Fräulein," erwiderte das Mädchen — „nur fürchte

ich, Sie nicht zufrieden zu stellen, ich bin noch etwas ungeübt."

„Thut nichts, Kind, nur kein Lampenfieber! Die Herrschaften sollen nur warten, wenn es etwas langsamer geht — also, meine Kleine —" dabei klopfte sie Eva auf die Backe — „um sechs Uhr, nicht wahr, in der Garderobe — aber pünktlich!"

Natalie wandte sich der Thür zu, da fiel ihr Blick nochmals auf die zerknitterte Robe, plötzlich kehrte sie wieder zurück und nestelte daran herum.

„Wäre purpurrot nicht schöner als grün — hier den Rücken herab? —"

„Aber, Fräulein Natalie —" rief erschreckt du Rose.

„Ja, gewiß, purpur wäre schöner, wie konnte ich das nicht gleich sehen! —"

„Aber, Fräulein —"

„Nein, purpurrot, unbedingt — purpur, hören Sie — grün will ich nicht und bis morgen abend."

Verschwunden war sie mit einem gnädigen Nicken. Du Rose ballte die Fäuste vor Wut, ihr Gesicht war jetzt selbst purpurrot.

„Elendes Theaterpack!" knirschte sie, „so eine ausgesungene Person, es ist um toll zu werden, und die singt der Lehfeld die Partie weg —"

„Aber, Madame," bemerkte Eva schüchtern, „Sie sagten doch eben, daß Fräulein Lehfeld —"

„Was sagte ich? Nichts sagte ich!" brauste die

Meisterin auf — „Also purpur, hören Sie, müssen eben die ganze Nacht arbeiten nach dem Theater, wenn Sie mit der eingebildeten Person fertig sind.“

Sie verließ das Zimmer und warf heftig die Thür zu, von draußen vernahm man ihre scheltende Stimme im Arbeitssaal. —

Eva war ganz verwirrt. Diese bestechende, blendende Erscheinung, dagegen die fast verächtlichen Aeußerungen der Meisterin, der Blondine draußen; das alles kreiste in ihrem Köpfchen herum, aber der Gedanke an heute abend verscheuchte all das, zauberte ein glückliches Lächeln auf ihre Lippen. — Heute abend sollte sie ja zum erstenmale eintreten in diese Märchenwelt, da wird die Blondine und Frau du Rose mit ihren bösartigen Aeußerungen gewiß zu schanden werden.

Eva hatte seit dem Tode ihres Vaters wenig vom Leben erfahren, aber immerhin schon genug, um einzusehen, welche schwierige Stellung ein mittelloses, auf seinen Verdienst angewiesenes junges Mädchen darin einnehme. —

Mit dem letzten Honorar ihres Vaters, welches in der Redaktion des Tagblattes ihrer Heimatstadt von ihr erhoben wurde, trat sie die Reise in die Residenz an; schon unterwegs im Coupé wurde sie von den Herren mit frechen Blicken, unverschämten Fragen belästigt, ihre ärmliche Kleidung schien ihnen

wohl den Mut, die Berechtigung dazu zu geben. Zuerst kroch sie förmlich ängstlich in sich hinein, als aber dieses Benehmen die anderen zu ermuntern schien, da blitzte ihr ganzer vom Vater ererbter Stolz aus ihren Augen und machte die Zudringlichen offenbar verlegen. —

In der Residenz angekommen, war es noch ärger, sie kam sich vor wie ein von einer ganzen Meute umstelltes Wild. Ueberall herausfordernde Blicke, lüsterne Anspielungen, häßliche Spässe, die sie unverstanden erröten machten. Sie war kein hilfsbedürftiges, durch ihre Verlassenheit geheiligtes Mädchen, sondern — ein Opfer des genußsüchtigen Männervolkes, und von einem Opfer ist man nicht gewohnt, daß es sich lange sträubt. — Aber doch gibt es solche und Eva war eines davon. Sie warf trotzig die Stirn auf gegen diese rohe Gewalt, sie stachelte ihre Seele auf zur wildesten Empörung über die in jedem dieser Blicke, dieser Worte gelegene Schmach und Erniederung; sie erkannte ihren Erzfeind auf den ersten Blick — den Mann! Und ein erkannter Feind ist nur noch ein halber.

Nur Arbeit konnte sie retten gegen ihn, sie muß er achten, wenn er sich selbst achten will, und ein Mädchen, das sich sein Brot ehrlich verdient, entzieht sich seiner Macht, es steht auf demselben Boden mit ihm, es ringt jetzt mit ihm im Kampf ums Dasein,

die Rolle des Opfers ist ausgespielt. — Das fühlte Eva instinktiv und darum folgte sie ohne Besinnen, ohne falschen Stolz der Ausschreibung der Madame du Rose um Arbeiterinnen. Doch betrachtete sie das von Anfang an nur als augenblicklichen Zufluchtsort. Ihre hoffnungslose, verlassene Lage weckte in ihr einen bitteren Trotz, dem bösen Schicksal Widerstand zu leisten, sie fühlte die Kraft dazu, seitdem sie es über sich gebracht, dem Flehen der Mutter zu widerstehen. Was schwache Seelen bricht — erhob sie!

Seit dem Besuche der Mutter ahnte sie die Existenz einer anderen, glänzenden, ihr fremden Welt, in der das Weib die bevorzugteste Stellung einnimmt, in der das Weib herrscht, unterjocht und dabei angebetet wird, — diese Welt war die Welt ihrer Mutter — die Bühne! Der Gedanke, ihr angehören zu wollen, wurde in ihr damals geboren, rein nur aus Glück und Glanzbedürfnis, das jedem Weibe mehr oder minder inne wohnt; vielleicht machte sich auch die Erbschaft des Blutes geltend. Ueberdies hatte sich aber ein anderes noch mächtigeres Motiv in ihr dazu gesellt, das Motiv der Genugthuung, eine gewisse Art von Rache an dem feindlichen Männergeschlecht, dessen geringschätziges, niedriges Benehmen gegen sie ihr Blut empörte. Die großen Divas der Bühne erschienen ihr aber wie die Genüsse dieser Rache.

Aus ihrer unnahbaren Höhe sehen sie diese stolze, übermütige Schar demütig zu ihren Füßen, kriechend, huldigend, die Sohle küssend, die sie tritt. — Sie ahnte ja noch nicht, wie morsch das Piedestal dieser Göttinnen ist, wie ein Tag kommt, wo es zusammenkracht und die Entgötterten herabsinken in die hohnlachende Menge, darin spurlos verschwindend. —

An all das dachte jetzt Eva, während sie den grünen Sammet herabtrennte, auf Wunsch des Fräulein Natalie. Es wollte gar nicht Abend werden heute und schon um drei Uhr stand sie zum Ausgehen bereit vor Madame du Rose.

„Daß Sie kein Wort über meine Aeußerung dort fallen lassen, Fräulein Eva, es würde Ihnen die Stellung bei mir kosten. — Ich war eben erregt, mein Gott, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! — Eine Empfehlung an Fräulein Natalie Theo und — halten Sie Ihre Zunge im Zaum — die Garderobenluft wirkt ansteckend!“

Damit war Eva entlassen.

Der Abend senkte sich schon über die Stadt, elegante Equipagen kehrten mit ihren Insassen von dem nahen Parke zurück, wohl zum Diner oder zur Toilette fürs Theater, für die Soirée. Auf den Trottoirs drängte sich eine gaffende, vergnügungsmüde Menge an den glänzenden Auslagefenstern vorüber. Des Lebens Mühe und Drangsal war hier nirgends zu erblicken,

es drängte sich höchstens verschämt in Gestalt eines Bettlers, eines Arbeiters an den Häusern hin, alles schien nur dem Genusse zu leben.

Eva eilte mit klopfendem Herzen vorwärts, es war ihr ängstlich zu Mute, als fühlte sie, daß sie einer Entscheidung in ihrem Leben entgegeneile. —

Vor dem Theater, einem stattlichen Gebäude, drängte sich schon das Volk in einem schwarzen Haufen — um Fräulein Theo zu sehen, die gefeierte Sängerin. Auf dem Theaterzettel stand ihr Name fett gedruckt — so sehr sie sich mit Stolz gewappnet, Natalie flößte ihr ordentlich Ehrfurcht ein.

Vom Portier an die Garderobe gewiesen, fand sie dieselbe noch verschlossen, sie befand sich in einem fremdartigen Raume, den eine Gasflamme spärlich beleuchtete. Vielgestaltiges Gerümpel stand überall umher — Gerüste, die wie riesige Arme in die Dunkelheit griffen, bunte bemalte Leinwandstücke hingen aus unabsehbarer Höhe herab, deren grelle Farben hie und da vom Schein der Gasflamme getroffen aufleuchteten; ein fader, schwerer Geruch lag über dem Raum, den ein riesiger, grau erscheinender Vorhang plötzlich abschloß. — Ein Arbeiter mit einer kleinen Oellampe leuchtete umher.

Eva fragte, wo sie sich befinde. Der Arbeiter leuchtete ihr erstaunt ins Gesicht und lachte.

„Auf der Bühne, mein Fräulein!“

„Auf der Bühne!“ — Es war ihr ganz wehe um das Herz — sie hatte sich diese anders gedacht.

Jetzt wurde es lebendig auf den Stiegen. Arbeiter kamen in blauen Blousen, überall bewegten sich dunkle Gestalten; Mädchengelächter, Männerstimmen ertönten, schwere Körbe wurden herbeigeschafft.

Eva stand noch immer vor der Garderobethür des Fräulein Natalie. Da rauschte eine Schleppe, sie selbst stand vor ihr, gefolgt von einem Diener, der den Korb trug.

„Ach, Fräulein Eva, warten Sie schon lange?“

Ohne ihre Antwort abzuwarten, öffnete sie die Thür. Der Diener und Eva folgten.

Es war ein einfaches Zimmer mit gelben, kahlen Wänden, zwei Gasflammen von Drahtgitter umgeben, vor einem großen Spiegel, verbreiteten eine Gluthitze, ein paar alte Sessel, ein mit allen möglichen Fläschchen und Büchschen von Schminke, Fett, Puder bedeckter Tisch waren das einzige Meublement. Ein verwelktes altes Bouquet stand, wohl vergessen, am Fenster. — Eva war hier noch mehr überrascht als draußen von der Bühne; sie dachte sich die Garderobe der Primadonna als ein kleines Feengemach.

Der schrille Ton einer elektrischen Glocke vibrirte durch das Zimmer.

„Rasch, Eva — das erste Zeichen!“ sagte die

Sängerin, die sich eilig entkleidete — „packen Sie aus, während ich mich schminke.“

Eva öffnete den Korb, dem buntes Flitterwerk, schwere Schleppen, glitzernder Schmuck mit riesigen Steinen, die kein König hätte erschwingen können, entquoll.

Sie ordnete alles mit zitternden Händen und warf nur hie und da einen verstohlenen Blick auf Natalie, die mit ihren zierlichen Fingern in all den Töpfen herumgaukelte und zu Evas Schrecken ihr hübsches Gesicht wie eine Südseeinsulanerin beschmierte.

„Der Goldbrokat mit dem roten Mantel kommt zuerst, Eva!“ rief sie, in ihre Arbeit vertieft; endlich war sie fertig, stülpte eine blonde Perücke über ihr dunkles Haar, wischte mit einer Hasenpfote mit kühnen Strichen über ihr Gesicht und war zu Evas Erstaunen wirklich noch schöner als zuerst.

Wieder ertönte die Glocke. — Ein unbestimmtes Getöse drang durch die Thürspalte, ein Poltern, Hämmern und Klappern, dazwischen schrille Violin- und Klarinettentöne, dann wie ein tiefer Seufzer ein Ton der Baßgeige. Natalie war jetzt sichtlich erregt — Eva konnte ihr nichts recht machen, einmal stach sie mit der Stecknadel in ihr rosiges Fleisch, ein andermal hakte sie die Taille falsch ein.

„Wie ungeschickt! Schnell! Schnell! — Aber passen Sie doch auf!“ schalt die Sängerin.

Eva stand der Schweiß auf der Stirn, sie wünschte sich weit weg von hier. — Endlich war alles fertig — von draußen ertönte ein Ruf — „Fertig, Fräulein Theo? . .“ Sie antwortete nicht, setzte ein strahlendes Diamant-Diadem auf die blonden Locken, warf noch einen triumphirenden Blick in den Spiegel, wischte mit dem genäßten Finger noch einmal über die gefärbten Augenbrauen, reichte der sie anstaunenden Eva die Schleppe und eilte zur Thür hinaus.

Alles wich ehrerbietig zur Seite, die Landsknechte, oder was sie vorstellen sollten, die Ritterfräulein mit den blassen, sorgenvollen Zügen. Ein Strom von Licht wogte Eva entgegen und blendete sie fast — jetzt sah es anders aus. Die gemalten Leinwandstücke, die ihr so häßlich vorkamen, waren jetzt ein herrlicher, in tausend Farben strahlender Palast, die Gerüste waren verschwunden, traumhaft schöne Jünglinge in spanischer Tracht gingen stolzen Schrittes auf und ab, mit ganz fremdartigen großen Bewegungen, liebliche Mädchengestalten in kurzen weißen Röcken, wie Engel anzuschauen, standen und saßen zwischen den Coulissen umher. Eva atmete ordentlich auf, ihre Illusion war doch nicht vernichtet. Ein junger, etwas dicker Spanier, ganz in Schwarz, ging zu Natalie, küßte ihr die Hand und flüsterte ihr leise etwas in das Ohr. Natalie gab ihm einen leisen Backenstreich. Eva staunte über ihre Kühnheit. Hinter dem grauen

Vorhang schwirrte es wild drohend von tausend Stimmen, wie Meeresbrandung. Um eine kleine Oeffnung in demselben drängten sich die lieblichen Mädchen mit den kurzen Röcken und unterhielten sich lärmend. Sie hätte um alles gern hinausgeschaut, aber wagte es nicht, sich zu nähern. Endlich war der Zufall ihr günstig. Natalie trat dicht vor die Oeffnung im Gespräch mit dem dicken Spanier. Jetzt konnte sie es wagen — die Mädchen machten ihr freundlich Platz — ihr Herz schlug ihr bis an den Hals bei diesem Anblick! Kopf an Kopf drängte sich ein Menschenmeer, tausend Farben wogten, blitzten durcheinander, das Gebrause schien immer mehr anzuwachsen, etwas Ungeheuerliches, Furchterregendes lag für sie darin, sie unterschied nichts einzelnes mehr, es flammte vor ihren Augen — das Ganze schien ihr ein gieriges, auf ein Opfer harrendes Fabeltier, und um allen Glanz Nataliens, sie hätte sich ihm nicht darbieten mögen. —

Ein Zeichen ertönte, alles stob auseinander in die Coulissen, draußen ertönte himmlische Musik, der übrige Lärm war verstummt. Plötzlich erhob sich der Vorhang rauschend und der dicke Spanier trat vor, um zu singen.

Eva stockte der Atem, sie sah gerade nach einer der Seitenlogen von ihrem Standpunkte aus, zwei Damen saßen darin in großer Toilette und ein Herr;

sie richteten ihre Operngläser wie Büchsenläufe auf den Sänger, Eva hatte ordentlich Mitleid mit ihm, doch der schien sich darum wenig zu kümmern, ja er schmetterte ihnen seine Töne grade entgegen und streckte seine Arme nach ihnen aus. Natalie trippelte ungeduldig hin und her, ordnete ihre Locken, schaute in einen kleinen Handspiegel, den ihr Eva reichen mußte — plötzlich schoß sie nach der Bühne hinaus, daß Eva kaum Zeit hatte, die Schleppe fahren zu lassen.

Lautes Händeklatschen ertönte von draußen, Natalie begann ihre Arie, Eva glaubte eine Engelsstimme zu hören und als die Arie zu Ende und schallendes Bravo stürmisch draußen ertönte, stimmte sie unwillkürlich mit ein. Das Ungeheuer draußen war heute in guter Laune!

Als der Vorhang fiel, ging der Lärm erst recht los, es war fast zum Fürchten, dreimal mußte er sich wieder heben, und auf Natalie strömte ein Regen von Blumen und Kränzen herab, die der dicke Spanier alle mühsam zusammenraffte und ihr überreichte. Mit einem unendlich gewinnenden Lächeln dankte sie. —

Als der Vorhang endgiltig gefallen, eilte Eva in ihrer Begeisterung auf Natalie zu, und wollte ihr die Hand küssen.

„Kind,“ sagte diese, die Hand zurückziehend, „da nimm das Zeug und lege es in die Garderobe.“

Ein eleganter Herr in tadellosem schwarzem Frack,

mit einem roten Bändchen im Knopfloch, trat auf Natalie zu, ihm entzog sie die Hand nicht, die jener zum Munde führte.

„Entzückend! Großartig, mein Fräulein!“ hörte sie, als sie sich mit den Blumen nach der Garderobe entfernte. Sie fragte einen Bühnenarbeiter, wer dieser liebenswürdige Herr sei.

„Die Excellenz!“ hieß es. Sie sah ihn noch einmal genau an, die Mortimerscene fiel ihr ein, von der die Blondine erzählte, und ihre Stirn zog sich in Falten. — Aber es ist doch nicht so, — der weiß ja echte Kunst zu würdigen und zu ehren, das sah sie ja eben. —

Ein kleiner, gebückter Herr mit einem schwarzseidenen Käppchen auf schneeweißen Haaren beobachtete sie schon den ganzen Abend scharf, es entging ihr nicht, und als sie jetzt wieder aus der Garderobe trat, sprach er sie an. —

„Wie gefällt es Ihnen hier, mein Fräulein? Wie ich höre, betreten Sie zum erstenmale diese heiligen Räume.“

„Sehr gut, mein Herr! — Wenn man Fräulein Theo singen hören darf, muß es einem ja gefallen.“

Der Herr lachte. — „Deshalb — na! Haben Sie nicht auch eine kleine Sehnsucht nach den Brettern? — Ein hübsches Mädchen! — vielleicht Stimme?“

„Ich habe nie gesungen,“ erwiderte verlegen Eva.

„Oder vielleicht zum Schauspiel?“

Eva sah plötzlich forschend dem Mann in das Gesicht. — Es war ein scharf markirtes und doch gutmütiges Gesicht, ein mildes graues Auge blickte sie an, zu dem sie Zutrauen faßte. „Ja,“ sagte sie mit einem festen Entschluß, „ich habe allerdings den heißen Wunsch, Schauspielerin zu werden, — schon seit lange, — seit heute muß ich es werden, — aber —“ sie zögerte. —

„Ihnen fehlen die Mittel, Unterricht zu nehmen, nicht?“ warf der alte Herr ein. — „Das ist kein Hindernis, wenn Sie den festen Willen und den Mut dazu haben — ja — ja — Kind, Mut und noch etwas, — den nötigen Ernst, eine mächtige Liebe zur Kunst! — Man wird Ihnen sagen, das braucht man nicht, man erringt auch so Triumphe — aber es ist nicht wahr, sage ich Ihnen — nichts werden sie, — Komödianten, aber keine Künstler, samt allen ihren Titeln.“ —

„Nicht wahr, es gibt doch noch eine echte, wahre Kunst —“ jauchzte sie förmlich auf, mit Thränen in der Stimme, „die aus dem innersten Herzen stammt, und es gibt auch noch Männer, die diese hochhalten und pflegen aus Liebe zu ihr, ohne Eigennutz, nicht wahr, es gibt solche?“ Sie preßte unwillkürlich seine Hand vor Erregung.

Das gute graue Auge ruhte forschend, beobachtend

auf dem Mädchen. Das war eine eigentümliche Rede für ein Stubenmädchen, und eine bloße Phrase war es auch nicht, dazu war es zu wahr, zu herzlich gesprochen.

„Es gibt nur eine Kunst, mein Kind,“ sagte er in warmem Tone, „die echte, wahre, die andere ist eben keine Kunst. Was aber die Männer betrifft, die — nun — es gibt noch welche, gewiß, es gibt noch welche — aber —“ ein sarkastisches Lächeln zog um seinen scharfgeschnittenen Mund — „man hört nicht viel von ihnen, ihre Namen werden wenig genannt, es sind auch gar zu rücksichtslose, strenge Leute, können sich nicht gut bücken und stoßen überall an mit ihrer Derbheit. Sie zerstören mit ihrem kalten, vernünftigen Blick alle diese kleinen Freuden der Coulisse, sie sind sogar Verächter der Schönheit, wenn sie mit Talentlosigkeit gepaart ist, und darum stellt man sie geräuschlos in den Winkel, diese Freudenstörer. — Uebrigens, mein Kind, woher stammt bei Ihnen die Verehrung für die wahre Kunst? Wissen Sie denn überhaupt, worin diese besteht?“

Der alte Herr lächelte, Eva senkte das Köpfchen.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie, „ich glaube es aber zu fühlen, und dann ist es ein Gefühl — wie soll ich sagen — ein Gefühl, wie man als Kind hat, wenn man noch andächtig beten kann, — Sie kennen es gewiß, dieses Gefühl?“

„Ja, ich kenne es,“ erwiderte der Alte mit leuchtendem Auge, seine Hand drückte heftig die des Mädchens. „Und Sie haben es ganz richtig geschildert. Kommen Sie nur morgen zu mir, ich will's mit Ihnen probiren. Wo dieses Gefühl, da meine ich, soll auch Talent sein, kommen Sie nur. Mein Name ist Fritz Lüdemann, fragen Sie nach dem alten Lüdemann, jedes Kind kennt ihn und —“ er sah ihr tief ins Auge, „bewahren Sie sich dieses kindliche Gefühl, was auch kommen mag.“

Natalie rauschte heran, der alte Lüdemann machte eine Verbeugung, die kaum erwidert wurde, und verschwand.

„Was hat er Ihnen denn vorgeschwätzt, der alte Brummbär?“ fragte Natalie, „oder gar die Cour geschnitten? Sie machen ja Eroberungen, Fräulein Eva! Sogar Exzellenz fragte mich nach Ihnen.“

„Herr Lüdemann versprach mir, mich prüfen zu wollen,“ bemerkte Eva.

„Prüfen? Als was prüfen?“

„Ob ich Talent habe.“

„Zur Bühne?“ wandte sich erstaunt Natalie um, „und das Unglück habe wohl ich angerichtet? Nun, warum nicht! Sie haben so etwas, und der Regisseur Lüdemann, so zuwider er mir ist, ist ein vortrefflicher Lehrer. Gratulire, kleine Kollegin, gratulire! Mit Ihrem Gesichtchen kann es nicht so weit fehlen, und

wenn Excellenz sich für Sie interessirt, — wer weiß! An meiner Protektion soll es Ihnen nicht fehlen."

Eva handelte wie im Traum. Sie brachte Natalie zur Verzweiflung, so ungeschickt stellte sie sich an, und als der nächste Akt begann, hörte sie gar nicht mehr zu, sie dachte nur noch an die Prüfung bei Lüdemann. Sie konnte ja gar nichts, wie sollte er bei ihr Talent entdecken. Vergebens sah sie sich nach ihm um, er war wohl schon fort. Endlich war die Oper zu Ende, Natalie stak wieder in ihrem Straßenkostüm und bestieg den bereitstehenden Wagen. Eva war entlassen.

Mit brennendem Antlitz eilte sie durch die Nacht, dem Hause zu, leise den Monolog der „Jungfrau" deklamirend, den sie auswendig konnte.

„Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen."

Da stand sie vor Madame du Roses Haus — sie wußte nicht wie.

III.

Ein Jahr war vergangen, für Eva ein arbeitsvolles, aber unendlich glückliches Jahr. Es bewegte sich zwischen der Arbeitsstube der Madame du Rose und dem Studirzimmer des Regisseurs Fritz Lüdemann. Alle beißenden Redensarten und höhnischen

Bemerkungen von dort wurden aufgewogen von den stillen Genüssen ihres Studiums, von der himmelstürmenden Begeisterung für ihre Kunst, die sie ergriffen.

Der alte Lüdemann hatte in ihr ein vielversprechendes Talent entdeckt, das unter seiner kundigen Führung sich rasch entwickelte. Als vortrefflicher Darsteller, durchdrungen von der hohen Mission seiner Kunst, war er immer auf der Suche nach solchen. Seine Kollegen, die ihm wegen der Rauheit und Offenheit seines Urteils, wegen seiner Strenge im Dienst nicht sehr hold waren, nannten ihn den „Sternsucher", und Lüdemann meinte selbst, der Name sei ganz zutreffend, denn ein Stern, wenn auch nur fünfter bis sechster Größe, sei nicht schwerer zu entdecken, als ein halbwegs bedeutendes Talent. Jetzt aber glaubte er einen Stern erster Größe, einen Fixstern, entdeckt zu haben, dessen Licht den ganzen deutschen Theaterhimmel — Lüdemann sagte „Theaternacht" — erleuchten sollte. Er wurde selbst wieder jung mit seiner Schülerin und sah sich zurückversetzt in die goldene Zeit begeisterten Strebens, wo noch nicht der erkältende Reif der Enttäuschung sich auf diese Wunderblume gesenkt hatte.

Er war Evas Lehrer und wurde bald ihr väterlicher Freund, der sie nicht nur in die Höhe und Tiefe der Kunst, sondern auch des Lebens einweihte,

ihr manche Giftpflanze auf dem neuen Wege zeigte, vor der sie sich zu hüten habe.

Am Ende des Jahres war Eva, zum allgemeinen Staunen, am herzoglichen Hoftheater engagirt. Die Einen glaubten darin den Einfluß des Fräulein Natalie zu sehen, die Anderen die Begünstigung des Intendanten, über die man vielsagend die Nase rümpfte, aber niemand fiel es ein, in den redlichen und gut angewandten Bemühungen des alten Lüdemann den Grund zu suchen.

Ihr erstes Auftreten als Klärchen in „Egmont" war ein durchschlagender Erfolg. Der Intendant überhäufte sie mit Schmeicheleien, der Herzog selbst ließ Eva seine Anerkennung aussprechen. In der Coulisse wisperte und zischelte es, das höhnische Lächeln der Kollegen, das sie bei der ersten Probe außer Fassung brachte, verwandelte sich nun in ein unendlich liebenswürdiges; alles drückte ihr die Hand, — gratulirte.

Der alte Lüdemann küßte sie auf die Stirn, die Thränen standen ihm in den ehrlichen Sternsucheraugen, sie hatten sich diesmal nicht getäuscht. Die Blätter selbst posaunten den andern Tag in die Welt hinaus: „Ein neuer Stern ist aufgegangen!" Kurz, Eva war gemacht mit einem Schlage.

Nur ein Gedanke quälte sie jetzt inmitten ihres Glückes und ließ sie dasselbe nicht voll genießen —

der Gedanke an ihre Mutter. — Er beschäftigte sie schon das ganze Jahr, aber jetzt, da sie ihr vorgestecktes Ziel fast schon erreicht, drängte es sie förmlich, alles vergessend, an ihr Herz zu sinken, an das einzige Herz, den alten Lüdemann ausgenommen, dem sie mit ihrem glänzenden Erfolge gewiß eine wahre Freude bereitete. Die Mutter hatte gewiß schon davon erfahren, obwohl sie, um allen Sticheleien auszuweichen, den Bühnennamen Benthain angenommen; wie schmerzlich mußte ihr dann ihr Schweigen sein. Hatte sie denn das Recht, die Mutter so schwer zu strafen, da sie doch am Ende ihr Talent geerbt? —

Oft hatte sie schon ein... Brief an sie begonnen, aber immer zerriß sie ihn wieder. Das dem Vater geleistete Versprechen tönte immer wieder nach in ihrer Seele, dazu kam ihr angeborener Trotz, der Gedanke, die Mutter erblicke in einer Annäherung eine Andeutung, daß ihre Prophezeiung bereits eingetroffen sei, daß sie auch schon einer weiblichen Schwäche unterlegen — dieser Gedanke hielt sie hauptsächlich davon ab. — Das war ja gerade ihr Stolz, ihre Genugthuung, daß sie, ohne sich etwas zu vergeben, ohne nur den Saum ihres jungfräulichen Gewandes zu beschmutzen, es so weit gebracht — durch eigene Kraft; und je tieferen Einblick sie in die Theaterverhältnisse gewann, je mehr sie sah, mit

Ekel sah, wie tief sich oft ihre Kolleginnen herabwürdigten und ihren Stand schändeten, desto fester war sie entschlossen, auf ihrem Wege auszuharren. — Aber trotz all dieser Sophismen blieb das Verhältnis zu ihrer Mutter, von der sie nie eine Kunde vernahm, ein wunder Punkt in ihrem Leben.

Ihre Verehrung für Natalie war, seit sie dieselbe näher kennen gelernt, bedeutend gesunken, sie gehörte auch zu den Ueberläuferinnen in dem Kampfe, den sie mit dem egoistischen Manne unternommen.

Trotzdem vergaß sie nicht, daß Natalie ihr eigentlich, wenn auch unabsichtlich, die Bahn eröffnet hatte, und kam ihr deshalb immer mit alter Freundlichkeit entgegen.

Auch die heutige Einladung zu einem kollegialen Souper, die von Natalie ergangen war, nahm sie aus diesem Grunde an; außerdem traf man dort die einflußreichsten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft unumgänglich notwendig war, um Carrière zu machen.

Als sie den Salon von Natalie betrat, fand sie die ganze Gesellschaft schon anwesend, größtenteils bekannte Kollegen und Kolleginnen, nur einige fremde Gesichter waren darunter.

Eva war nicht mehr die Eva des Fingergäßchens, nicht mehr die Eva der Madame du Rose, sie war jetzt eine edle interessante Erscheinung, das verjüngte

Ebenbild der Mutter, und in der geschmackvollen Toilette erregte sie die allgemeine Bewunderung.

Natalie überhäufte sie mit Liebesbezeugungen und stellte sie den fremden Herren vor: einige Offiziere in Zivil, Herren von Adel mit exotischen Namen, hervorragende Kritiker, Lebemänner ihrer ganzen äußeren Erscheinung nach, mit dem süffisanten und doch bezaubernd sein sollenden Lächeln auf den Lippen, mit den matten, nur beim Erblicken weiblicher Reize lüstern aufblitzenden Augen.

Eva erkannte sie auf den ersten Blick, aus ihren übertriebenen Schmeicheleien fühlte sie ihre tiefe Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes, den Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit heraus, in ihren über ihre vollen Formen herabgleitenden Blicken die tiefste Beleidigung, die ein Weib erdulden muß.

Trotz der geheuchelten Kunstbegeisterung sahen sie alle in ihr doch nur die Schauspielerin, die Komödiantin, die nur zu ihrem Vergnügen — für ihre Laune auf der Welt ist.

Und doch hielt sie noch vor kurzem diese Komödiantinnen, diese Divas, für die Genien der Rache an dem übermütigen Männervolk — das waren sie auch — das konnte *sie* auch sein, wenn sie wollte. Nur die Mittel, die diese anwandten, die Waffen, mit denen sie sich rächten, mußte sie verachten, nachdem sie dieselben kennen gelernt.

Zum Glück erblickte sie Lüdemann bescheiden im Hintergrunde in einem intimen Gespräche mit einem jungen Manne. Mit einem freundlichen Blick, einem freundlichen Wort für jedermann drängte sie sich zu ihm und drückte ihm, offenbar erfreut, endlich einen Menschen gefunden zu haben, die Hand.

Der junge Mann mit dem echten Germanenkopf, — ein jugendlich rotblonder Vollbart umrahmte ein gebräuntes, edel geformtes Gesicht — verbeugte sich vor Eva, und als er wieder aufblickte, war sein Antlitz noch dunkler und sein großes blaues Auge ruhte mit einem weichen sinnigen, nur dem Nordländer eigentümlichen Blick auf Eva, die ihm mit einer an ihr sonst nicht bemerkten Herzlichkeit die Hand reichte.

„Ja, Doktor, wie kommen Sie, Mann der Wissenschaft, heute unter dieses leichte Völkchen?“ fragte sie ihn lachend.

„Um psychologische Studien zu machen, Fräulein Benthain,“ entgegnete der Angesprochene. „Ein Arzt soll nicht nur die Körper seiner Patienten, sondern auch die Seelen studiren, und dazu habe ich hier in diesem bescheidenen Winkel die beste Gelegenheit.“

„Und ist das ein erfreuliches Studium, lieber Doktor?“ fragte Eva.

„Selten,“ entgegnete dieser, „man kehrt gewöhnlich unbefriedigt von solcher Seelenforschungsreise zurück

— oft angeekelt, doch hie und da wird man wieder reichlich entschädigt.“ Sein Blick ruhte fest auf Eva.

„Und ein glücklicher Fund — das ist das Gute dabei — läßt tausend unglückliche vergessen und beglückt den Finder! Aber warum,“ fuhr der Doktor, in einen harten Ton verfallend, fort — „machen Sie nicht selbst eine solche kleine Exkursion, Fräulein Benthain? Oder haben Sie schon —?“

„Leider zu viel, Doktor!“

„Und nichts, gar nichts gefunden, was der Mühe lohnt?“ Eva senkte unwillkürlich den Blick vor ihm, eine leise Röte flog über ihren Alabasternacken.

„Nur einmal,“ sagte sie schmerzlich bewegt, „hier bei unserem alten Freunde.“ Sie legte die kleine Hand auf Lüdemanns Schulter.

„Du bist ein Kind, ein einfältiges Kind! — Was hast Du denn immer mit mir?“ erwiderte dieser, seine Bewegung hinter einem Lachen verbergend.

Eva und der junge Doktor Hermann Limprunner, der neue Theaterarzt, verwickelten sich immer tiefer in dieses philosophische Gespräch. Um sie her kicherte und flüsterte es, hie und da erscholl lautes Gelächter, klatschte ein Fächerschlag, die Langeweile, der schleppende Unterhaltungston, der in der ersten Gesellschaft solchen Wartestunden auf das Souper anklebt, war hier nicht zu bemerken. Vom Nebenzimmer her ertönte das Rasseln von Tellern und Silberzeug. Plötzlich

öffneten sich die Flügelthüren und ein Bedienter in schwarzem Frack, dessen Physiognomie und Bewegungen leider den Hotelkellner auf den ersten Blick verrieten, forderte die Herrschaften zum Souper auf.

Natalie ergriff den Arm des ältlichen, glatt rasirten Herrn, der Eva unter dem Namen Graf Sergius Leslie vorgestellt wurde, ihrem Beispiel folgten die Uebrigen. Die Engagements waren rasch gemacht, sie ergaben sich wohl von selbst.

Limprunner führte Eva. Der alte Lüdemann bildete allein den Schluß des Zuges.

Der Tisch war tadellos gedeckt und doch — die allbekannte Hotelphysiognomie war nicht zu verkennen, es fehlte dem Ganzen der unbewußte Reiz des Reichtums und die ordnende Hand der Hausfrau. Das Ganze glich mehr einer Theaterdekoration und man fürchtete förmlich, die Gerichte, die überall umherstanden, könnten aus Pappe sein.

Man nahm geräuschvoll Platz in der Ordnung, in der man gekommen, ein kokettes Stubenmädchen unterstützte den Kellner beim Serviren.

Ein Menschenkenner ist im stande, eine Tischgesellschaft aus einem Nebenzimmer nach dem Geräusche zu beurteilen. Hört er lange Zeit nichts als Teller- und Messergerassel, nur hie und da einen halbverschluckten menschlichen Laut, dann die zuredende Stimme der Hausfrau: „Nehmen Sie doch, thun

Sie, als ob Sie zu Hause wären," so sind dies wohlhabende, einfache Bürgersleute mit gutem Appetit und starken Nerven. Hört er nur immer eine vorlaute Stimme, welche den Grundton der ganzen Unterhaltung bildet, während die übrigen mezza voce einfallen oder höchstens in das eben angeschlagene Gelächter einstimmen, so sind dies Beamte, Offiziere, die sich um ihren Vorgesetzten scharen. Ist das Tellergeklapper kaum hörbar wie die Tritte der Bedienten, vernimmt man nur ein leichtes, angenehmes Geflüster weiblicher nnd männlicher Stimmen, das sich immer gleich bleibt, nie steigt, so besteht die Gesellschaft aus Aristokraten.

Klappert und klirrt es auf allen Seiten, knallen die Stöpsel, werden viele Stühle gerückt, schwirrt das Gespräch in allen Tonarten, Höhen und Tiefen, von heiterem, aber nicht allgemeinen Gelächter, einem fröhlichen Ausruf unterbrochen, so ist es ein Gelage von Studenten und Künstlern, wo das Essen Nebensache, der Humor, die Lust des Weins die Hauptsache ist.

Ist aber der Teufel los, hört man nichts mehr als Gewirr männlicher und weiblicher Stimmen, in der die letzteren vorherrschen, Gekicher, nervöses Lachen, dann wieder plötzlich herabgestimmtes Geflüster, oder pathetische Stimmen, das Krachen von Mandeln und Konfitüren schon bei der Suppe, wiederholt das leise

Klirren zweier aneinanderstoßenden Gläser — so befinden wir uns in der Gesellschaft von Künstlerinnen, Weltdamen, denen das Essen und Trinken nichts — die feurigen Blicke, der prickelnde Witz, die Schönheit, der Geist alles ist.

Zu der letzten Klasse hätte wohl jeder geheime Beobachter das Diner bei Natalie gerechnet. Das schwirrte und blitzte nur so durcheinander, als kreise geheime elektrische Strömung um den Tisch, die überall ihre Funken aufspringen läßt; die fremden Herren konnten nicht Schritt halten in diesem Geplänkel mit ihren animirten Nachbarinnen.

Man machte aus der Welt ein Komödienhaus und belachte die darin aufgeführte Posse. Man wagte sich an alles, zwang allem eine lächerliche Seite ab, man trat Wappenschilder, Titel in den Staub und ihre Träger traten mit darauf herum — man lachte über die ganze Gesellschaft, über die Kritik — über die Theaterhabitués, über das Theater, über die Kunst, und die Vertreter aller dieser Klassen lachten mit — lachten über sich selbst — über die komische Beleuchtung die ihnen hier gegeben wurde.

Eva saß neben dem Doktor. Sie stürzte sich mit Todesverachtung in diesen quirlenden, schmutzige Blasen aufwerfenden Strom, sie sah schon längst ein, daß man nicht dagegen schwimmen könne, sondern sich völlig auf seinen trüben Wogen dahin tragen

lassen müsse. Es gebrach ihr nicht an Geist und Witz, außerdem freute sie sich ordentlich, die Männer hier eine so klägliche Rolle spielen zu sehen. Doch war sie immer froh, wenn der Doktor an ihrer Seite, dessen ernst männliches Wesen ihr noch nie so aufgefallen wie heute in dieser Umgebung, sie aus dem Gespräche zog. Er war eine fremdartige Erscheinung in dieser Welt, mit seinem ruhigen, besonnenen Wesen, seinen klaren ehrlichen Augen; eine unendlich wohlthuende, frische Ruhe ging von ihm aus, die Eva inmitten dieses heißen Getümmels, wie die Nähe einer kühlenden Quelle an einem schwülen Sommertage anmutete.

Der Champagner, der jetzt in Strömen floß, rötete die Gesichter, die Nacken; die Lichter verbreiteten eine dumpfe Schwüle. Die Blicke wurden feuriger, die Reden freier, die Tischordnung wurde gestört, man nahm sich gegenseitiges Rückenkehren nicht mehr übel, jeder beschäftigte sich mit seiner Nachbarin. — Allgemeines Gespräch kam nicht mehr zu stande. Auch der junge Arzt zog Nutzen von dieser Stimmung und sprach ausschließlich mit Eva.

„Sie fühlen sich nicht ganz glücklich in Ihrem Berufe," meinte der Doktor.

„Wie kommen Sie darauf," erwiderte Eva erstaunt, „weil ich hier mich nicht sehr wohl zu fühlen scheine? Was hat denn das mit meinem Berufe zu thun?"

„Doch," entgegnete ruhig der Doktor, „das hat sehr viel damit zu thun. Atmosphäre, das ist alles für jedes Lebewesen, ist diese demselben nicht zuträglich, verkommt es."

„Ach, Sie sind Arzt," versetzte lachend Eva, „und ich bin für Sie wohl nichts als ein Lebewesen?"

„Aber ein edles, auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehendes Lebewesen," entgegnete der junge Arzt in einem nichts weniger als wissenschaftlichen Tone, „was ich gerade nicht von jedem dieser Uebrigen sagen könnte."

„Die Atmosphäre, in der ich lebe, ist die Atmosphäre der Kunst, gibt es eine reinere?" entgegnete Eva fast gereizt.

Der Doktor lächelte. „Der Kunst? Das glauben Sie selbst nicht, — gewiß, Sie wollen sie atmen, Sie strecken das Köpfchen so weit hinauf, als Sie können, um den üblen Dünsten auszuweichen, die rings um Sie aufsteigen, aber diese steigen eben zu hoch hinauf, Sie werden nie die reine Atmosphäre erreichen."

Eva senkte das Haupt. „Ich kann nichts thun als es versuchen, lieber Doktor; mir ist diese Atmosphäre einmal angewiesen im Leben und ich habe einmal in einem naturgeschichtlichen Aufsatze etwas über Anpassung gelesen."

„Dann haben Sie auch gelesen, daß diese

Generationen bedarf, die erste Generation aber gewöhnlich degenerirt, entartet," erwiderte der Doktor.

Eva errötete. „Und wenn ich nun der zweiten Generation angehörte," sagte sie, ihn mit einem unbestimmten Weh im Auge anblickend, wenn die erste schon entartet wäre, hätte ich dann vielleicht Aussicht —?"

Der Doktor war sichtlich verlegen, er fühlte, daß er eine wunde Stelle in ihrer Brust berührt.

„Mißverstehen Sie mich nicht," versuchte er sich zu verbessern. „Dieses Gleichnis mit der Natur ist hier überhaupt schwer anzuwenden."

In dem Augenblick trat ein junger Mann, dem Gesichtsausdruck nach ein Schauspieler, ein, von allen Seiten lebhaft begrüßt.

„Wo blieben Sie so lange, Roderich?" rief Natalie, „und ohne Entschuldigung?"

„Es gibt Umstände, meine Gnädige," entgegnete in einem zweideutigen Tone der Kunstjünger, der mit der Achsel zuckte und vielsagende Blicke herumwarf.

„Roderich! Roderich!" rief von der andern Seite eine junge Dame mit komischer Drohung.

„Beruhigen Sie sich, meine Herrschaften, dafür habe ich Ihnen eine pikante Neuigkeit mitgebracht, die Sie reichlich entschädigen wird für meine Abwesenheit."

„Neuigkeit — Skandal wohl?" — „Raus damit!" — „Schieß los!" klang es umher.

„Ihr kennt doch alle die Landskron?“

„Die Frau Landskron, die Tragödin in M.?“

„Die mit dem Grafen Dahlen —“ sagte Natalie.

„Um den Grafen Dahlen handelt es sich eben,“ entgegnete der junge Mann — „er hat sie sitzen lassen und eine reiche Heirat gemacht.“

„Ist das die ganze Neuigkeit? — Sie soll es ja mit ihrem Mann, einem armen Journalisten, nicht besser gemacht haben — on dit —“ fuhr Natalie fort.

„Laßt mich erst zu Ende kommen —“ rief der junge Mann, „der Knalleffekt kommt ja erst. Die Landskron soll ein förmliches Attentat auf Dahlen gemacht haben, es mißlang und sie machte einen Vergiftungsversuch —“

„Der wohl auch mißlang —?“ rief lachend einer der Kavaliere.

„Woher wissen Sie das?“ fragte der Schauspieler.

„Sie mißlingen alle, diese Vergiftungsversuche — und sie machen Reklame.“

„Ein verfluchter Kerl, dieser Dahlen!“ meinte ein Anderer.

„Aber was sollte er denn machen mit der Landskron, sie ist doch nicht mehr jung?“

„Herrgott, habt ihr harte Herzen. Erzähle euch die neueste Mordgeschichte, und ihr macht noch schlechte Witze!“ rief ärgerlich der junge Schauspieler.

Plötzlich ertönte ein leiser Aufschrei unten am

Tische, alle Augen wandten sich dahin. — Eva, aschfahl, war dem Doktor förmlich in die Arme gesunken, der schon bei Erwähnung des Namens „Landskron“ in den Zügen des jungen Mädchens eine auffallende Veränderung bemerkt hatte.

Alles sprang von den Sitzen, diese Damen, die eben noch so herzlos sich gezeigt hatten, eilten jetzt mit Ausbrüchen echten Mitleids auf Eva zu, als schämten sie sich ihres Leichtsinns beim Anblick des tiefen Eindruckes, den diese Nachricht auf Eva gemacht. Der alte Lüdemann beugte sich wie verzweifelt über seinen Liebling, von dem alles Leben gewichen schien.

„Kannte sie etwa die Landskron?“ — „Ach, sie hat ein so gutes, weiches Herz, die Eva.“ — „Wie kann man aber auch mit einer solchen Nachricht so hereinplatzen,“ solche Redensarten wurden ringsum laut.

Doktor Limprunner, von Lüdemann unterstützt, trug das bewußtlose Mädchen in das Nebenzimmer und verbot jedem den Eintritt, außer Natalie, der Hausfrau, die mit allen möglichen Essenzen aus ihrem Boudoir herbeigeeilt war. Die hellen Thränen standen in ihren Augen, als sie in die bleichen Züge Evas blickte.

Endlich schlug diese die Augen auf, warf einen wilden Blick umher, der sich erst beim Anblick des Doktors etwas zu beruhigen schien. — Dann fuhr

sie mit ihrer kleinen Hand über die nasse Stirn, wie um sich zurecht zu finden.

„Vergiftet!“ schrie sie plötzlich laut schluchzend auf, — „ja, sagten sie nicht so? — Ja, vergiftet! — Laßt mich fort, ich muß nach M.... zu ihr! zu ihr!“ keuchte sie heraus, sich in den Armen des sie festhaltenden Arztes windend. — „Laßt mich los, sage ich!“ Es kostete alle Kraft, sie zu halten, dann fiel sie plötzlich wieder in die alte Schwäche zurück.

„Einen Wagen, Fräulein Natalie, — möglichst rasch!“ rief der Doktor. „Fräulein Eva muß sofort nach Hause ...“

„Graf Leslies Wagen steht vor der Thür,“ bemerkte das Stubenmädchen, das den Leuchter hielt.

„Ich fahre mit Fräulein Eva, sie bedarf sofortiger Pflege,“ bemerkte der Arzt. „Fühlen Sie sich stark genug, die Treppe hinabzugehen?“ wandte er sich zu Eva.

„Die Treppe hinab?“ rief sie wie im Zorn, „ich fühle mich stark genug, heute noch nach M. zu reisen. Ich muß ja hin!“ schrie sie verzweifelt auf. „Lasse mir einen Wagen kommen, wenn Du mich liebst, Natalie!“ Der Doktor gab den Umstehenden einen geheimen Wink. „Ein Wagen steht unten, mein Fräulein. Ich begleite Sie zur Bahn. Kommen Sie!“

Auf seine Arme gestützt, wankte sie zur Treppe hinab.

„Was hat nur das arme Kind mit dieser Landskron?“ meinte Natalie — „eine Freundin wohl von ihr.“

„Aber deshalb wird man doch nicht gleich ohnmächtig,“ bemerkte einer der Herren Offiziere.

„Ach, was verstehen Sie von Künstlernerven!“ bemerkte Natalie ärgerlich, obwohl sie selbst eben die Schreckensnachricht mit kaltem Blute angehört hatte.

„Oder sollte sie den Dahlen ... Aber dazu ist sie ja zu jung, und sie war doch immer hier,“ fiel ein anderer ein. —

Bald war dieser Zwischenfall vergessen, eine Bowle wurde gebracht; man trank auf die gerettete Giftmischerin, brachte Dahlen ein Pereat und flüsterte und fächelte weiter.

Doktor Limprunner fuhr nicht zum Bahnhof, sondern brachte Eva, die unter einer fürchterlichen Nervenaufregung zu leiden schien, nach ihrer Wohnung. Ihr blasses Haupt ruhte auf seiner Schulter, ihr heißer Atem flog in sein Gesicht. Als sie aus einer neuen Ohnmacht erwachte und im Dunkel des Coupés wie geistesabwesend herumblickte, ergriff plötzlich der Arzt ihre zitternde Hand.

„Wer ist Ihnen diese Landskron, mein Fräulein?“ fragte er sie mit einem Blick, der Evas Kopf wie hilfesuchend an seine Brust sinken ließ.

„Meine Mutter!" schrie sie förmlich auf, in einen Strom von Thränen ausbrechend.

Doktor Limprunner war der erste Mensch, dem sie dieses sorgfältig gehütete Geheimnis enthüllte.

Der junge Mann hörte es aus dem Tone ihrer Stimme, er fühlte, was er in diesem Augenblicke Eva war.

Nur einem Manne konnte sie dieses Bekenntnis machen — dem Geliebten! und wie Himmelsglanz flutete es in das Dunkel des Wagens. —

Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirn — er liebte sie ja schon lange.

IV.

Die Reise nach M. zur Mutter unterblieb. Eva verfiel in ein schweres Nervenfieber und kam in den ersten Wochen nur stundenweise zur Besinnung; dann blickte sie stets entweder in das unendlich beruhigende, liebevolle Auge des Arztes, oder in die besorgten, jede ihrer Bewegungen ängstlich verfolgenden Züge des alten Lüdemann, der jede Stunde, die er seinem Beruf abstehlen konnte, bei Eva zubrachte. Doktor Limprunner erkundigte sich sofort telegraphisch in M. über die näheren Umstände des Vorfalls und des

Befindens der Landskron; er erfuhr, daß der Vergiftungsversuch allerdings Thatsache, aber durch rechtzeitige Hilfe ohne irgend welche Folgen geblieben sei.

Die Nachricht, die er Eva in einem lichten Momente mit aller Vorsicht beibrachte, beruhigte diese doch einigermaßen. In ihrem fieberhaften, glänzenden Auge, das oft stundenlang staunend auf den jungen Arzt gerichtet war, waren unzählige vertrauensvolle Fragen zu lesen, die jetzt wirr, schemenhaft durch das kranke Gehirn dahinjagten, die sie nicht zum Ausdruck bringen konnte.

Es herrschte eine stille, aber doch unendlich innige Zwiesprache zwischen diesen beiden jungen Menschenkindern, die nur hie und da in einem schwachen Händedruck, einem leisen, glücklichen Lächeln um ihren Mund sich äußerte.

Dann kamen wieder wilde, dämonische Stunden, wo ihr jetzt eingefallener Körper eine Gluthitze ausströmte, ihr fieberiges, blutunterlaufenes Auge angstvoll umherirrte, nichts mehr erkennend, ihr siedendes Gehirn die tollsten Schreckbilder erzeugte.

„Seht ihr denn nicht den gelben Knopf, dort an der Wand — dort! — Seht ihr ihn denn nicht? Dahinter liegt der arme Vater —“ dabei wies sie mit dem Arm auf das Phantom, das sie so quälte.

„Laßt mich! — Laßt mich! — Ich gehe nicht

mit zu ihm! Ich hasse ihn, den Mörder! den Giftmischer! Mutter! Mutter! Ich komme!" klang es dann wieder unendlich weich.

Die feinsten Fasern ihrer Seele legte der Wahn bloß vor den Augen Hermanns, kein Fleckchen in ihr, das nicht ein jäher Blitz dieses gewaltigen Geistesgewitters erhellte, seinen entzückten Blicken preisgab. Alle Qualen, aller Schmerz, aller Druck, den dieses junge Wesen erduldete — aber auch alle Seelenkraft, aller Mut, alle Reinheit des Herzens, mit dem es geduldet, lag vor ihm aufgedeckt, und gierig, wenn auch mit ängstlichen Gefühlen, verschlang er den Anblick dieses, an ihm vorüberziehenden Gemäldes mit seinen gewaltigen tiefen Schatten, seinen Strömen Lichtes, seinen entzückenden, bald lieblichen, bald heißen Farben. Seine Liebe zu Eva, unbewußter Sympathie entsprossen, in jener Stunde im Coupé des Grafen Leslie durch eine gewaltige Erregung plötzlich aufgebrochen, wie eine Blüte nach einem Gewitter, gewann jetzt eine unendliche Breite, füllte ihn ganz aus.

Daß sie erwidert wurde, wußte er seit jenem offenen Geständnis, das erzählten ihre Blicke, ihr Händedruck.

Zuerst galt es, ihren Körper zu heilen, dann die kranke Seele, die an zwei Dingen litt, an dem

unnatürlichen Verhältnis zur Mutter und an der schlechten Atmosphäre. Völlige Heilung hoffte er durch seine Liebe.

Als die Krisis überstanden, erwachte Eva zu einem neuen Leben. Sie schüttete vor Hermann ihr ganzes Herz aus, sie ahnte gar nicht, daß er schon jede Falte desselben kannte. In ihrem Nervensystem war eine gesunde Reaktion eingetreten; dieses Stürmen und Drängen nach einem unbewußten Ziel, dieses Trotzen und Kämpfenwollen, dieses Stirnaufwerfen gegen eine ganze Welt, diese Vergeltungsgedanken, die sie immer aufstachelten, ihr weibliches Wesen immer mehr zu verwischen drohten, — das alles schien jetzt von ihr gewichen, nur der Gedanke an Dahlen, den Verräter, machte noch ihr Blut sieden. — Sie war wieder ganz weich, sie hatte keinen Wunsch, wenn sie die Hand des Geliebten drückte, in sein Auge blickte, auf seine Worte lauschen konnte — sie war neugeboren durch die Liebe! „Eros, Allsieger im Kampf," wie anders erschien er ihr jetzt, ein Friedensengel, kein blutbesudelter Dämon. —

Eva und Hermann waren Verlobte — ohne daß sie es sich sagten. Kaum war sie auf den Beinen, so hatte sie den Entschluß gefaßt, zur Mutter zu reisen. Diese war jetzt eine ganz Verlassene, sie hatte all ihr Vergehen gebüßt durch die Untreue Dahlens, sie bedurfte jetzt der Tochter.

Hermann billigte ihre Idee vollkommen, er freute sich, daß sie selbst auf den Gedanken kam, und im stillen hoffte er, daß auch sein Wunsch, daß sie die Bühne verlassen und ihm ganz allein angehöre, ebenso leicht in Erfüllung gehe. — Der Einfluß der Mutter konnte ihm dabei nur zu statten kommen.

Das Geheimnis der Herkunft Evas war noch immer streng bewahrt, nur der alte Lüdemann wurde darin eingeweiht, und auch er riet zur schleunigen Versöhnung. Im zweiten Punkt, was das Verlassen der Bühne anbetraf, konnte sich der alte Mann, der damit eine der schönsten Früchte von seinem Lebensbaum abgeschnitten glaubte, nicht so leicht der Ansicht Hermanns anpassen, doch liebte er Eva zu sehr, um nicht in kurzer Zeit einzusehen, daß für eine Natur wie Eva wahres Glück nicht auf der Bühne blühen könne, sondern eher an der Seite eines treuen, tüchtigen Mannes. Die Geschichte der Mutter selbst war ja ein warnendes Beispiel.

Der Tag der Abreise war demnach bereits für die ersten Tage des kommenden Monats bestimmt. Eva wollte die Mutter mit ihrem Geliebten, Doktor Limprunner überraschen und so deren Freude verdoppeln; im stillen empfand sie aber eine Genugthuung, der Mutter nicht, wie diese geglaubt, als eine Gedemütigte, vom Kampf des Lebens Gebrochene, sondern als eine glückliche Braut entgegentreten zu

dürfen mit der funkelnden Krone der Weiblichkeit auf dem Haupte.

Da trat eines Tages Hermann in auffallend erregtem Zustande bei Eva ein. Sie erkannte sofort, daß etwas Besonderes sich ereignet haben müsse, und fürchtete eine schlimme Nachricht von ihrer Mutter, mit der sich jetzt ihr Gemüt den ganzen Tag beschäftigte.

„Der Intendant ist plötzlich in Ungnade gefallen und entlassen,“ brachte Hermann aufgeregt hervor, dabei unruhig im Zimmer auf und ab eilend.

Eva war zwar erstaunt über diese Nachricht, doch waren die Folgen für sie und Hermann keine so einschneidenden, sie standen beide zu dem Intendanten nicht in so naher Beziehung, daß die Aufgeregtheit des Geliebten deshalb gerechtfertigt erschien.

„Warum bist Du so aufgeregt, Hermann?“ fragte sie. „Das ist doch nichts Ungewöhnliches bei Hofe, in einigen Tagen wird sein Nachfolger eintreten, und alles geht im alten Geleise.“

Hermann blieb vor Eva stehen.

„Und wer glaubst Du, daß sein Nachfolger ist?“ fragte er.

„Aber, Hermann,“ entgegnete lachend Eva, „wie soll ich das wissen, da ich seit Wochen nicht das Haus verlassen habe.“

Das Antlitz Hermanns sah aber gar nicht zum Lachen aus, ein tiefer Ernst lag darauf.

„Wer ist's?" fragte Eva, jetzt selbst geängstigt.

„Graf Dahlen," stieß Hermann dumpf heraus. „Du nimmst natürlich Deinen Abschied, er tritt morgen schon sein Amt an."

„Graf Dahlen!" wiederholte entsetzt Eva — „und morgen schon!"

„Du nimmst Deinen Abschied, Eva, nicht wahr?" drang der junge Mann in sie — „o, nimm ihn auf immer, Eva — nimm diesen Vorfall als einen Fingerzeig des Schicksals, es blüht Dein Glück auf ganz anderen Pfaden, glaube es mir, Eva!"

In Eva kämpften offenbar verschiedene Gefühle, die weiche Sprache des Geliebten zog sie mächtig an, sie fühlte einen Ekel, in dieses schale, geschminkte Leben zurückzukehren, seitdem sie die stillen Freuden der Liebe, die Zurückgezogenheit wieder kennen gelernt, aber auch ein anderes, ebenso echtes weibliches Gefühl zerrte an ihr. Sie wollte ihn sehen, diesen Dahlen, ihm ins Antlitz sehen, was denn an diesem Mann Berückendes war, daß er mit Herzen nur spielen konnte, sie wollte sehen, um was ihre Jugend verpestet, ihr Vater verlassen wurde. Ein prickelndes Verlangen ergriff sie nach dem Anblick des Mannes, den sie so sehr haßte.

Das war der einzige Grund, warum sie sich nicht stürmisch an die Brust des Geliebten warf, um sich von ihm aus dem Getümmel des Kampfes

tragen zu lassen; einmal wollte sie ihrem Erzfeind gegenüber treten.

„Ich folge Dir, wohin Du willst, Hermann! Ich bin bereit, Dir meine Kunst, mein Streben, alles zu opfern, nur fliehen lasse mich nicht, und ein Fluchtversuch wäre es, wenn ich jetzt plötzlich meinen Abschied nähme — eine Flucht vor Dahlen, und jedermann würde dieselbe mit der Scene bei Natalie in Zusammenhang bringen und daraus zuletzt die Wahrheit erfahren. — Ich will wenigstens noch einmal auftreten, Dahlen ahnt nichts, und es kann daraus nichts Unangenehmes für mich entstehen — außerdem, offen gesagt, Hermann" — jetzt rückte sie erst mit dem andern Grund heraus, sich ihrer Falschheit dem Geliebten gegenüber plötzlich bewußt, „ist es auch vielleicht weibliche Schwäche, ich will ihn sehen diesen Mann."

Hermann, überglücklich, für die Zukunft wenigstens Eva sein eigen zu nennen, und im Grunde des Herzens Graf Dahlen als rettenden Engel preisend, der ihren Abgang beschleunigt, schloß sie in seine Arme.

„Ja, Du bist ein Vollblutweib," sagte er lachend, „in Deiner heißen Liebe, in Deiner kindischen Neugierde. Sehe nur Deinen Dahlen, er ist vielleicht nicht so schlimm, als Du ihn Dir denkst; ein lebsüchtiger, im Punkt der Liebe etwas gewissenloser Kavalier, wie Hunderte — das ist alles! Wenn

Du die Drohungen alle ausführst, die Du gegen ihn im Fieberwahn ausgestoßen, dann geht es ihm schlecht genug."

„Habe ich das, Hermann?" fragte Eva. „Er würde es verdienen." Ihr Gesicht bekam einen gehässigen Ausdruck. „Das Schlimmste! — das ist es eben, daß ein Weib keine Mittel hat, sich zu rächen für alle die ihr angethane Schmach, das macht sie verwegen, diese Ehrenmänner. — Was habe ich ihm denn alles angethan im Fiebertraume?" fragte Eva.

„Alles mögliche. Erdolcht! Geschlagen! Gehöhnt! Einmal war es phantastisch! Es war in einer aufgeregten Nacht, Du sprachst nur von Deiner armen toten Mutter — plötzlich veränderteſt Du ganz den Ton, erhobst Dich im Bett, strecktest Deine Arme aus und riefst: ‚Kommt alle, Natalie, Lüdemann! Seht ihr ihn vor mir knieen, den Falschen, den Mörder — lacht ihn doch aus. — Warum lacht ihr denn nicht?' — wiederholtest Du fast wild und fielst ermattet in Deine Kissen."

Eva lauschte auf diese Worte, ein geheimer Gedanke stand auf ihrer gekräuselten Stirn.

„Und wie erklärst Du Dir diese unverständlichen Worte? In welcher Wahnvorstellung muß ich mich wohl befunden haben?" forschte sie weiter.

„Du wolltest Dich offenbar an ihm rächen," erwiderte Hermann, „locktest ihn an Dich, und in

dem Augenblicke, wo er an Deine Liebe glaubte, Dir zu Füßen sank, riefst Du alle Deine Kollegen herbei — im Traume geht es ja, den armen knieenden Intendanten zu verhöhnen — allerdings eine furchtbare Rache —! Es ist unglaublich, was ein krankes Gehirn alles aussinnt."

„Verdient hätte er es!" wiederholte Eva, in Nachdenken versunken, „und warum sollte ein gesundes Gehirn das nicht ausdenken? — Dieser verwöhnte, überall gefeierte Dahlen verhöhnt, verspottet — zum allgemeinen Gelächter — eigentlich eine köstliche Idee!" Sie schien förmlich darin zu schwelgen, so eigentümlich glänzte ihr Auge. Hermann lachte.

„Also auch ein bißchen grausam, ein bißchen rachsüchtig, meine Eva? — Nun, bei Gott, Du hättest es werden können, kein Mensch könnte es Dir verdenken. Dieser Dahlen ist wirklich der Dämon Deines Lebens. Aber laß ihn doch, solche Naturen tragen ihre Strafe in sich selbst herum, ihre Leidenschaft wird ihre schärfste Geißel. Lasse Dich zu keiner Unbesonnenheit hinreißen, Eva!"

„Also nicht knieen lassen!" sagte lachend Eva, ihre Arme um den Nacken des Geliebten schlingend. Der drückte einen Kuß auf ihre Stirn und vergaß in ihrem Anschauen bald die ganze Scene.

Der Herzog, ein jähzorniger Mann, hatte wirklich seinen Intendanten Knall und Fall entlassen, niemand

wußte die eigentliche Veranlassung. „Où est la femme?“ flüsterte man sich nur heimlich ins Ohr, und als Antwort auf diese bekannte Frage hörte man hie und da den Namen „Natalie Theo“.

Dahlen, am herzoglichen Hofe wohl gelitten als Verehrer der Künste, vortrefflicher Musiker und, was die Hauptsache war, als ausgezeichneter Kavalier, wurde zum Nachfolger erwählt.

Das Verhältnis zu Franziska Landskron hatte er plötzlich gelöst; wie man sagte, wurde ihm ihr ständiges Drängen nach einer legitimen Verbindung zur Last, die er seiner Familie zu liebe nicht auf sich nehmen wollte.

Außerdem bot sich eine günstige Gelegenheit, seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen durch eine reiche Heirat wieder aufzuhelfen, und das mochte wohl für Dahlen, den von den Frauen verwöhnten, die Liebe mehr als ein Spiel betrachtenden, ziemlich grundsatzlosen, sinnlichen Mann der Hauptgrund gewesen sein, die schon alternde, in das Stadium der Gewissensbisse tretende Geliebte ohne weiteres zu verlassen.

Ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, für das Wörtchen Ehre mit Freuden sein Blut vergießend, von modern ritterlicher Gesinnung strotzend, hielt er dieses rücksichtslose Vorgehen, in der eigentümlichen Moral seines Standes befangen, durchaus für keinen Schurkenstreich, und auch in seinen Kreisen,

in welchen dieses Verhältnis sehr wohl bekannt war, wurde er darum nicht schief angesehen. Das kam zu oft vor; die Betreffende war eine Schauspielerin, eine durchgebrannte Frau, Graf Dahlen sah einfach seinen Fehltritt ein und hatte wenigstens so viel Standesgefühl, keine Mesalliance zu schließen.

Die schon in das Alter der Frommen vorgerückten Damen dankten Gott für den reuig zurückgekehrten Sünder, die Jugendlichen verfolgten den schönen, gewandten, in Sachen der Liebe so erfahrenen Grafen mit um so verlangenderen Blicken; der Vergiftungsversuch der Landskron, das auf ihn ausgeübte Attentat, das übrigens nur auf einem Gerücht beruhte, umgaben ihn mit einem romantischen, wollüstigen Nimbus.

In den Hof- und Adelskreisen der Residenz nicht minder als in den Theaterkreisen war man auf sein Erscheinen auf das höchste gespannt.

Eva zögerte noch mit ihrem Entlassungsgesuch, trotz des Drängens ihres Verlobten; als solcher galt der Arzt jetzt allgemein. — Es kam diesem vor, als ziehe die Bühne sie wieder mächtig an, nachdem ihr Körper wieder seine frühere Frische erlangt, aber auf Beraten Lüdemanns wollte er vorderhand nicht weiter in sie dringen, er hoffte, der Anblick des verhaßten Dahlen würde sie selbst zu diesem Entschlusse bringen.

Eva erschien wieder auf der ersten Probe, von

ihren Kollegen herzlich begrüßt und mit Glückwünschen zu ihrer Verlobung mit dem Doktor Limprunner überhäuft. Sie mußte manchen spitzigen Scherz über ihre Ohnmacht und die darauffolgende Heimfahrt mit dem Doktor anhören, die nun auf Rechnung eines ganz anderen Gefühls als des Schreckens über die Nachricht von der Landskron erklärt wurde. Eva ließ das alles ruhig über sich ergehen und ließ die Leute gerne bei ihrem Glauben; sie war froh, daß das auffallende Ereignis so gedeutet wurde.

Mit innerer Beängstigung und nervöser Neugierde sah sie dem ersten Begegnen mit Dahlen entgegen. Sie war so zerstreut bei der Probe, daß der alte Lüdemann selbst sie zurechtweisen mußte, immer schweifte ihr Auge in den Coulissen umher, bei jedem Geräusche einer Thür, bei jedem Schalle eines Trittes schrak sie zusammen.

Plötzlich, sie war eben in einer Scene beschäftigt, knarrte die Thür der Prosceniumsloge, ein Lichtstrahl fiel in den dunklen Raum — sie wandte unwillkürlich den Kopf dahin und erblickte in derselben eine hohe, schlanke männliche Erscheinung in Schwarz gekleidet — die Thüre schloß sich wieder, — der Mann setzte sich in die Ecke, ein blasses Gesicht leuchtete aus dem Dunkel und zwei weiße, schlanke Hände hoben sich von dem purpurroten Sammet der Brüstung. — „Graf Dahlen“, durchzuckte es sie wie ein elektrischer Strom.

Vergebens suchte sie das Dunkel zu durchdringen, zwei leuchtende Punkte glaubte sie auf sich gerichtet, oder war es nur Einbildung?

Endlich war die Scene zu Ende, Lüdemann murmelte etwas von verliebten Frauenzimmern, eben wollte Eva einen Kollegen nach dem Herrn in der Loge fragen, da sah sie denselben die Loge verlassen und die Thür zur Bühne öffnen; im nächsten Augenblick trat er aus der Coulisse gerade auf sie zu. Die Verbeugungen von allen Seiten belehrten sie, daß sie das Richtige geahnt hatte.

„Es freut mich, mein Fräulein, Sie wieder gesund zu sehen," sprach er sie an. „Ich habe so viel Gutes von Ihnen gehört, daß ich im höchsten Grade gespannt bin auf Ihr nächstes Auftreten. Fühlen Sie sich denn wieder ganz bei Kräften? Die Rolle der ‚Rutland' ist sehr anstrengend."

Sein großes dunkles Auge ruhte mit einem sammetweichen feuchten Glanze auf Eva, seine Stimme klang unendlich melodisch, es lag wirkliche Teilnahme darin; keine Spur von Stolz, Eigendünkel, keine Spur von Blasirtheit, Genußmüdigkeit eines Weltmannes. Trotz der an den Schläfen schon ergrauten Haupthaare, trotz der schmalen Formen, die das Schwarz der Kleidung noch mehr hob, atmete die ganze Erscheinung männliche Kraft.

Eva war enttäuscht, sie glaubte schon auf den

ersten Blick den Verräter, den Treulosen erkennen zu müssen, was sie sah, stimmte nicht mit dem Bilde ihrer Phantasie und sie empfand fast einen Unwillen darüber, sie reizte sich gewissermaßen selbst und sah ihm mit einem kalten Blick, aus dem sie alles Gewinnende mit Gewalt verbannte, ins Auge.

„Ich danke, Herr Graf,“ erwiderte sie gemessen. „Ich bin wieder vollständig hergestellt. Eine plötzliche Aufregung war daran schuld.“ Sie sprach das mit einem Tone, mit einem Blicke, als sollte der Graf verstehen, welcher Art Aufregung das war, so sehr waren ihre Gedanken in diesem Augenblick bei Franziska Landskron.

„Zu meinem Bedauern habe ich vernommen,“ fuhr der Graf fort, „daß Sie sich mit einem Arzt verlobt haben, hoffentlich werden Sie dadurch nicht der Bühne entzogen, ein so vielversprechendes Talent — das wäre ja ein Verbrechen.“

„Wenn es mein zukünftiger Gatte verlangt —“ erwiderte Eva, „gewiß“. Sie sah dem Grafen fest ins Gesicht. „Eine Frau beim Theater führt selten zum Glück, beide leiden darunter, der Gatte und die Kunst.“

„O, nicht doch, meine Gnädige,“ meinte der Graf, „ich kenne Beispiele —“

„Kennen Sie wirklich,“ fiel Eva ein, das Sie eigentümlich betonend, daß der Graf unwillkürlich stutzte.

„Nun, wir werden ja sehen, nur keine Uebereilung, Fräulein, die Kunst läßt sich nicht so gutwillig verdrängen, sie bricht oft nach Jahren wieder durch.“

„Je nachdem der Mann ist,“ erwiderte Eva, die jetzt ihren ganzen, lange aufgespeicherten Haß gegen den Grafen gewaltsam zusammenraffte, „er muß es eben verstehen, seinem Weibe die Kunst vergessen zu machen, sie zu ersetzen —“

„Das ist's,“ versetzte der Graf mit sarkastischem Lächeln, „darin liegt eben die Gefahr.“

Offenbar schweiften seine Gedanken auch in die Vergangenheit und Eva forschte in seinen Zügen, welche Zeichen sie dort hinterlassen.

Sie las aber nur eine düstere Schwermut, wenigstens in diesem Augenblick, eine schmerzliche Erregung.

Lüdemann wartete schon lange bescheiden auf das Ende dieses Zwiegespräches, wohl um eine Meldung zu machen. Der Graf bemerkte es und brach plötzlich ab.

„Wir sprechen uns ja noch, mein Fräulein. — Nur keine Uebereilung!“ Er lächelte ihr freundlich zu und wandte sich zu Lüdemann.

Eva war unbefriedigt von dieser ersten Begegnung. Sie hatte eine leidenschaftliche Aufwallung erwartet, eine sittliche Entrüstung, die sie ergreifen und zu einem unbestimmten Ziele tragen sollte, das verschwommen in ihr auftauchte, unterdes fühlte sie

fast ihren Widerwillen sich vermindern, die Schwermut, die aus diesen Augen blickte, kam ihr wie Reue, wie ein tiefer Seelenschmerz vor. — Aber das ist's ja eben, — tauchte es dann urplötzlich in ihr auf, — das sind ja eben die gefährlichen Waffen, mit denen sie das arglose Weib betrügen, diese schwärmerischen, seelenräuberischen Blicke, diese Rechtschaffenheit in jedem Tone, und Graf Dahlen weiß sie zu führen. Aber warum soll er sie gegen mich führen? Wer bin ich ihm? Auch ein Weib, das zu bethören, zu besitzen, mit diesen Waffen zu bezwingen ist — die Tochter der verlassenen Geliebten — die verlobte Braut eines andern — was kümmert das ihn! Ein Opfer mehr, das ist alles! Dieser Gedanke kam ihr zur rechten Zeit, wie ein scharfer Sporn drückte er sich in ihre Seele, und in seinem Gefolge stürmte ein ganzes Heer, — der um ihn verlassene Vater! — die von ihm verlassene, bethörte Mutter, ihre vergiftete Kindheit! — Alles Bittere, was sie je vom Leben erfahren — alles wies sie auf diesen Mann — der hat's gethan! Sie mußte immer an ihre Phantasie denken, die Hermann ihr erzählt — eine wilde Freude ergriff sie, wenn sie an deren Verwirklichung dachte.

„Nun, wie hat Dir Dahlen gefallen?“ fragte Hermann, als er sie nach der Probe traf. „Ist er wirklich ein Ungeheuer?“

„Ein um so gefährlicheres, je weniger er eines zu sein scheint," erwiderte Eva, die zu ihrem Verdrusse bei ihrem Geliebten eine gewisse milde Beurteilung des Grafen fand, die sie verletzte; er war eben auch Mann und fand die Fehltritte seiner Geschlechtsgenossen nicht so verdammenswert wie sie. Sie hatte in ihm keinen kräftigen Bundesgenossen, das fühlte sie und verschwieg daher ihre geheimen bitteren Regungen, die immer weiter um sich griffen.

Sie spielte die „Rutland", vom Publikum nach ihrer langen Krankheit freudig begrüßt; unwillkürlich fiel ihr Blick immer wieder auf die Prosceniumsloge, in welcher Dahlen saß, ohne einen Blick von ihr zu verwenden. — Sie war auch die poetischste Erscheinung, die man sich denken konnte, und Essex' Falschheit schien sehr verzeihlich der grämlichen, hochfahrenden Königin gegenüber.

Nach ihrer Hauptscene kehrte sie etwas ermattet in ihre Garderobe zurück, da pochte es.

„Herein!" — Dahlen trat ein und zuckte bei ihrem Anblick sichtbar zusammen, eine Bewegung, die Eva nicht entging. Sie war in diesem Kostüm auffallend ihrer Mutter ähnlich, sie schien nur ein verjüngtes, schöneres Abbild von ihr. — Das überraschte wohl den Grafen, der seine weltmännische Sicherheit ganz verloren zu haben schien. — Er ergriff nicht ohne verräterisches Zittern ihre Hand und küßte sie.

„Ich bin begeistert von Ihrer Leistung, mein Fräulein. Sie rufen die schönsten Erinnerungen längst vergangener künstlerischer Genüsse in mir wach.“

„Künstlerischer?“ erwiderte Eva mit einem vielsagenden Lächeln, — „ist das wohl der richtige Ausdruck? Man sagte, ich sehe der Frau Landskron auffallend ähnlich! Sollte es nicht diese Aehnlichkeit sein, Herr Graf, die Ihre Teilnahme erweckt?“

Der Graf wandte sich, offenbar von dieser Indiskretion verletzt, ab.

„Verzeihen Sie, Herr Graf! Ich weiß, ich begehe eine Taktlosigkeit, aber ich kenne diese Frau Landskron, ich habe Teilnahme mit ihrem Schicksal — warum haben Sie diese schöne Frau verlassen?“

Der Graf war verblüfft über diese rücksichtslose, alle Sitte verletzende Frage der jungen Schauspielerin.

„Mein Fräulein,“ entgegnete er dann lachend, als erblicke er darin mehr Unerfahrenheit als Anmaßung, „Ihre sonderbare Frage, die sich sonst wohl niemand zu stellen getrauen würde, — will ich, da dieselbe so offen und ehrlich gestellt, ebenso offen und ehrlich beantworten. — Franziska Landskron genügte meine Liebe nicht, die ich ihr stets treu bewahrte, sie verlangte mehr, und das konnte ich ihr nicht gewähren.“

„Und darf Liebe nicht alles fordern, gewährt Liebe nicht alles?“ erwiderte erregt Eva.

„Das ist für die ‚Rutland‘ recht schön gesprochen, mein Kind, — aber leider ist das Leben und die Bühne verschieden — beide stellen verschiedene Anforderungen.“

„Das heißt, dem Grafen Dahlen war die Schauspielerin wohl gut genug zur Liebe, nicht aber zur Heirat.“

„Mein Fräulein, Sie gehen zu weit,“ brauste der Graf jetzt auf. „Bei aller Achtung vor Ihrem Talente, aber das ist keine Sprache von Ihnen zu mir! Sie mißbrauchen meine Güte.“ Er wandte sich zum Gehen.

Eva fühlte, daß sie für das erstemal zu weit gegangen, andererseits war sie auf das tiefste getroffen von der Rede Dahlens, in der die tiefste Erniedrigung für ihre Mutter und für sie selbst lag. Der feste Entschluß der Rache wurde jetzt in ihr geboren, und wie ein Blitz zuckte in ihr auch die Art derselben auf. „Herr Graf,“ begann sie in ganz verändertem, fast flehendem Tone, „verzeihen Sie mir, ich lebe noch zu kurze Zeit in dieser Welt, um ihre Sprache zu kennen. Ich dachte aber, seit ich Sie zum erstenmale sah, an die Qualen, die die arme Franziska über den Verlust Ihrer Liebe empfinden muß, und das kochte in mir — das mußte heraus — dieses Aufgeopfertwerden um einer andern willen muß entsetzlich sein! — Schreiben Sie diese unziemliche Er=

regung meinen von der langen Krankheit geschwächten Nerven zu, Herr Graf! Sind Sie mir wirklich böse?“ Dabei sah sie, das reine Mädchen, mit der Verführungskunst einer Buhlerin in des Grafen Antlitz — so schnell war sie sich ihrer einzigen Waffe im Kampf mit dem Mann bewußt — der List!

Und Dahlen widerstand nicht. Einen Mann hätte er um dieser Worte willen mit kaltem Blute erschossen — ein Mädchen konnte ihn nicht kränken, und dieses leuchtende Auge, diese jugendlich schwellenden Formen erinnerten ihn zu sehr an frühere Freuden, die jetzt verjüngt ihm von neuem winkten.

Er drückte einen galanten Kuß zwischen ihre Stirnlocken, unter dem Eva zusammenschauerte.

„Sie sind ein Kind,“ flüsterte er, „aber ein schönes, liebes Kind, dem verzeiht man alles! — Auf Wiedersehen!“ — Mit einem leidenschaftlich aufflammenden Blick auf Eva verließ er das Zimmer.

Eva verbarg ihr Gesicht in die Hände, wie vor Scham, und sank, in Thränen ausbrechend, auf den Stuhl. — Da läutete die Glocke. Mit einer heftigen Bewegung erhob sie sich, rieb die Stelle, wo sie der Kuß getroffen, als gehe ein häßlicher Brandgeruch davon aus, und eilte auf die Bühne.

Doktor Limprunner fand den andern Tag seine Braut in einer eigentümlichen Stimmung. Bei seinem Kommen überhäufte sie ihn mit stürmischen Liebes=

bezeugungen, die ihrem sittsamen, gemessenen Wesen sonst nicht eigen waren; es war, als ob sie vor etwas unbekannt Drohendem in seine Arme fliehe. Dann war sie wieder zerstreut, befangen. Von dem Vorfalle mit Dahlen erwähnte sie kein Wort, ja, es war, als vermeide sie alles, was das Gespräch auf ihn hätte bringen können.

Hermann merkte, daß ihr etwas auf dem Herzen liege, daß sie ein Geheimnis vor ihm habe, und ihre Verschlossenheit, der Mangel an Vertrauen kränkte ihn, kälter wie sonst nahm er Abschied.

Da fiel sie ihm laut schluchzend um den Hals.

„Verlasse mich nicht, Hermann, nur jetzt nicht! Es quälen mich häßliche Gedanken. Dieser Dahlen beschwört alle meine bösen Geister in meinem Innern! Wenn Du mich nicht davon rettest, verfalle ich ihnen."

„So entfliehe ihnen mit mir, Eva, mit seinem Anblick weichen sie alle! Die Verbitterung gegen ihn ist zu groß, und Du wirst Dich noch zu einer Unüberlegtheit hinreißen lassen. — Komm! — Die Mutter ruft nach Dir — und unser geheimes, stilles Glück! — Was zögerst Du?"

„Ich möchte ja so gerne fliehen, aber wie Blei hängt es an meinen Füßen, wie eine böse, giftige Schlange bannt er mich mit seinem Blick! Ich kann es nicht ertragen, daß er straflos ausgehen soll nach all dem Elend, das er gestiftet, aus einer bloßen

Laune, die jetzt verflogen — daß er jetzt eine andere betrügen soll — und dann wieder eine, und noch eine! — Mein Blut empört sich dagegen!"

„Eva, Du gehst zu weit in Deinem gerechten Zorne. Du machst aus ihm ein Ungeheuer, das er nicht ist. — Ich bin weit davon entfernt, ihn zu verteidigen, aber was Dahlen gethan, thun Tausende, die die Grenze der männlichen Freiheit in dieser Beziehung etwas zu weit hinausschieben. Er ist nicht besser und schlechter als alle diese, Du littest aber seit Deiner Kindheit an dieser leichten Moral des Grafen, daher auch der tiefe Eindruck, den sie auf Dich gemacht."

„Natürlich, Du verteidigst ihn, den Geschlechtsgenossen," entgegnete sie gereizt. „Kann denn selbst die Liebe nicht den eisernen Ring brechen, der euch zu unserem Verderben verbindet?"

„Eva," entgegnete fest der Arzt, der seinen Standpunkt sich nicht nehmen ließ. „Ich bin gerne bereit, Dich gegen die ganze Welt, gegen den Teufel selbst zu verteidigen, aber zum Werkzeug einer niederen Rache — die Rache eines Weibes wird immer niedrig, — gebe ich mich nicht her, das verlange nicht von mir. Und jetzt lebe wohl, verschlafe diese bösen Gedanken; sei morgen wieder meine herzensgute, glückliche Eva, wir wollen dann den Tag unserer Abreise genau bestimmen."

Eva saß die ganze Nacht in ihrem Schlafzimmer. Der milde, rosige Schimmer einer Ampel durchleuchtete das Gemach, förmlich zum Schlummer auffordernd; doch heute floh er Eva, die mit offenen Augen träumend mit ihrem aufgelösten Haar spielte.

Ihre Jugend zog an ihr vorüber, eine kalte, frostige, mutterlose Jugend; dann trat sie in ihr armes, farbloses Leben, die Mutter, und entflammte ihr unerfahrenes, junges Herz mit der Schilderung ihres heißen Glückes, das ihr Dahlen bot, und jetzt stand sie diesem Gott, wie sie ihn nannte, gegenüber, er gestand ihr offen, wie er die Mutter verlassen aus kaltem Stolz, und warf in demselben Augenblicke seine verführerischen Netze nach der Tochter aus. Sie gab sich alle Mühe, ihn zu hassen wegen dieser doppelt zugefügten Schmach, ihr ganzes Wesen bäumte sich auf gegen diesen Schimpf. Die Stirn, die der Graf leicht geküßt, brannte wie Feuer, und doch verfolgte sie sein durchdringender, seelenraubender Blick und brachte ihr Blut in Wallung.

Sie beschwor des Geliebten Bild herauf zum rettenden Schild gegen diese Regung. Mit ihm entfliehen, diesem heißen, unsicheren Boden, das wäre das Beste; tauchte es momentan in ihr auf — das heißt, vor Dahlen fliehen, zugeben, daß sie zu schwach sei zum Kampf mit ihm, daß es keine Vergeltung gibt für ihr schwaches, entwürdigtes Geschlecht. —

Nein! fuhr sie mit einem plötzlichen Entschluß empor. So will ich nicht vor die Mutter treten, ihre Prophezeiung soll nicht in Erfüllung gehen, ich will ihr zeigen, wie meine Stärke rächt, was ihre Schwäche gelitten. Mein ganzes Geschlecht will ich an Dahlen rächen!

Unruhig ging sie im Zimmer umher, vom Turm schlug es zwei Uhr.

„Ich hab's," rief sie plötzlich, „das trifft ihn aufs äußerste! Mein Traum soll Wahrheit werden!"

Sie legte sich zu Bett — doch der Schlaf floh sie. — Schon erwachte das Leben auf der Straße, fahler Dämmerschein kämpfte mit dem roten Lichte der Ampel — sie starrte noch immer ins Leere mit wallender Brust und hie und da lachte sie höhnisch auf — es klang gar nicht weiblich, dieses Lachen.

V.

Eva konnte dem Drängen Hermanns, der Sehnsucht nach der Mutter, die sich jetzt immer stärker regte, nicht länger widerstehen und kam um ihre Entlassung ein; sie konnte ohnehin erst kontraktlich nach sechs Wochen in Kraft treten und bis dahin war Dahlen reif zu der Strafe, die sie sich vorgenommen.

Er überhäufte Eva bei jeder Gelegenheit mit Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten, er führte so unverkennbar alle Waffen der Verführungskunst gegen sie ins Feld, daß sie sich bald klar war, ihr verletzendes Benehmen bei der ersten Begegnung habe ihn nicht zurückgestoßen, sondern er liebe sie mit derselben unreinen Glut, mit der er einst ihre Mutter bethört.

Und so war es auch; diese ganze gewaltige Leidenschaft, die den jungen Grafen einst zu Franziska Landskron zog, war in ihm beim Anblick Evas gleichsam in neugeborenem Reize wieder erwacht, nur mit einer seinem vorgerückten Alter entsprechenden größeren Zähigkeit.

Seine Verlobung mit der Gräfin C . . . ., welche einen rein konventionellen, mehr geschäftlichen Charakter hatte, konnte für diesen schrankenlosen, genußsüchtigen Mann kein Hindernis sein, seiner Leidenschaft zu folgen, und Eva schien ihm zu seiner Ueberraschung den Sieg ziemlich leicht machen zu wollen. Die hohe Erregung, die das Mädchen in seiner Nähe nie verbergen konnte, das holde Erröten, die Blicke, in denen ein entzückendes Feuer loderte, schienen dem lebenserfahrenen Grafen sichere Beweise der Erwiderung seiner Neigung.

Eva war darin so unvorsichtig, daß selbst den Kollegen ihr auffallendes Benehmen nicht entging,

und zwischen den Coulissen munkelte man allerhand.

„Du verträgst Dich ja herrlich mit dem Erliebhaber Deiner Freundin Landskron,“ bemerkte pikirt Natalie, die seit dem Sturze des früheren Intendanten bedeutend in den Hintergrund getreten und auf Dahlen nicht gut zu sprechen war. „Zu was hast Du uns eigentlich die Komödie vorgespielt?“

Am schmerzlichsten aber war der alte Lüdemann berührt, der seinen Liebling, trotz seiner Warnung, rettungslos, wie er glaubte, dahingleiten sah auf dieser schiefen Ebene, einem Abgrunde zu.

Hermann ahnte von all dem nichts. Er blieb der Bühne wie früher so fern als möglich, außerdem schloß sich Eva gerade in der letzten Zeit so innig an ihn an, zeigte ihm eine so rührende, fast ängstliche Anhänglichkeit, entrollte vor seinen Augen so liebliche Bilder einer rosigen Zukunft, daß er selbst etwaiges Gezischel, das ihm zu Ohren kam, als lächerlichen Theaterklatsch verwarf.

Einen Tag nach Einreichung ihres Entlassungsgesuches erhielt Eva eine Vorladung, auf dem Intendanz-Bureau zu erscheinen. Sie zögerte lange, als sie das trockene amtliche Schreiben las, ob sie ihm folgen sollte.

Graf Dahlen war in den letzten Tagen immer stürmischer geworden, eine verräterische, sie erschreckende

Glut flammte ihr aus seinen Augen entgegen, der giftige Hauch wilder Sinneslust umströmte sie in seiner Gegenwart.

Sie wird jedenfalls mit ihm allein sein, er wird sie abhalten wollen, die Bühne zu verlassen, er wird ihr eine offene Erklärung machen; sie kannte die Geheimnisse dieser Intendanzzimmer genug vom Hörensagen.

Eine Regung des Ekels vor diesem falschen Treiben stieg noch einmal in ihr auf. Dann schalt sie sich wieder feig und sprach sich selbst in eine Art Heldenrolle hinein, die sie übernehmen müsse — ihre Phantasie war eben, wie bei jeder Bühnenkünstlerin, überreizt. Und noch etwas, was auf dem tiefsten Grund ihrer Seele ruhte, wie Schlamm in klarer Flut, der bei der geringsten Erschütterung diese völlig trübt — ein prickelndes Gefühl, ein mystischer Zug, der von dem Gegenstande unserer Liebe sowohl als unseres Hasses ausgeht, bestimmte sie, der Vorladung zu folgen.

Mit pochendem Herzen, von tausend Gefühlen bestürmt, stieg sie am nächsten Tage hinauf zum Bureau des Grafen.

Ein Sekretär im Vorzimmer, mit dem stereotypen, geheimnisvollen Lächeln, das in diesen Räumen herrscht, meldete sie dem Grafen.

„Treten Sie ein, mein Fräulein,“ kehrte er grinsend zurück.

Der Graf stand an seinem Schreibtisch, er begrüßte sie kühl mit Amtsmiene.

„Setzen Sie sich, Fräulein Benthain.“

Eva atmete auf. Sie fühlte sich etwas sicherer. Unterdes schloß sich die Thür, der Sekretär verschwand.

Da veränderte sich das gemessene Antlitz des Grafen, er trat an sie heran und ergriff offenbar erregt ihre Hand.

„Fräulein Eva, Sie begehen eine Thorheit,“ begann er. — „Sie die Bühne verlassen, mit diesen Aussichten und Hoffnungen?! Und für wen —“

Eva erhob sich. — „Herr Graf!“ wandte sie verletzt ein.

„Ja, für wen —“ fuhr dieser fort; wie ein Strom quoll es jetzt aus diesem Munde, das Auge verzehrte sie. „Für einen jungen mittellosen Arzt, der keine Familie ernähren kann. — Sie, eine Künstlerin von Gottes Gnaden, die verdient, auf den Händen getragen, wie eine Göttin behandelt zu werden — werden die Frau eines künftigen Landarztes, verkümmern in irgend einem Neste! — Ein Verbrechen ist es von diesem Mann!“ Sein Gesicht war vom Zorn gerötet.

„Er liebt mich und ich liebe ihn!“ entgegnete Eva tief verletzt.

„Sie lieben? Diesen Arzt?“ Der Graf war in höchster Erregung und ergriff beide Hände Evas.

„Sie wissen noch nicht, was lieben heißt — Sie nicht und er nicht —“ sein Atem ging jetzt schwer, seine Stimme wurde immer leiser; seine Lippen näherten sich ihrem Ohre, sein Auge schoß Blitze.

„Lieben, Eva, heißt vergöttern; den Himmel öffnen für die Geliebte, sie entzücken mit heiliger Glut! — Das kann dieser Arzt nicht, ich las es aus seinem ernsten Blicke, und auch Sie haben heißes Blut, Eva, und lechzen nach heißem — auch in Ihrem Blicke lese ich es.“

Wie eiserne Klammern spannten sich die Hände des Mannes um die Arme Evas, die von wildem, nie gefühltem Schauer sich durchbebt fühlte.

„Herr Graf,“ brachte sie mühsam hervor, „lassen Sie mich! Die Liebe, die Sie schildern, ist die, mit welcher Franziska Landskron geliebt und — verlassen wurde.“

„Und wenn auch,“ erwiderte der Graf, ihre Arme nicht freigebend, „fragen Sie diese Landskron, ob sie ein ganzes Leben ihrer sogenannten Liebe nicht gäbe um ein Jahr dieser, die sie mit mir genossen! Eva, Sie sind ihr Ebenbild, ich liebe Sie mit derselben Glut wie einst Franziska, nur mit der beständigen, unauslöschlichen des Mannes, während ich diese mit der unbeständigen des Jünglings liebte.“

Eine wahnsinnige Leidenschaft hatte diesen Mann ergriffen, wie feurige Funken sprühte es von ihm

auf Eva über, eine dämonische Glut lag auf seinem schönen, männlichen Antlitz.

Eva zitterte wie ein Lamm in den Klauen eines Geiers, sie hatte jetzt zu viel zu thun, um sich selbst zu retten, an ihr Ziel konnte sie nicht denken.

Sie entwand sich seinen Armen.

„Sie sind verlobt, Graf, entehren Sie sich nicht selbst!“ rief sie ihm entgegen — „oder wollen Sie aus mir eine zweite Franziska Landskron machen?“

„Verlobt?“ erwiderte er mit schmerzlichem Hohn. „Kennen Sie auch dieses verdammte Verlobtsein in unseren Kreisen? Da ist die Liebe Ihres Doktors noch eitel Flamme dagegen! — Dieses ‚Verlobt‘ nimmt Ihnen kein Atom von meiner Liebe.“

„Aber meine Ehre?!“ erhob sich jetzt Eva, alle ihre Kräfte zusammennehmend.

„Ein Weib, das wahrhaft liebt, entehrt sich nie durch das Bekenntnis ihrer Liebe, Eva,“ rief der Graf.

„Ich liebe Sie aber nicht, Graf Dahlen! — Wer sagt Ihnen, daß ich Sie liebe?“ erwiderte Eva, ihre Fassung wieder gewinnend.

„Wer mir das sagt?“ Der Graf blickte ihr tief ins Auge, „Sie selbst! jedes Zucken Ihrer Wimper! Ihr Haß, den Sie sich gegen mich einbilden! die Art des Widerstandes, den Sie gegen mich versuchen — Sie lieben mich, Eva! Sie müssen

mich lieben! Solche Leidenschaft kann nicht unerwidert bleiben."

Diese vermessene Sprache gab Eva ihre Kraft wieder zurück, die sich dem elementaren Ausbruch dieser Leidenschaft gegenüber fast erliegen fühlte.

Sie rief alles auf in ihrem Innern zu ihrer Hilfe — die Erinnerung an den Vater — an die Mutter — das Gefühl des Hasses und der Rache, das sie so sorgfältig gepflegt — sie erinnerte sich wieder, warum sie hierher komme.

„Herr Graf, entlassen Sie mich heute, Sie haben den Zweck Ihrer Vorladung ganz aus dem Auge verloren," sagte sie entschlossen.

Dieser Ton brachte Graf Dahlen wieder zur Besinnung, sein unseliges Temperament hatte ihn zu weit fortgerissen, hatte ihn seine Stellung, alles vergessen lassen, und wie Beschämung kam es über ihn, er hatte seine ganze Fassung verloren.

„Sie wollen also positiv Ihre Entlassung, Fräulein?" fragte er.

„Ja, Herr Graf," entgegnete Eva, „die eigentlichen Gründe dafür werde ich Ihnen ein andermal mitteilen."

„Die eigentlichen Gründe? Also nicht Ihre Verlobung allein?" fragte der Graf erstaunt, „und warum sagen Sie diese nicht jetzt?"

„Wir könnten gestört werden, Graf. Das ist kein

Ort für Geheimnisse.“ Ein vielversprechender Blick traf den Grafen, der sie überrascht ansah.

„Ein Geheimnis?! Und wo wollen Sie es mir mitteilen?“ fragte der Graf, von neuer süßer Hoffnung erfüllt.

„Bei mir, in meiner Wohnung, wo uns niemand stört,“ flüsterte Eva in sein berauschtes Ohr, „Sie werden einige Zeilen erhalten. Adieu, Herr Graf!“

Sie wandte sich eilig zur Thür, um einem neuen Ausbruch der Leidenschaft zu entgehen.

Mit glühenden Wangen eilte sie nach Hause. Das Blut pochte in ihren Schläfen, alle ihre Nerven waren in wildem Aufruhr.

Solche Flammen, wie sie eben umzüngelt, waren ihr fremd, und zu ihrem Entsetzen fühlte sie in ihrer eigenen Brust verwandte emporlodern. Sie liebte Hermann mit der ganzen Kraft ihrer Seele, sie liebte in ihm das gerettete Bild der ganzen Menschheit, das ihr bis dahin besudelt dünkte; seine Liebe ergoß einen unendlichen Frieden, eine Weichheit in ihre Seele, die sie früher nie gekannt, aber jetzt machte sich auf einmal eine andere Kraft geltend, die ihr geradezu einen Schmerz verursachte und der sie sich doch nicht entziehen konnte — die Kraft der Sinne, und diese zwei Kräfte kämpften jetzt in ihr, daß jeder Nerv erbebte. — Sie errötete vor sich selbst.

Mutter und Tochter im Bann dieses Mannes — ein höllischer Gedanke!

Als sie Hermann in ihrer Wohnung traf, fiel sie ihm stürmisch in die Arme, wie Hilfe suchend, und teilte ihm mit, daß ihrer Entlassung nichts mehr im Wege stehe. Hermann war so entzückt über ihre stürmische Freude darüber, daß er ihr erregtes Wesen dieser zuschrieb.

Es that ihm wehe, in diesem Augenblicke ihr seine sofortige Abreise auf einige Wochen mitteilen zu müssen; doch es mußte sein, wichtige Familienangelegenheiten riefen ihn in seine Heimat, nach Wien.

„Wenn Du zurückkommst, bin ich ganz Dein eigen," jubelte sie förmlich an seinem Hals.

„Wenn ich zurückkomme?" fragte erstaunt Hermann, „Du sagtest doch, vor sechs Wochen sei es unmöglich, frei zu werden? Oder glaubst Du, daß Dahlen erfreut ist, seine beste Kraft zu verlieren, und Rücksicht nehmen wird?"

„Dahlen wird mich frei lassen, verlasse Dich darauf," entgegnete Eva in einem Tone, der Hermann stutzen machte.

„Eva, ich verlasse Dich ungern. Versprich mir, Dahlen auszuweichen. Es kamen mir schon verschiedene böse Gerüchte zu Ohren, Dahlen soll ein besonderes Interesse an Dir nehmen. In diesem Falle, wo ich Deine Gefühle gegen diesen Mann kenne,

wäre es lächerlich, eifersüchtig zu sein, aber man muß auch den Schein wahren, und wenn er zudringlich wird, könnte Dich der gerechte Zorn übermannen, und Du könntest ihm Dinge sagen, die schlimme Folgen hätten. — Versprichst Du mir das, Eva?"

„Hermann," entgegnete sie in so heftiger Weise, daß jener seine Aeußerung fast bereute, „Du beleidigst mich! Was kann zwischen mir und Dahlen herrschen als bitterer Haß?"

„Ich weiß es ja, Eva," mahnte der Arzt, „aber auch der Haß ist ein Verbindungsglied zwischen zwei Wesen. Wenn man jemand tüchtig haßt, beschäftigt man sich mit ihm Tag und Nacht, und meine Eva soll sich mit niemand beschäftigen als mit mir. — Darum sei vernünftig, in acht Tagen beginnt ein neues Leben, und sei versichert ein glücklicheres für Dich. — Lebe wohl, Eva, und schreibe alle Tage."

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Eva brach in Thränen aus und sank an seine Brust.

„Hermann bleibe!" schluchzte sie plötzlich auf.

„Ich kann nicht und —" er löste ihre Arme — „acht Tage sind schnell vorüber und eine kleine Trennung erhöht nur unsere Liebe."

Noch einmal küßte er sie und eilte dann, seine Bewegung verbergend, zur Thür hinaus.

Eva fühlte einen Stich in der Herzgegend, sie mußte sich setzen, sie kam sich wieder so einsam vor

wie damals, als die Mutter sie im Sterbezimmer des Vaters verlassen hatte.

Sie hätte ihm so gern auf die Straße nachrufen wollen: „Komm zurück!" Sie fühlte, daß ihr guter Genius dahingegangen war.

Die ungezähmten Worte Graf Dahlens klangen verführerisch in ihr Ohr. — „Lieben heißt vergöttern, entzücken mit heiliger Glut!" Sein brennendes Auge starrte ihr überall entgegen. Mit diesen Worten warf er wohl auch den Feuerbrand in der Mutter Brust und riß sie pflichtvergessen von Vater und Kind — damit wird er am Ende auch sie bethören — die Tochter! — Die Tochter der verlassenen Mutter! Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich ihrer Brust. — „Rasch muß es geschehen, so kann ich, will ich nicht vor die Mutter treten." Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb in fieberhafter Eile:

„Liebe Natalie!

Es würde mich sehr freuen, Dich übermorgen abend um sieben Uhr bei einem kleinen Souper mit Freunden begrüßen zu können. Ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich vorbereitet.

Deine Eva."

Noch fünf bis sechs Briefe ähnlichen Inhalts folgten an verschiedene Adressen, es fanden sich darauf

auffallenderweise alle Namen, denen wir bei dem Souper bei Natalie begegneten, als Eva die Unglücksnachricht von der Mutter bekam. — Zuletzt öffnete sie eine Schublade und nahm ein duftiges, rosagefärbtes Billet heraus.

„Geehrter Herr Graf!“

schrieb sie.

„Kommen Sie übermorgen abend punkt acht Uhr zu mir. Ich erwarte Sie sehnlichst, um Ihnen das bewußte Geheimnis zu enthüllen. Die Hausthür wird offen sein, wenden Sie sich direkt in das Zimmer zur Linken und erwarten Sie mich dort. Seien Sie pünktlich!

Ihre ergebene

Eva Benthain.“

Sie zögerte, als sie den Brief in das Couvert steckte, sie lauschte der mystischen Stimme, die in jeder Menschenbrust sich schon einmal hören ließ: „Thue es nicht“, und that es doch, und schloß mit einem gewaltsamen Entschluß das Couvert. Die dunkle Stunde schlug eben für sie, die jedem, selbst dem Besten, einmal im Leben schlägt.

Offenbar erleichtert erhob sie sich, das Schwerste schien ihr schon gethan.

„Besorge diesen Brief,“ befahl sie dem auf ein

Zeichen eintretenden Mädchen, „und noch etwas: — Sprich mit dem Besitzer des Hotel Imperial, ich wünsche übermorgen, Samstag, ein Souper für zehn Personen punkt sieben bei mir servirt."

„Wie er erfreut sein wird," lispelte sie vor sich hin, „der Herr Graf. Es ist eigentlich schlecht, mit der Liebe sein Spiel zu treiben — aber ist es Liebe? Ein höllisches Fieber ist es, das ansteckender ist als die Pest, und wie anders kann ein Weib sich rächen, als durch List, der Mann selbst weist sie darauf an." Ihr Blick fiel auf ihre Gestalt in dem Wandspiegel und blieb wohlgefällig daran haften.

„Wie er mich mit seinen Blicken verzehrte, die mein Innerstes in Empörung wider mich selbst brachten. Es ist ein schöner Mann — wäre er so edel als schön, er verdiente Liebe. — Mutter!" schrie sie plötzlich auf, wie von Angst gepackt, „ich ahne den Sturm, den Du vorhergesagt, — er soll aber ganz anders zum Ausbruch kommen, als Du geglaubt."

Das rückkehrende Mädchen fand ihre Herrin in tiefes Nachdenken versunken auf dem Sofa.

„Hast Du die Briefe schon aufgegeben? Alle?" fragte Eva.

„Sie befahlen, es sofort zu thun, gnädiges Fräulein," entgegnete die Dienerin.

Mit einem schweren Stöhnen warf sie sich zurück, und winkte dem Mädchen zu gehen.

„Wären die Briefe noch hier, ich gäbe sie nimmer auf,“ redete sie sich selbst ein — „aber es soll so sein.“

Sie hatte nun dem Schicksal einen Teil ihrer Schuld zugeschoben und fühlte sich erleichtert.

VI.

Eine Einladung bei Eva Benthain war ein so seltenes Ereignis, daß man eine besondere Veranlassung darin sah, wohl eine Verlobungs- oder Abschiedsfeier, oder etwas dergleichen.

Natalie kam mit einem Riesenbouquet, und Thränen rannen ihr über die gepuderten Wangen, als sie Eva ihren Glückwunsch darbrachte. Sie war offenbar betroffen von dem Anblick Evas. So berückend schön war diese noch nie gewesen. Ein moosfarbiges, dicht mit Spitzen besetztes Seidenkleid, ein Meisterstück der Madame du Rose, schmiegte sich in vollem Glanze um ihren Körper, jeder Linie, jeder Welle desselben folgend, wie aus einem Blütenkelch hob sich der blendende edel geformte Nacken, der schlanke Hals mit seiner köstlichen Last, dem von dunklen Locken umrahmten Köpfchen. Die jungfräuliche Kälte und Strenge, diese Kraft des Willens, die Eva sonst in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem Blick, in jeder

Bewegung zu eigen war, und die auf den Mann gewöhnlich nicht sympathisch wirkt, das alles schien jetzt verschwunden. Es flammte jetzt verlockend und verlangend zugleich aus diesen dunklen Augen, ein heißes, kräftiges Leben wallte jetzt auf und ab in diesem rosigen Fleisch. Eva schien heute zum erstenmale ein Weib, kein Mädchen mehr, ein Weib, das sich der Macht ihrer Reize bewußt ist.

„Ist es nicht Sünde, solch ein Geschöpf der Bühne zu entführen?“ wandte sich Natalie an die Herren, die sich allmälich eingefunden. „Ich hätte ihm eine Fürstin gegönnt, deren gibt es ja genug, die Eva hätte er uns lassen sollen — nicht, Graf Sergius.“

„Wie wollen wir uns an ihm rächen, wenn er kommt, meine Damen, an diesem Räuber?“ bemerkte Graf Sergius, sein Monocle mit einer heftigen Bewegung aus dem Auge fallen lassend.

„Der Doktor wird nicht kommen, sparen Sie Ihre Rachepläne,“ mischte sich Eva in das Gespräch.

„Der Doktor verreist? Ich dachte, wir wollten heute die Verlobung feiern?“ fragte Natalie erstaunt.

„Und die Ueberraschung, die ich Dir versprochen — bist Du gar nicht neugierig darauf, Natalie?“

„Richtig, Eva, es ist mir ordentlich zu Mute wie einst am Christabend — doch ich kann es mir denken —“ sie näherte sich ihrem Ohr — „der

Doktor ist nicht abgereist und überrascht uns mit irgend einem niedlichen Scherze — vielleicht Tableau? Was?"

„Still!" entgegnete leise Eva, „Tableau! Du hast es getroffen, aber verrate mich nicht."

„O, ich verderbe keinen Scherz? — Schön! Schön! Also der Doktor kann auch lustig sein? Das freut mich für Dich! Mir wäre er, offen gesagt, ein bißchen zu — wie soll ich sagen — solid, gesetzt. Warum hast Du denn Dahlen nicht dazu eingeladen? Das wäre etwas für ihn! Die Wut, die er auf den Doktor hat! Und wenn er Dich heute sähe, brächtest Du ihn vollends um den Verstand."

„Vielleicht gehört er auch zu der Ueberraschung — nur Geduld, Natalie! Und applaudire recht!" Sie wandte sich zu den übrigen Gästen.

„Und wo ist denn der Doktor?" fragte erstaunt der alte Lüdemann, der von Eva warm begrüßt wurde.

„Verreist," erwiderte Eva verlegen.

„Verreist? — Und Du feierst hier ein Fest und sprichst von einer Ueberraschung? — Seine plötzliche Rückkehr wird wohl die Ueberraschung sein — nicht?" Lüdemann fühlte eine ihm unerklärliche Unruhe.

Eva schien trotz ihres angenommenen heiteren Wesens aufs höchste erregt. Lüdemann, der alte Praktiker, sah unter jede Maske; Schminke und Puder verbargen ihm nichts mehr, er sah sie abwechselnd

erbleichen und erröten, er bemerkte das heftige Pochen des Herzens, ihre unruhigen Blicke, die mit der eben geführten Unterhaltung nichts zu thun hatten, ein aufmerksames Lauschen, ein heftiges Zusammenzucken bei jedem Geräusch, er beobachtete eine lebhafte Erwartung in Evas Seele, und zwar keine freudige wie die Ankunft des Geliebten, sondern eine ängstliche, peinliche. Bei der Wahl der Gesellschaft war ihm besonders aufgefallen, daß dieselbe genau aus den Gästen des bewußten Soupers bei Natalie sich zusammensetzte — es konnte ein Zufall sein, aber in Verbindung mit dem auffallenden Wesen Evas beunruhigte es ihn.

Es ging schon gegen acht Uhr. Natalie hatte die Nachricht von der bevorstehenden Ueberraschung schon überall umhergetragen, die Folge davon war, daß das Gespräch immer noch stockte. Die Gemüter waren gespannt auf das, was kommen sollte. Die weibliche Neugierde steckte die männliche an.

Im Hause einer jungen, schönen, gefeierten Künstlerin, in Gesellschaft geistreicher, liebenswürdiger Frauen, in dieser wohligen Fülle von Licht, Wärme, Farbe wirkte das Geheimnisvolle selbst noch auf die blasirtesten Nerven.

Man wunderte sich, daß Eva noch immer keine Miene machte, sich zu entfernen, sie mußte doch ihre Vorbereitungen treffen. Ihr unruhiges Wesen fiel

jetzt allen auf, es war für alle fast eine Enttäuschung.

„Sie wird uns doch nicht mit der Ankunft des Doktors überraschen wollen? Das wäre doch zu naiv?“ bemerkte Graf Leslie zu seinem Nachbar.

Lüdemann verwandte kein Auge von Eva, plötzlich, — sie stand gerade am Fenster und spähte einen Augenblick in die Nacht hinaus — vernahm man das leise Knarren einer Thür draußen auf dem Gange; er sah Eva zusammenzucken, die Farbe wechseln und auf die Uhr unter dem Spiegel blicken, der Zeiger stand auf acht. Die ganze, etwas vorgebeugte Gestalt machte den Eindruck eines innern Kampfes, seine Spuren zeichneten sich einen Augenblick auf ihrer weißen Stirne — nur einen Augenblick — Niemand bemerkte es als der alte Lüdemann — dann blickte sie wieder so unbefangen wie zuvor.

„Ich muß mich auf einige kurze Zeit empfehlen, meine Herrschaften. Werden Sie nicht ungeduldig, die Ueberraschung, die ich Ihnen bereite, wird Sie für das lange Warten entschädigen. Wenn Sie die elektrische Glocke hören, folgen Sie nur Fräulein Natalie.“

Sie lispelte Natalien noch etwas ins Ohr und eilte dann der Thür zu.

„Grüße mir ihn schön,“ sagte der alte Lüdemann, als sie an ihm vorbeirauschte.

„Wen?“ fragte Eva, einen Augenblick stehen bleibend, und auffallend erblassend.

„Na, verstelle Dich nicht so,“ erwiderte lachend Lüdemann, „und lasse uns nicht zu lange warten.“

Eva sah ihn mit einem wehmütigen Ausdruck an, drückte ihm, als wäre es ein Abschied, die Hand und verschwand.

Auf dem Gange blieb sie stehen und lauschte, sie legte die Hand auf das Herz, es schmerzte sie bei jedem Schlage. — Alles still. Sie hatte es so eingerichtet, daß die Dienerschaft in dieser Zeit entfernt war. Dann trat sie vor die Thür am Ende des Ganges und horchte wieder — dumpfe Schritte, durch einen Teppich gedämpft, waren hörbar. Sie wischte sich den Schweiß von der bleichen Stirn und atmete schwer auf. —

Langsam öffnete sie — Dahlen stand vor ihr! —

Sie wich unwillkürlich zurück — da ergriff er sie bei der Hand, sie war gefangen. — Er war bleich, sein Gesicht schien ihr gealtert seit neulich, oder hatte die sengende Glut der Leidenschaft dieses Auge ausgehöhlt, hatten sehnsuchtsvoll durchwachte schwüle Nächte dieses Antlitz so fahl gemacht?

Das Licht einer kleinen Lampe warf einen matten Schein auf Eva. Der Graf stand wie gebannt, schweigend, er trank förmlich mit den Augen ihre Schönheit. Dieses kühle, besonnene Mädchen, zu dem

er vom ersten Anblicke an eine tiefe Neigung gefaßt, war jetzt eine alle Sinne aufstachelnde, verführerische Circe — es war Franziska in den Wonnen der seligsten Stunden, es war ihm, als seien Jahre ausgelöscht, als habe er sie nie verlassen — er liebte die Mutter in der Tochter, ohne daß er es ahnte.

„Ich dachte nicht, daß Sie meinem Schreiben Folge leisten würden, Graf Dahlen,“ begann Eva — „aber das Geheimnis hat Sie wohl hergelockt, das ich Ihnen zu enthüllen versprach.“

„Ihr Geheimnis, Eva? — Nein!“ erwiderte Dahlen, „mein Geheimnis, wenn es Ihnen noch eines ist, hat mich hergetrieben, hieher gepeitscht nach ruhelosen Tagen und Nächten. — Ich liebe Sie, Eva, — wie Sie niemand lieben kann! — Eine verwandte Flamme sehe ich in Ihnen lodern, wie Sie es auch zu verbergen suchen, und diese Flamme leckt gierig nach einer anderen, und nirgends lodert sie gewaltiger, — als in dieser Brust! — Ich bin nicht mehr jung, denken Sie wohl — darin ist mir der Geliebte allerdings überlegen, aber was ist Jugend? — Die Kraft der Leidenschaft! Und die habe ich vor ihm voraus. Was machen die Jahre?“

Er zog Eva stürmisch an sich, die die Augen schloß, um seinem Blick zu entrinnen, um sich zu fassen. — Der Sturm wütete bereits in ihrem Innern.

— Ihre Gedanken waren bei der Mutter, und sie sog Kraft daraus. —

„Dieselben Worte sprachen Sie wohl auch zu Franziska Landskron!“ erwiderte sie, „um sie von ihrem Gatten zu entfremden; da loderte wohl auch die Flamme in Ihrer Brust und verbrannte das Glück einer ganzen Familie und erlosch dann doch, nachdem sie alles eingeäschert.“

„Immer diese Franziska,“ — entgegnete erregt der Graf — „und doch war ich ihr nie untreu, tausendmal bereute ich meine Schwachheit, dem Zureden meiner Familie gefolgt und sie verlassen zu haben, — denn ich liebte sie noch immer, bis zu dem Tage, an dem ich Sie sah; in diesem Augenblick starb meine Liebe zu Franziska, starb, um neu verjüngt, tausendmal gekräftigt wieder aufzuerstehen in der Liebe zu Ihnen, Eva! Sie halten mich wohl für wahnsinnig — und doch ist es so — denn Sie *sind* ja Franziska, ihr veredeltes, von allen Schlacken gereinigtes Abbild. Ein unheimliches Spiel der Natur waltet hier, das ich nicht enträtseln kann, und Franziska selbst könnte mich keiner Untreue zeihen, sähe sie mich an Ihrer Seite.“

Eva verwünschte ihren Frevelmut, der sie dieser Gefahr preisgegeben, — sie flehte im Innern um ein Wort von seinen Lippen, um dessentwillen sie ihn hassen könnte.

Aber dieses Wort kam nicht, er vernichtete sich selbst, er riß sein Herz in Stücke, um es ihr zu geben. Das war nicht mehr wilde Leidenschaft, das war wirkliche Liebe — eine Flamme, wie er sagte, die sie einzuhüllen drohte, besinnungsraubend.

Noch einmal richtete sie sich auf, aber mit schwacher Waffe.

„Herr Graf, bedenken Sie, daß Sie verlobt sind! Wenn jemand Sie hier träfe — das Geschäft, das Ihr Herzblut fordert, um dessentwillen Sie Ihrer Liebe entsagten, wäre verloren.“ Das traf, — aber nur wie die Lanze des Picadore den Stier, um ihn zu reizen.

„Sie sollen mich hier treffen,“ schrie er auf, daß Eva zitterte, man könnte ihn hören, „dann bekenne ich's offen, daß ich Sie liebe, daß ich alle Fesseln von mir streife, daß ich dieses Opfer meiner Familie nicht leisten kann — Opfer! Eva, — Geschäft sollte es für mich nicht sein — bei Gott nicht, — daß ich Sie zum Weibe nehme, wenn Sie mir folgen, zum Weibe des treuesten Mannes. — Eva! Ein Wort, und der wilde Dahlen, wie Sie mich nennen, ist nur noch Dein Geschöpf!“

Eva war zerschmettert, dieser Mann warf ihr ihr ganzes Rüstzeug zerbrochen vor die Füße, traf sie selbst mitten in das Herz mit seinen feurigen Worten. — Sie hatte nicht mehr die Kraft, sich

seinen Armen zu entziehen, eine süße Schlaffheit überkam sie, sie hatte nicht mehr den Mut und nicht mehr das Recht, sich zu rächen — sie dachte nicht mehr daran — aber enden mußte dieser Kampf, oder sie unterlag — das fühlte sie, und mit eiserner Faust holte sie aus zum Todesstoß.

Aufrecht stand sie vor Dahlen.

„Ein Wort, Graf Dahlen!“ sprach sie drohend, „und Sie verlangen mich nicht mehr zum Weibe — Sie dürfen mich nicht verlangen, mit aller Ihrer heißen Liebe im Herzen.“

„Sprich's, dieses Wort, mag es der Hölle entstammen, ich verlange Dich doch,“ lispelte fassungslos der Graf.

„Eva Lambert ist mein wahrer Name!“ klang's wie ein Richterspruch aus Evas Mund.

Der Graf staunte sie an mit offenem Munde wie ein Phantom, dann fiel er vor ihr auf die Kniee und stöhnte auf wie ein verwundetes Tier. — „Ihre Tochter! Ja, nur so ist's möglich.“

In diesem Augenblick ertönte draußen die Glocke heftig — man öffnete. — Zu ihrem Entsetzen vernahm Eva die Stimme ihres Verlobten, er mußte früher zurückgekommen sein. Wenn er Dahlen hier traf!

„Stehen Sie auf, Graf,“ flehte sie, „ich beschwöre Sie. Hermann kommt . . . wenn er Sie überraschte! Uns trennt ja doch eine furchtbare Kluft.“

„Nichts trennt uns, Eva," flüsterte der Graf, sie in wilder Leidenschaft an sich pressend, „nichts, wenn Du mich liebst! Laß ihn kommen, den Geliebten, er soll von mir erfahren, wie Eva geliebt werden muß, und in dem Gefühle seiner Ohnmacht wird er Dich freigeben. Nichts trennt uns, auch die Mutter nicht, sie wird neu aufleben in unserer Liebe, sich geliebt sehen in Dir! Ich gehe nicht, ohne das Wort, das Dir auf den Lippen schwebt und im Herzen brennt: ‚Ich liebe Dich!'"

Eva war trunken, alles schwankte vor ihren Augen, sie vergaß alles, ihre Gäste — Hermann — ihre Mutter — die Gefahr, in der Dahlen sich befand, und sank laut aufschluchzend an die Brust des Grafen.

Da wurde Stimmengewirr laut, Thüren öffneten sich, immer näher drang's — Eva erbebte, ihre Gäste kamen, sie zu holen, wohl geführt von Hermann. Die unedle Rache, die sie geplant — kehrte sich gegen sie selbst.

„Stehen Sie auf, Graf," stöhnte sie, „er kommt."

„Der Arzt? Vor ihm fliehen wäre jetzt Feigheit," entgegnete der Graf, ohne sich zu erheben.

„Nicht er allein! Die ganze Gesellschaft. Sie sind verloren, wenn man Sie hier sieht."

„Welche Gesellschaft?" fragte der Graf.

„Die ich hieher bestellt, um Sie zu überraschen, bei mir zu überraschen — Eva Lambert rief Sie

hieher aus Rache nicht aus Liebe!" brachte Eva mühsam hervor.

Der Graf lachte bitter auf.

„Die Rache für die Liebe zu mir — zu spät!"

Er starrte auf die Thür, die sich jetzt öffnete. Eva sank zu Boden.

Hermann war es, gefolgt von der ganzen Gesellschaft. Das fröhliche Gelächter verstummte bei diesem Anblick, man wich wie entsetzt zurück. Der Arzt war aschfahl und starrte auf die Gruppe. Eva lag ohnmächtig auf dem Sessel, Graf Dahlen kniete noch immer vor ihr. Bei dem Anblick des jungen Mannes erhob er sich.

„Eva ist unschuldig, Herr Doktor, bei meiner Ehre! Nicht aus Liebe rief sie mich hieher, sondern aus Rache für Franziska Landskron, ihre Mutter."

Ein allgemeiner Aufschrei ertönte.

„Graf Dahlen, an ihre Liebe glaubend, sollte zum öffentlichen Gespött werden — die Rache ist vollständig gelungen, bis auf den Schlußeffekt, den eine verzeihliche weibliche Schwäche verdorben. Sie können trotzdem stolz sein auf Ihre kühne Braut."

Kein Laut war vernehmbar. Die ritterliche Erscheinung des Grafen, der Freimut seiner Sprache ließen kein Lächeln des Hohnes zu.

Eva hörte noch die letzten Worte; Dahlen stand unendlich groß vor ihr, der Verräterin. — Er sollte

gerichtet werden und sie war die Gerichtete — sie mußte ihn lieben. — Ihr Bewußtsein schwand.

Alles zog sich schweigend zurück. Es war eine Tragödie, keine Komödie, wie Eva versprochen.

„Ich bin zu jeder Genugthuung bereit," wandte sich Dahlen an Hermann, der sprachlos auf Eva blickte; dann entfernte er sich. Erst als die Thür sich hinter ihm schloß, erwachte Hermann aus seiner Erstarrung und eilte dem Grafen nach.

Die Gäste entfernten sich lautlos, das Souper blieb unberührt.

Als Hermann nach einer Viertelstunde zurückkehrte, fand er den alten Lüdemann mit Eva beschäftigt, die eben aus ihrer Ohnmacht erwachte. Sie brach in konvulsivisches Weinen aus beim Anblick ihres Verlobten, in dessen Zügen sie einen bittern, stummen Vorwurf las.

„Ich bin zu früh gekommen — Eva, nicht wahr? Für mich war dieser Anblick nicht bestimmt — der Anblick Deiner Rache!"

Ein bitteres Lächeln zog sich um seinen Mund bei den letzten Worten.

Lüdemann bat ihn mit innigem Blick um Schonung für Eva. Hermann beachtete ihn nicht, wie ein Gewitter zog es herauf auf seine Stirne.

„Warum wurdest Du denn schwach in dem Augenblick, da sie losbrechen sollte, in dem Augenblick, den

der Haß so lange schon herbeigesehnt. — Warum ließest Du Dir den ganzen Effekt von ihm rauben? — ‚So rächt Eva Lambert ihre Mutter!‘ Wenn Du so gesprochen hättest, Dein unbezähmbarer Haß hätte Dich mit einer gewissen Glorie umgeben. Und so hattest Du es auch im Sinne, aber Du konntest nicht, und ich will Dir sagen, warum Du nicht konntest —“ Eva erhob flehend die Hände, um Schonung bittend, er achtete nicht darauf, offenbar im Innersten verletzt.

„Weil Du ihn liebst, diesen Dahlen, mit wilder Leidenschaft liebst — mit der Du ein verbrecherisches Spiel getrieben.“

Eva sank ihm laut schluchzend zu Füßen.

„Erbarmen, Hermann! Lasse mich erst mich selbst wiederfinden. Ein Dämon steckt in diesem Mann, der mit seinem Gluthauch alles verpestet und Haß in Liebe verkehrt, — ein böser Zauber ist es, der mich gebannt, der mir noch auf allen Gliedern lähmend liegt — nichts von Liebe. Banne diesen Zauber, Hermann, mit Deinem lieben Blick, und ich bin wieder Eva — jetzt bin ich es nicht.“

„Den bannt kein Blick mehr, arme Eva,“ entgegnete tief bewegt der Arzt, „Du täuschest Dich von neuem. Aber ich will Dir Zeit gönnen, Dich ihm zu entziehen, ich will sogar mit Dir kämpfen gegen diesen bösen Dämon, wie Du ihn nennst, — vielleicht

gelingt es mir, ihn zu Boden zu werfen. — Das Schlimme ist nur, daß Dämonen unsterblich sind und zu Tode getroffen sich noch furchtbarer erheben, während wir in diesem Falle sehr zahm werden. Für heute lebe wohl, Eva, und wenn mich der Dämon besiegt und Dich ganz besitzt, denke auch hie und da an sein Opfer — es fiel für Dich!" —

Seine Stimme klang wie erstickt, — er beugte sich auf Eva, küßte sie auf die Stirn und eilte hinaus.

„Wie sagte er?" wandte sich Eva ganz verwirrt zu Lüdemann. „Er will kämpfen mit dem Dämon? — Gott im Himmel, wo waren meine Sinne? — Hermann!" schrie sie auf den Gang hinaus. Doch seine Tritte tönten schon unten auf der Haustreppe.

„Folgen Sie ihm, Lüdemann," flehte Eva. — „Verlassen Sie ihn keinen Augenblick — er will sich schlagen mit Dahlen. Wer auch fällt von Beiden, ich bin die Mörderin! — O Gott! Was soll aus mir werden? — Mutter! Mutter! Verzeihe, ich habe Dir unrecht gethan!"

Die Erregung übermannte sie, unter keuchendem Atem sank sie auf das Sofa.

Lüdemann hatte die Unterredung Dahlens mit Hermann gehört, es galt einen Kampf auf Leben und Tod, der morgen in aller Frühe ausgefochten werden sollte, er wußte, daß er ihn nicht verhindern könne — das war unausbleiblich bei der Lebens-

stellung dieser beiden Männer, andererseits hielt er es für gefährlich, Eva in dieser Lage allein zu lassen. Das unbesonnene, aufs höchste erregte Mädchen hätte irgend eine wahnsinnige That vollbringen können.

Er entfernte sich und holte die Dienerin, sie solle Eva zu Bette bringen. Diese folgte willig, als sie Lüdemann nicht mehr erblickte; sie glaubte ihn auf dem Weg zu Hermann. Es war eine furchtbare Nacht für Eva. Wachend und in unruhigem Schlummer verfolgten sie düstere, qualvolle Bilder. Sie kämpfte furchtbar, das Bild Dahlens aus ihrer Seele zu verbannen und die Liebe zu Hermann anzufachen — sie rang vergebens! Der Zauber wollte nicht weichen, sie fühlte, daß sie für Hermann verloren sei, daß sie, so nahe dem rettenden Hafen, von neuem hinausgeschleudert war in die wilde Lebensflut.

Dann hörte sie wieder die Worte Hermanns: „Ich will kämpfen gegen diesen Dämon," und der Angstschweiß stand auf ihrer Stirn. — „Wenn Lüdemann ihn nicht getroffen, — warum kam er nicht zurück?" —

Schmerzhaftes Stöhnen entrang sich ihrer Brust, sie zählte an der transparenten Stehuhr die Stunden. O, wie langsam krochen die Zeiger, welch weiter Weg noch bis zur Acht. Das war Höllenqual, bittere Buße.

Im Zimmer daneben saß Lüdemann, den schweren

Kopf in die Hand gestützt, er verbot, dem Mädchen seine Anwesenheit zu verraten. Was sollte er ihr sagen — eine Lüge? die morgen schon sich furchtbar aufklären wird.

Seinen Stern verzehrte ein unauslöschlicher Brand, und der morgige Sturm wird seine zerschellten Trümmer in alle Winde zerstreuen. Der ehrliche Sternsucher fühlte ein bitteres Weh.

„Und ich bin schuld daran," murmelte er vor sich hin, „ich will sie auch nicht verlassen."

Ein fröstelndes Gefühl weckte ihn aus einem unruhigen Schlummer, das matte graue Licht des frühen Morgens fiel schon durch die Fenster, und kaum war er zur Besinnung des Geschehenen gekommen, trat schon Eva in das Zimmer, vollständig zum Ausgehen gerüstet. Sie schrak zusammen, als sie die zusammengekrümmte Gestalt Lüdemanns erblickte.

„Haben Sie ihn getroffen?" fragte sie mit ängstlicher Spannung in den ermatteten, gealterten Zügen, aus denen alle Frische der Jugend gewichen war.

„Nein," versetzte Lüdemann. „Uebrigens kommt er ja um acht. Bis dahin kann nichts geschehen, er wird sein Versprechen halten."

„Alles kann bis dahin geschehen," erwiderte Eva in fieberhafter Unruhe, „man sucht zu solchen Gängen gerade die früheste Morgenstunde — jetzt ist es sechs Uhr, bis acht warten? Unmöglich!"

Sie eilte nervös im Zimmer umher — plötzlich blieb sie vor Lüdemann stehen.

„Begleiten Sie mich!“ sagte sie.

„Wohin?“

„Zu Hermann. Ich will ihn sprechen.“

„Aber Du kannst doch nicht . . .!“ wandte Lüdemann ein.

„Alles kann ich seit gestern — wenn Du nicht mitgehst, gehe ich allein.“

Sie wandte sich zur Thür. Lüdemann folgte zögernd, ohne ein Wort zu sprechen. Sie flog nur so über die Straße, so daß der alte Mann ihr nicht folgen konnte — dann wartete sie wieder auf ihn, nervös hin und her trippelnd.

Endlich kam sie vor Hermanns Wohnung, sie rannte die Treppe hinauf.

„Ist Doktor Limprunner zu Hause?“ fragte sie ungeduldig das verschlafene Mädchen, das öffnete.

„Er kam gegen elf Uhr nach Hause, ging aber wieder nach einer Viertelstunde,“ war die Antwort.

Eva brach fast zusammen. Lüdemann kam mühsam die Treppe herauf.

„Nicht zu Hause!“ rief sie ihm zu.

Der alte Herr griff nach dem Treppengeländer, um nicht zu fallen, er wußte, wo der Doktor war. Er wird die Nacht mit Freunden zugebracht haben, er war wohl zu erregt, um schlafen zu können,“

sagte er in einem Tone, dem man die Unwahrheit anhörte.

„Komm, Eva, vielleicht ist er unterdes bei Dir!"

„Ich bleibe," entgegnete diese fest, „führen Sie mich in sein Zimmer."

Lüdemann folgte willenlos.

„Wenn er nicht bald kommt — ist er ein toter Mann — und wenn er kommt — Dahlen! — Und ich bin an allem schuld," sprach er vor sich hin in verzehrender Seelenangst.

Eva warf sich ermattet auf einen Lehnsessel und beobachtete den vorschreitenden Tag, qualvolle Unruhe lag in den jetzt alt erscheinenden Zügen — sie sprach kein Wort.

Lüdemanns Blick fiel auf den Schreibtisch, auf einem aufgeschlagenen Buch lag ein Brief. — Ein Gedanke durchzuckte ihn — er trat näher.

„An Fräulein Benthain," stand auf der Adresse. Mit einer raschen Bewegung steckte er ihn zu sich, ohne ihn Eva zu zeigen; dazu war es ja immer noch Zeit.

Ein Wagen rasselte auf dem Pflaster. Eva stürzte ans Fenster — er fuhr vorbei — dann lauschte sie wieder auf jeden verhallenden Tritt.

„Wo glaubst Du, daß Hermann ist, sage mir's," wandte sie sich plötzlich zu Lüdemann. „Das Aergste zu hören ist leichter wie diese Ungewißheit. — Er

schlägt sich mit Dahlen — gestehe es, ich kann es hören."

„Aber, Eva, warum daran denken? — Er ist ein Arzt — ein schwer Kranker vielleicht, der ihn holen ließ. — Tausend Fälle sind möglich," sagte Lüdemann zögernd, „er kann ja nicht mehr lange fort bleiben."

„Er muß sich ja schlagen," fuhr sie erregter fort, — „wie konnte ich mich nur täuschen lassen! O Gott, wenn er — oder wenn Dahlen — einen muß es ja treffen — sie werden es so abmachen, die Beleidigung ist zu groß! — O, ich ertrage es nicht! Ich muß fort!"

Sie sprang auf und eilte wieder der Thür zu, ihr Blick fiel auf die Uhr. —

„Schon halb acht — vielleicht ist er doch schon bei mir! Horch!" Sie beugte sich vor.

„Ein Wagen kommt!" Jetzt rollte es wirklich dumpf immer näher — er hielt vor dem Hause. —

Eva versagte der Atem, sie stürzte hinaus und lauschte die Treppe hinab. — Ein Mann kam herauf — langsam — schweren Trittes — Hermann!!

Sie jauchzte förmlich auf und eilte ihm entgegen, alles vergessend, was zwischen ihnen vorgefallen.

Doch dieser erhob ein bleiches, fast unkenntliches Antlitz und wies ihre stürmische Umarmung zurück.

„Gut, daß Du da bist! Es hat Eile — folge mir!“ tönte es rauh.

„Wohin?“

„Zu Deinem Dämon — er ist erlegen!“ erwiderte der junge Mann mit gesenktem Haupt.

Eva brach in die Kniee, schwer aufstöhnend. Lüdemann eilte händeringend die Treppe herab.

„Ist er tot?“ fragte er atemlos.

„Noch nicht, aber bald! Er will Eva sprechen,“ war die kurze Antwort, jedes Gefühl schien aus dieser Stimme gewichen. „Komm, Eva, keine Schwäche! Wer solches unternahm wie Du, muß starke Nerven haben.“

Unerweicht von ihrem jammervollen, gebrochenen Anblick nahm er sie unter dem Arm und führte sie zum Wagen.

„Ich kann nicht?“ schrie sie auf, als sie denselben besteigen sollte.

„Du mußt — er hat ein Recht auf Dich,“ erwiderte Hermann sie hineindrängend.

„Erwarten Sie uns in Ihrer Wohnung, Lüdemann!“

Der Wagen rollte davon. —

„Arme Eva!“ murmelte der Greis, sich mühsam auf seinen Stock stützend, und Thränen rannen über sein Gesicht. — Das war eine Höllenfahrt! — Hermanns Blicke bohrten sich in den Boden, mit

Entsetzen blickte Eva auf seine zitternden Hände, es war ihr, als brannten rote Flecken daran. — Sie wunderte sich, daß sie noch lebte, aber ihre Nerven waren so hoch gespannt, daß sie jetzt doppeltes Leben in sich fühlte. Der Wagen hielt vor einem stattlichen Hause, ein Diener sprang heraus und öffnete.

Auf eine stumme Frage Hermanns zuckte er mit den Achseln. Eva wankte die Treppe hinauf, von Hermann unterstützt. Was wird er ihr zu sagen haben? – Er wird sich rächen.

Eine ängstliche Stille herrschte in der ganzen Wohnung, ein Diener eilte auf den Zehenspitzen an den Beiden vorüber, öffnete leise eine Thür, aus der ein dumpfer Laut zu dringen schien, und verschwand. —

„Ich will Dich allein lassen mit ihm," sagte Hermann, „mein Anblick möchte ihn aufregen."

Eva klammerte sich mit der Kraft der Verzweiflung an ihn, er konnte sich nicht losmachen. —

„Um Gottes willen — nicht allein mit ihm — er tötet mich!" Ein alter Herr kam aus dem Zimmer, in das der Diener eben verschwunden war.

Hermann flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Es kann ihm nichts mehr schaden, — vielleicht beruhigt es ihn." Und ein forschender Blick aus seinem Auge traf Eva.

„Fasse Dich!" flüsterte der Arzt Eva ins Ohr

und öffnete vorsichtig die Thür, sie vor sich eintreten lassend.

Ein mattes grünes Licht erfüllte den Raum, auf einem niederen Feldbette lag Dahlen. Uebernatürlich groß leuchtete sein schwarzes Auge aus den eingefallenen, bleichen Zügen, die schneeweiße zarte Hand wühlte in der Decke. Blutige Leinwand, Verbandzeug lagen umher, Karbolgeruch füllte das Zimmer.

Er wandte den Kopf nach der Eintretenden.

Eva konnte keinen Schritt vorwärts machen, ihre Füße waren wie festgebannt.

„Nur näher, Eva!“ sprach der Graf mit schwacher Stimme. „Ich bin jetzt ungefährlich, alle Leidenschaft ist entflohen durch diese kleine Wunde hier —“ er deutete auf seine Brust. — „Keine Gewissensbisse, Eva — Sie wollten ja nicht, daß es so komme — — — ein bißchen Schande — — ihr begreift ja nicht, daß das härter für einen Mann als der Tod — die Rache eines Weibes taugt nicht! — — Uebrigens ganz recht — ich hab's immer zu leicht genommen! — Aber ich habe keine Zeit zu verlieren —“ er streckte seine Hand nach Eva aus, ein Diamant blitzte zwischen seinen durchsichtigen Fingern. — „Bringen Sie diesen Ring und einen letzten Gruß Franziska, der Mutter — sagen Sie ihr — ich habe nie ein anderes Weib

geliebt als sie — bis — bis — es ist doch wunderbar — —"

Sein Auge ruhte mit unendlicher Liebe auf Eva, die vor dem Bett zusammengesunken war und seine Hand mit Thränen benetzte — — — „bis ihr zweites, schöneres Selbst mir gegenüber trat — Sie, Eva! Das muß sie verzeihen, und ich büße es mit dem Tode; lassen Sie diesen wenigstens dienen, Mutter und Tochter, die ich im Leben getrennt, wieder zu vereinigen — und —" seine Stimme versagte jeden Augenblick, „und gedenket meiner nicht mit Haß."

Eva richtete sich auf, mit einem irren Blick auf den Leidenden, dann legte sie den Arm um sein geneigtes Haupt.

„Ich habe Sie nie gehaßt," flüsterte sie, „was ich für Haß hielt, war ja Liebe!"

Ein Thränenstrom folgte diesem Bekenntnis, wie Blut einer geöffneten Wunde.

Dahlen löste mit letzter Kraft ihre Arme — ein bitterer Schmerz, den wohl die Wunde verursachte, schien ihn ergriffen zu haben.

„Kein solches Wort mehr, Eva!" sprach er zürnend, „ich beschwöre Sie — Sie täuschen sich selbst — den Doktor lieben Sie, und Sie sollen ihn lieben und glücklich werden. Beim Nahen des Todes sieht man klar — ich war im Irrtum — haben Sie Erbarmen — es wäre entsetzlich, wenn ich mit dem

Bewußtsein sterben müßte, — daß Sie — es war ein grausamer Irrtum, sage ich Ihnen!“

Qualvolle Seelenangst peinigte den Sterbenden. —

„Nur die Liebe Ihres Hermann kann beglücken — die meine nur vernichten. — Eva, ich bitte Sie — nehmen Sie das Wort zurück — ich kann so nicht sterben.“

In diesem Augenblick trat Hermann, der sofort nach Eintritt Evas das Zimmer verlassen, mit seinem alten Kollegen ein.

„Herr Doktor!“ wandte sich der Sterbende an ihn — „verzeihen Sie mir und machen Sie Eva glücklich! Sie liebt Sie treu — ich rüttelte vergebens an diesem reinen Herzen.“

Hermann ergriff seine Hand und drückte sie, er wollte dem Sterbenden seinen letzten Trost nicht rauben, obwohl er an seine Worte nicht glauben konnte.

In den Zügen des Grafen lag schon die Agonie des Todes, seine Augen starrten gläsern gegen die Decke und kannten offenbar niemand mehr.

Hermann hob Eva auf, die noch immer vor dem Bette kniete, wie gebannt von dem Antlitz des Sterbenden.

„Komm!“ flüsterte er.

Mühsam erhob sie sich, — sie vermochte es nicht, Hermann anzusehen, und schritt zur Thür.

Der Graf wandte noch einmal den Kopf nach

ihr, ein flehender Ausdruck lag auf seinem Gesicht. — Eva verstand ihn, Hermann deutete ihn falsch und ließ ihre Hand los.

„Du bist jetzt wohl lieber allein, Eva?" sagte er zu ihr auf dem Korridor.

„Lüdemann erwartet Dich zu Hause, ihm kannst Du alles sagen."

„Ich reise zur Mutter," erwiderte Eva teilnahmlos, „lebe wohl." Sie reichte ihm die Hand mit abgewandtem Gesichte.

„Leb wohl, Eva!" klang es traurig wieder.

Der Arzt wußte, daß es ein Abschied war für immer.

Im Zimmer drinnen erscholl ein dumpfer Aufschrei — Graf Dahlen war gestorben.

VII.

Zwei Jahre waren verflossen seit dem Besuch Franziska Landskrons bei ihrer Tochter in dem kleinen Stübchen des Fingergäßchens. Es müssen aber bittere zwei Jahre gewesen sein, die diese von Lebenskraft und Schönheit strotzende Frau so tief gebeugt hatten. Wir erkennen sie kaum mehr, diese gebückte, hüstelnde, gebrochene, in einem Lehnstuhl kauernde Gestalt, in einem von Arzneigerüchen erfüllten, von wenigen, in

die enge Gasse sich hereinstehlenden Sonnenstrahlen erhellten Zimmer in der Marsstraße zu M.

Diese tiefen grauen Höhlen unter den Augen, diese Thränenfurchen die Wangen herab, dieses dünne, ergraute Hauptiaar, sie erzählen von herzzerfressendem Leid, von Krankheit der Seele und des Leibes.

Von der eigenen Tochter gerichtet, verlassen, schleppte sie ihr wundes Herz zu dem Geliebten, dem Mitschuldigen, er mußte ihr ja jetzt alles ersetzen. Aber diese nur nach Genuß dürstende Liebe haßt den Kummer, den Schmerz, den Schönheitsmörder, sie will nur fröhliches Lachen, feurig trunkene Blicke, verführerisches, sinnenstachelndes Geflüster; — sie schmolz mit ihren Thränen dahin. Menschen wie Graf Dahlen wollen nie erwachen aus ihrem bacchantischen Taumel, in dem sie das Leben durchziehen, und wer sie erweckt, sie abseits ziehen will nur einen Augenblick, um fern von dem Geräusch des ewig klappernden Thyrsus ein ernstes Wort zu sprechen über Pflichten, die aus leichtsinnig, gedankenlos genossenen Stunden entstehen, den hassen sie und schleudern ihn von sich, dem tollen Haufen nacheilend.

So erging es Franziska mit Dahlen; er war sich in seinem stark ausgeprägten Selbstgefühl bewußt, Franziska durch treue, ausdauernde Liebe beglückt zu haben, er scheute kein pekuniäres Opfer, sie in die glänzendste Lebenslage zu versetzen — ja er ging

darin so weit, daß er sich selbst ruinirte, — damit glaubte er Franziska alle Opfer, die sie ihm gebracht, reichlich vergolten zu haben, und jeden Anspruch auf seine Freiheit, auf Hintansetzung seiner ganzen Lebensstellung hielt er für eine ungerechte, im höchsten Grade eigennützige Forderung, die seine Liebe, wenn auch nicht vernichtete, doch so trübte, daß er im gegebenen Falle, wo es sich um eine standesgemäße Heirat handelte, es wenigstens über das Herz brachte, sie zu verlassen.

Seiner lockeren Moral schien außerdem eine standesgemäße Ehe kein Hindernis, das Verhältnis zu Franziska weiter zu führen, ja, im stillen hoffte er darauf, daß Franziska ihm verzeihen und auch das noch ertragen würde; er war bitter enttäuscht, als ihn der allerdings nicht gelungene Vergiftungsversuch belehrte, wie tief Franziska diese angethane Schmach empfinde, und daß wenig Hoffnung sei, das alte Verhältnis mit ihr aufrecht zu erhalten.

Franziska traf die Nachricht von Dahlens Untreue tödlich, die Mutter und das Weib waren nun in ihr getötet — als was nun noch leben? — Ihr Wille war es nicht, daß das Gift, das sie in einer verzweifelten Nacht zu sich genommen, seine Schuldigkeit nicht gethan, es warf sie nur auf ein langes, schmerzhaftes Krankenlager, von dem sie sich erst vor kurzem mit siechem Leib erhoben. — Jetzt war ihr

einziger Gedanke nur noch Eva. Als vor einem Jahre die Nachricht zu ihr kam, Eva sei eine gefeierte Künstlerin geworden, jauchzte sie auf in mütterlichem Stolz, zugleich aber tauchte ein häßlicher Gedanke in ihr auf, dem sie, zu ihrer Schande mußte sie sich's gestehen, gerne nachhing, der Gedanke, daß der Tag bald kommen werde, wo Eva an sich selbst das ihr, der Mutter, angethane Unrecht einsähe und reuig zu ihr zurückkehre. Und seit der Geliebte sie verlassen, war ihre Sehnsucht nach ihrem Kinde so mächtig geworden, daß sie dieses lieber befleckt, gefallen in ihre Arme zurückkehren sehen wollte als gar nicht. — Auch hätte sie darin eine Entschuldigung ihres eigenen Fehltrittes gesehen, der jetzt wieder in der Gestalt des unglücklichen Lambert mit aller Macht vor ihre Seele trat.

Aber Eva ließ lange auf sich warten, und sie hörte während ihrer Krankheit nichts mehr von der Welt. Oft hatte sie den festen Entschluß gefaßt, zu schreiben, aber sie fürchtete, zum zweitenmale abgewiesen zu werden, das hätte sie nicht ertragen. Eben jetzt dachte sie darüber nach, ob sie nicht noch einmal den Versuch machen sollte ... dieses Leben war ja doch unerträglich, und wenn sie nicht bald wieder ihrem Beruf nachgehen konnte, mußte sie außerdem befürchten, ihre Stelle zu verlieren.

Was dann? — Als Bettelnde zur Tochter kommen — lieber jetzt! — Mühsam erhob sie sich von dem Lehnsessel und schritt, auf einen Stock gestützt, zum Schreibtisch.

Da läutete es, ganz zaghaft, wie Bettler zu läuten pflegen. Das Dienstmädchen war fort in die Apotheke, so ermüdet sie sich fühlte, sie mußte hinaus — eine plötzliche, ihr unbegreifliche Unruhe überkam sie.

Vorsichtig öffnete sie das Guckloch in der Hauptthür.

Eine Dame stand draußen, sie konnte ihr Gesicht nicht sehen, wohl eine Kollegin, die sie besuchen wollte. Sie öffnete, ohne lange zu fragen. Der Gang war dunkel.

In der gebückten Stellung, auf den Stock gestützt, in einen abgetragenen Schlafrock gekleidet — Franziska war nicht mehr eitel — glich sie einer alten Dienerin.

Die Dame war dicht verschleiert, sie hielt sich an das Stiegengeländer an, und es war, als stände sie nicht fest auf den Füßen.

„Ist Madame Landskron zu Hause?“ fragte sie.

Franziska fuhr jetzt in die Höhe beim Tone dieser Stimme, dann beugte sie sich plötzlich noch tiefer hinab.

„Sie ist zu Hause. Treten Sie ein, mein Fräulein,“ sagte sie dann mit etwas verstellter Stimme.

Langsam folgte die Dame, ihre Hand suchte eine Stütze längs der Mauer.

Franziska öffnete die Thür des Wohnzimmers, ließ sie an sich vorbei eintreten. Ein forschender Blick, der selbst den Schleier durchdrang, ließ sie leidende Gesichtszüge erkennen.

Jetzt traf Franziska das volle Licht vom Fenster her. Ein markerschütternder Schrei ertönte und die Dame lag zu ihren Füßen, ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Eva!“ klang es wie damals in der Stube des toten Vaters, aber diesmal jubelnd, freudig.

„Mein Kind! — Endlich!“ und die zwei Gestalten verschmolzen in eins.

Die Natur, so lange zurückgedrängt, überflutete sie jetzt förmlich, ihres endlichen Sieges sich freuend, mit einer Gefühlsbewegung, die an Verzückung streifte. Es war ein furchtbarer Zusammenprall zweier auf das höchste gespannten Seelen, daß es langer Zeit bedurfte, bis die Sinne aus diesem mächtig klingenden Tosen sich zu sich selbst retten konnten.

Der eine Blick beim Eintritt Evas hatte Franziska über alles aufgeklärt. Eva war zu ihr geflohen, der Tag war gekommen, den sie prophezeit. — Aber jetzt dachte sie daran nicht; ihr Glück war zu groß.

„Mutter!“ stammelte Eva, das Haupt von der Brust Franziskas erhebend. „Verzeih!“

Ein schweres Bekenntnis lag in diesen zwei Worten. Franziska verstand es wohl. Sie lächelte und hob der Tochter thränenfeuchtes Gesicht empor.

„Erinnerst Du Dich nicht mehr? O, ich vergaß davon kein Wort."

„‚Unterliegst Du aber in diesem heißen Kampf, oder wird es Dir zu schwer, ihn zu führen, dann komm, Eva, mein Haus ist Dir offen und meine Arme auch.' Ich halte mein Versprechen, komm! Oeffne mir Dein Herz, wer so gelitten wie ich, der ist ein guter Tröster."

Sie führte sie zum Sofa.

„Unterlegen oder zu schwach?" fragte sie, Eva aufmerksam beobachtend.

„Unterlegen!" erwiderte Eva gebrochen.

Die Mutter war tief bewegt.

„Armes Kind! Es muß ein gewaltiger Feind gewesen sein — der Dich —"

Eva zog den blitzenden Diamanten Dahlens vom Finger, seine bläulichen Strahlen zuckten wie Schwerter nach Franziska.

Dieser stockte die Sprache bei seinem Anblick.

„Wie kommst Du zu diesem Ring?"

Sie riß ihn stürmisch an sich und erwartete mit starrem Auge, mit geöffnetem Munde die Antwort.

„Ein Sterbender gab ihn mir als letzten Gruß — für Dich!"

„Dahlen?“ schrie die gemarterte Frau auf — „Ein Sterbender? Und? — Und — und Dir gab er ihn? — Bin ich denn wahnsinnig?“ Sie strich sich das wirre, hereinhängende Haar aus der Stirn. „Wie kommst Du zu dem sterbenden Dahlen?“

„Als seine Mörderin — ich rächte Dich!“

„Mich rächen an Dahlen! — Aber seiner Mörderin gibt er nicht das Teuerste! — Eva! Etwas Furchtbares ist geschehen — ich schaudere davor, aber sprich, wenn Du mich nicht töten willst, — wer war Dir Dahlen? —“

„Mein Besieger!“ erwiderte Eva.

Franziska schauderte zusammen, ein Blick des Abscheus war es, der jetzt Eva traf, vor dem sie sich abwenden mußte, so daß sie den zweiten nicht mehr sah, der sie wohl ganz vernichtet hätte, dieser fast höhnische, triumphirende Blick, mit dem sich Franziska aus jahrelanger Selbstverachtung erhob. Doch das waren alles nur finstere Wolken, die, mit Sturmeseile an ihrer gequälten Seele vorbeijagend, ihre dunklen Schatten warfen.

Mit diesem einen Wort „Besieger“ sagte ihr Eva ja alles, das ganze Schlachtfeld lag vor ihr mit seinem Donnern, seinem Todesröcheln und Siegesjubel, mit seinen wilden Angriffen und zähem Widerstand, mit seinen aufflammenden Bränden und seinen rauchenden Trümmern.

Sie gab den Ring Eva zurück.

„Er soll sein letztes Opfer schmücken! — oder brachst Du ihm das Herz, da Du Dich seine Mörderin nennst — aber Dahlens Herz bricht nicht.“

Sie lachte bitter.

„Wie starb Dahlen?“ fragte sie zögernd, ihre innere Bewegung gewaltsam zurückdrängend.

„Mit Deinem Namen auf den Lippen,“ entgegnete Eva.

„Mit meinem Namen? Mit dem Namen Franziska?“ — Unendliche Freude verklärte das Antlitz der Mutter.

„Eva, in diesem Augenblick eine Lüge, wäre Verbrechen — mit dem Namen Franziska auf den Lippen starb er?“

„Ich kann es bezeugen,“ bekräftigte Eva.

„O, Dank! Tausend Dank!“ Sie hob die Hände wie zum Gebet empor.

„Gib den Ring, Kind! Er ist doch für mich. Aber was sprachst Du denn vorhin? Ich bin ja ganz irre vor Schmerz und Freude.“

Sie fuhr plötzlich, wie von einem Gedanken gepackt, auf.

„Welchen Tod starb Dahlen?“

„Erschossen im Duell!“ klang es düster.

„Von wem?“

„Von meinem Geliebten.“

„Der eifersüchtig war auf ihn, der in der Tochter das Ebenbild der Mutter liebte," fügte hastig die ahnungsvolle Mutter bei.

Eva nickte mit dem Kopfe.

„Und mit Grund eifersüchtig war, nicht wahr? Auch Du liebtest ihn, Kind?"

„Ich konnte nicht anders, ich mußte ihn lieben."

„Ja, man mußte ihn lieben, — und was habe ich gelitten um dieses ‚Muß!' Was wirst Du darum gelitten haben, mein Kind, bis Du eine echte Liebe, die Dich wohl beglückt, diesem wilden Feuer geopfert — ich sehe es an Deinem unstäten, ausgebrannten Blick — Du mußtest sie opfern."

„O Mutter, wie siehst Du klar!"

„Wer so wie ich gelitten, der wird hellsehend, Eva, und bekommt eine milde Hand."

Sie streichelte die Locken ihres Kindes und legte ihr Haupt an ihre Brust.

„Und jetzt erzähle, wie es gekommen. Das ist ein geweihter Platz, den böse Geister fliehen — die Mutterbrust!"

Wie der von den warmen Strahlen der Frühlingssonne getroffene Bergbach, eisbefreit, in wildem Schäumen und Tosen sich in das Thal ergießt, so Evas Herz, getroffen von den glühenden Strahlen der Mutterliebe. Da war kein Damm, kein Ufer

für solche Fluten, und doch verschlang sie alle gierig diese wogende Brust, an der Evas Haupt lehnte.

Es war schon dunkel in der Stube und noch immer erzählte Eva. Sie legte nochmals den ganzen Weg vom Fingergäßchen bis in diese Stube zurück. Jeder Lichtstrahl, der auf ihn fiel, jeder Schatten, jede Blume, die darauf blühte, jede schmutzige Stelle — — alles wies sie der Mutter, in deren Herzen die anfangs sich regende Bitterkeit sich immer mehr verlor und unbegrenztem Mitleid mit der jugendlichen Dulderin Platz machte.

„‚Sagen Sie ihr, ich habe nie ein anderes Weib geliebt als sie — bis — bis — ihr zweites schöneres Selbst mir gegenüber trat — Sie, Eva! Das muß sie verzeihen!‘ waren seine letzten Worte —“ schloß Eva.

„Ich verzeihe,“ schluchzte Franziska.

Da ward es still in dem kleinen dunklen Raum — die beiden Frauen hielten sich dicht umschlungen.

Hermann hatte recht — „Dämonen sind unsterblich, zu Tode getroffen umflattern sie mit unsichtbaren Fittichen ihre Opfer.“

*

In einer kleinen Provinzstadt wunderte man sich vor einigen Jahren über die vorzüglichen Kräfte, die der Direktor des sonst sehr primitiven Stadttheaters zu erwerben wußte.

Fräulein Eva Benthain, früher herzogliche Hofschauspielerin, als Tragödin, Frau Franziska Landskron, ein rühmlichst bekannter Künstlername vom Stadttheater in M. als Heldenmutter und Fritz Lüdemann, der bekannte Charakterspieler vom Hoftheater in K.

Die Theaterverständigen des Ortes zerbrachen sich den Kopf, welche Stürme diese drei hieher verschlagen. Die Damen zischelten sich in ihren Kaffeekränzchen allerhand in die Ohren, und schlugen dabei Hände und Augen in sittlicher Entrüstung zum Himmel empor. Der Direktor knöpfte geheimnisvoll seinen langen schäbigen Rock zu, wenn er gefragt wurde — und freute sich jeden Abend über das gefüllte Haus.

Die Freude dauerte aber nicht lange. Gerade während des Karnevals erkrankte der reichste Bürger des Städtchens schwer, er ließ den berühmten Universitäts-Professor Doktor Limprunner aus der Hauptstadt kommen.

Man sprach im ganzen Städtchen davon, in allen Familien rüsteten sich die Mütter — Professor Limprunner war nämlich noch ledig — den Professor bei sich zu empfangen und die Reize ihrer Töchter in das rechte Licht zu stellen.

Professor Limprunner kommt, besucht seinen Patienten, geht abends ins Theater, — wie man glaubt,

um den Mädchenflor der Stadt zu bewundern, und — am nächsten Tage in aller Frühe geht die empörende Kunde von Haus zu Haus — Doktor Limprunner habe gestern abend — die Damen sagten es sich errötend ins Ohr — Fräulein Benthain hinter den Coulissen geküßt und habe sich mit ihr förmlich verlobt. Universitätsprofessor Limprunner mit einer Schauspielerin aus der Provinz — Skandal!!

Ein Theaterarbeiter hatte alles verraten. Der Professor sei auf das höchste erregt nach dem ersten Akt auf die Bühne gestürzt — Fräulein Benthain sei bei seinem Anblick kreideweiß geworden und fast in Herrn Lüdemanns Arm gefallen.

„Ist der Dämon endlich gewichen?“ habe der Doktor gefragt.

Auf diese rätselhaften Worte sei die Benthain ihm stürmisch um den Hals gefallen und habe geweint. Der alte, ernste Lüdemann war wie ausgewechselt und drückte und küßte den Professor wie ein Kind. Der Direktor hatte alle Mühe, die drei auseinander zu bringen, und die Benthain und der Lüdemann haben nie so miserabel gespielt als wie an diesem Abend.

„Eine nette Komödie! Also eine alte Bekanntschaft! Ein sauberer Professor! — Ja, diese Schauspielerinnen, das sind gefährliche Geschöpfe!“ Das waren die gewöhnlichen Redensarten auf diese alle

Gemüter erregende Neuigkeit hin, die der Theaterarbeiter in kurzem Format gegen ein bescheidenes Trinkgeld überall zum besten gab.

Und der brave Mann hatte alles recht berichtet.

Es waren noch keine vierzehn Tage verflossen, als die drei Künstler plötzlich wie Meteore spurlos verschwanden und durch dem Städtchen angemessenere Kräfte ersetzt wurden.

Der Direktor lachte wieder geheimnisvoll, wenn man ihn fragte, wie er sich das gefallen lassen könne.

Im Hause des Universitätsprofessors Limprunner tauchten sie wieder auf — die drei Unzertrennlichen, zu einem freudigen Feste, der Hochzeit Evas. Und der gefürchtete Dämon störte nicht die frohe Feier; gereinigt von allen Erdenschlacken, war er wohl wieder zu Franziska zurückgekehrt, sie glaubte es aus dem unendlichen Glück der Erinnerung zu fühlen, das sie jetzt wieder überkam.

Der alte Lüdemann riß sich schwer los von diesem Hause, aber er hatte ja sein Versprechen, Eva nicht zu verlassen, treu gehalten Jahre hindurch; jetzt bedurfte ihn Eva nicht mehr und das Sternesuchen drückte ihn wieder gewaltig — trotz der üblen Erfahrung. „Was ein echter Stern ist,“ sagte er sich im stillen, „der leuchtet doch immer wieder auf, in wie tiefe Nacht er auch scheinbar versinkt — ich habe es an Eva gesehen.“

Als diese zum erstenmale an Hermanns Hand ihr kostbar eingerichtetes Boudoir betrat, leuchtete ihr von einem schwarzen Sockel herab eine Figur aus weißem Marmor entgegen; sie stellte einen nackten Jüngling dar mit jugendlich weichen, aber doch kräftigen Formen. Den Helm auf das lockige Haupt gestülpt, stürmt er, ein kurzes Schwert in der drohend erhobenen Faust, freudigen Mut in dem schönen Antlitz, über am Boden liegende Waffen, die auf einen stattgehabten Kampf deuten, hinweg nach vorwärts. Kraft, Schönheit, Todesverachtung, verklärt durch den Abglanz des sicheren Sieges, atmeten aus der ganzen Gestalt. Es war wohl die Kopie eines äginetischen Kriegers oder irgend eine allegorische Darstellung der Antike. .

Auf dem schwarzen Sockel aber war ein länglicher beschriebener Papierstreifen befestigt. Erstaunt trat Eva näher — sie erkannte die Schriftzüge des seligen Vaters und las tief bewegt, Hermann an sich pressend:

„Eros, Allsieger im Kampf!“

Angela.

Es war die erste Nacht auf der „Arethusa“; im Salon war es mir zu lärmend, die laute Lustbarkeit schien mir erzwungen. Die von einem mir noch unbekannten gesellschaftlichen Genie geleitete Unterhaltung mit obligatem Klavierspiel, Gesang und komischen Vorträgen, dieses hastige Zurschaustellen persönlicher Vorzüge — wir verließen früh neun Uhr Liverpool — ekelte mich an und gab mir schlechte Hoffnung betreffs meiner Reisegesellschaft, die ich bis jetzt nur oberflächlich beobachtete. Ich befand mich allerdings aus verschiedenen Gründen in trüber Stimmung — doch das gehört nicht hieher — kurz, ich wollte allein sein, und nirgends kann man so „unendlich“ allein sein als in einer Mondnacht auf Deck, im grenzenlosen Weltmeer. Die nächste Umgebung, das Schiff mit seinem lästigen Gelärm und Gestampfe spielt keine Rolle, stört nicht im mindesten, es wird förmlich aufgesaugt von der ringsum sich dehnenden Unendlichkeit, in der wir frei und bodenlos zu schweben scheinen; nur die lästigen Töne

des Klaviers, das kreischende Lachen von unten herauf zerriß hie und da den wonnigen Meertraum, der mich umwebte, wie ein rauher Windstoß die sanft sich dahinziehenden Wiesennebel meiner Heimat.

Es war stürmisches Wetter gewesen die letzten Wochen, die Wasser waren eben im letzten Stadium der Beruhigung. Ermattet, wie schlaftrunken wälzten sich die runden schwarzen Wogen dem weit sich dehnenden, flimmernden Silbersee zu, dessen dunkle Ufer, den pustenden Schiffskoloß äffend, immer weiter zurückwichen, und schienen sich mit wohlig sanftem Rauschen darein zu ergießen. Glückliche Wogen! Uns ergeht es wie der Arethusa trotz allem Pusten, wir erreichen ihn nie, den äffenden Silbersee mit seinem verlockenden Geflimmer. Der Mond, im ersten Viertel stehend, trieb sein tückisches Lichtspiel.

Eine blitzende Furche zieht sich durch die hinter uns sich schließende Nacht, um den schwankenden Schiffsrumpf kreuzen elektrische Strahlen zu mir herauf, hinab in die smaragdene Tiefe, perlengefüllte Trichter gurgeln da und dort, in wildem Kreis sich drehend, in Schaum zerfließend; oft schimmert's herauf im Wellenthal wie grüne Wälder, in welchen dunkle Schatten huschen, wie Alabasterwände — das ist des Meerkönigs Schloß!

O, goldene Kinderzeit! Dein Aug', Dein gläubiger Sinn, und ich sehe den würdigen Greis mit

der strahlenden Perlenkrone auf dem Thron von Korallen, die blinkenden Säle mit den bunten Blumen, die aus den Wänden herauswachsen, mit den Bernsteinfenstern; seine lieblichen Töchter, mit der Haut klar und fein wie ein Rosenblatt, den langen grünlichen Haaren und den schillernden Fischschwänzen. Alle Jahre einmal dürfen sie herauftauchen auf die Oberfläche und die Menschenwelt betrachten; da sitzen sie auf Klippen und Bänken, auf den Kämmen der Wogen, schlingen ihre Reigen, singen ihre locken- den Meerlieder; ja, in früheren Zeiten verliebten sie sich sogar in schöne Prinzen, opferten mit vielem Schmerz ihren Fischschwanz, ihre holde Stimme, ihre Meerfreiheit, um sie zu gewinnen. Jetzt sind sie klüger auch da unten geworden, jetzt neiden sie nicht mehr unser trockenes Glück, und der schönste Prinz lockt sie nicht mehr aus der geliebten Heimat.

Die Wellen rollten nach dem Silbersee in wun- derbarer Melodie, alles war Ton rings umher — da nahm er plötzlich eine andere Färbung an, leich- ter, perlender, es war keine Unterbrechung, nur ein Uebergang. Ich glaubte, traumverloren, immer noch an den Gesang der Wellen, so schienen sie dem Rhythmus zu folgen, jetzt sanft schleichend, sich um- kosend, weich hinabsinkend, mit wohligem Seufzer steigend — plötzlich packt sie die alte Leidenschaft, sie haschen sich schneller, schäumen, spritzen — der

Ton wächst in dumpfem Grollen, mit Blitzesschnelle wachsen sie mit und bäumen sich, überstürzen sich, weißer Gischt spritzt auf, der Silbersee verschwindet, bis zum stählernen Firmament steigen die schwarzen weißhäuptigen Wogen, sich verschlingend, ringend. Donner rollen, Blitze zucken, hoch bäumt sich das Schiff, auf den Kamm gehoben, in die Tiefe versenkt; rauh, herb, schwirrend, wild, verworren brausen die Töne. Plötzlich beschwichtigen sie sich, mit leise zitterndem Flageolettone hebt sich aus dem Chaos eine einzige, hohe, breite Woge, schaumumquirlt, Meerkönigstochter streckt die weißen, wonnigen Glieder auf ihrem Gipfel, jetzt sinkt sie langsam hinab — ein schriller, zerrissener Ton — sie hat die Arethusa erblickt, das Ungeheuer — die Welle begräbt sie — der Silbersee leuchtet wieder; als wäre nichts geschehen, rollen die Wogen ihm wieder entgegen — da legte sich eine Hand auf meine Schulter und weckte mich. Aergerlich wandte ich mich um — der Kapitän!

„Geigen kann er, das muß man ihm lassen!“

Von unten erscholl wütendes Händegeklatsch.

„Wer?“ fragte ich verwirrt.

„Sie sind gut! Verschlafen also! Hab' auch keine besonders feine Ohren, aber so 'was, das packt mich doch. Kommen Sie, sie werden ihm gewiß keine Ruhe lassen, er spielt gewiß noch eins —“

„Ja, wer denn?“

„Haben Sie ihn beim Diner denn nicht beobachtet, den kleinen, blassen Menschen, das schmale Vogelgesicht, Signor Cesare Viotti, Konzertvirtuose; mit dem verdammten Husten? Ich lasse mich teeren wenn der noch einen Strich macht in Rio; sechs, Wochen sind eine lange Zeit für den! Verdammt unangenehm, eine Leiche an Bord! Hätt' ihn gar nicht nehmen sollen, die Compagnie — und eine so junge, hübsche Frau dazu —"

Er spuckte ärgerlich auf das Deck, dann gab er ein Signal mit seiner silbernen Pfeife; das gleiche ertönte als Antwort von der Kommandobrücke.

„Kommen Sie, es geht schon wieder los!"

Der kleine, blasse Mensch, ich erinnerte mich wohl; er war auffallend häßlich neben seiner schönen, blühenden Nachbarin mit den großen schwarzen Augen; seine Hände zitterten so beängstigend, wenn er das Glas zum Munde führte.

Es war eine Geige, eine einfache Geige, bei deren Tönen ich so wild träumte. Eben wurde sie von neuem gestimmt — kri—kri—kro—kro — es war, als verhöhnte sie sich selbst in tollem Uebermut. Eine Geige soll nie vor dem Publikum gestimmt werden — ein schönes Weib verrät nie die Geheimnisse seiner Toilette; das Fühlen nur der Technik stört den reinen Genuß eines Kunstwerkes, es soll wirken wie eine göttliche Offenbarung, nach

deren Grund und Wesen wir nicht einmal zu fragen wagen.

Ich folgte mit beklommenem Gefühl dem Kapitän die Treppe hinunter in den schwülen, hell erleuchteten Salon. Die zarten Töne der Geige schwebten uns entgegen — sonderbar, sie besiegten all den Lärm, das wüste Rollen und Stampfen der Schraube, das Aechzen der Schiffswände.

Die Gesellschaft lauschte in wirklicher Andacht, rückwärts leuchtete aus dunklem Haar, von der Geige fast verdeckt, das bleiche Gesicht Cesare Biottis. Die starke Bewegung des Schiffes ließ ihn schwebend erscheinen, sich hebend, senkend — der personifizirte Ton. Die schwankenden Lampen warfen wechselnde Reflexe auf sein Antlitz, das bald hell aufleuchtete, bald im tiefen Schatten lag. Man sah davon nur die stark ausgebildete, gebogene Nase, die wie ein Raubvogelschnabel die Geige zu halten schien, darüber zwei leuchtende kleine Augen, hie und da schlossen sich darüber die Lider, wenn der Sturm der Saiten beim Adagio sich legte; dann war eine unbeschreiblich selige Milde über das Antlitz gegossen, die wieder jäh verschwand, wenn die Lider sich hoben, loderndes, zorniges Leuchten unter ihnen hervordrang und der Bogen seine tollen Sprünge machte. Es war wirklich ein Vogelgesicht, wie der Kapitän sagte, aber der Vogel war ein Adler, und es war, als

stieße er sich die mächtigen Schwingen wund an der niedern Decke, himmelanstrebend.

Er unterdrückte vergebens einen Hustenanfall. In sichtlichem Zorn über die Störung strich er über die Saiten, er rechtete verzweifelt mit dem nimmer ruhenden Untier in seiner Brust, er beschwor es in herzzerreißenden Tönen — vergebens! Mit einer wilden Geberde brach er ab, ein Krampf befiel ihn, unter dem die schmächtige Gestalt erzitterte.

Eine junge Dame eilte auf ihn zu, seine Tischnachbarin — sein Weib; eine hohe, vornehme Erscheinung. Sie wollte ihm den Kopf halten, er drängte sie, mit dem Fuße stampfend, zurück; als sie ihm die Violine abnehmen wollte, blickte er auf sie mit einem feindseligen, häßlichen Ausdruck und preßte das Instrument fest unter seinen Arm.

Ein dicker Herr mit strahlenden Diamantknöpfen vorne am Hemd und an den dicken Fingern, drängte sich mit barschem Benehmen vor.

„Ich verbitte mir das, Signor Viotti, ein für allemale, Sie müssen sich schonen; für die Arethusa habe ich Sie nicht engagirt, es ist gewissenlos von Ihnen!“ polterte er.

Der Geiger warf einen scheuen, furchtsamen Blick auf ihn, preßte das Taschentuch an den Mund, ergriff, wie hilfesuchend, den Arm seiner Frau und verließ, sich fest daran klammernd, vom Husten

geschüttelt, den Salon. Ich atmete erleichtert auf, wie nach einem verzogenen Gewitter.

„Nun, was sagen Sie zu dem armen Teufel?“ fragte mich der Kapitän, dessen gesundheitsstrotzendes, männliches Wesen mir jetzt eine Erquickung war.

Ich brachte das banale Lob, das ringsum tönte, nicht über die Lippen. Ich wußte selbst nicht, verdiente er es, oder verdiente er es nicht, ich hörte nie eine solche Musik. War es überhaupt Musik? Nur das war mir klar, er erreichte Rio nicht — was ich hörte, war das Ausklingen einer todesmatten Seele.

„Das herrliche Staccato — Tremolo!“

„Und die Fingerfertigkeit! Reizend!“ klangen die Urteile.

„Biotti!? Biotti?!“

Man trommelte sich auf die Schädel, daß man den Namen nicht schon gehört.

„Sagen Sie einmal, Mister Freeman, wo haben Sie den Menschen aufgegabelt?“ wandte sich der Macher der Abendgesellschaft, ein deutscher Reisender in Champagner, zu dem dicken Impresario, der mit einem selbstbewußten, triumphirenden Lächeln die Urteile anhörte, als gälten sie ihm.

„Da sind Sie neugierig, nicht wahr? Nun, ich mache kein Geheimnis daraus. Er war bis jetzt eine absolute Null, ein armer Violinlehrer in Florenz.

Nur ein Jahr, wenn er mir aushält, dann sollen Sie sehen, was ich aus ihm mache!"

„Böse Arbeit das, Herr Freeman," meinte der Reisende; „bis man so einen Namen macht drüben — Viotti! Kein Mensch weiß etwas davon, und dann der ekle Husten —"

„Gerade das finde ich sehr interessant!" mischte sich eine ältere Dame in das Gespräch. „Ein rotbackiger Violinspieler ist doch etwas Entsetzliches!"

„Und dann verheiratet, Mister Freeman! Denken Sie an mich, das ist ein reines Unglück für Sie, ein verheirateter ‚Star' — die Damen bleiben Ihnen alle weg — alle!" sagte der Reisende.

Allgemeines Gekicher, lauter Protest, hie und da ein schmachtender Blick auf den schönen ledigen Champagnermann, der, als für die lange Reise viel versprechendes geselliges Genie, von den jungen Damen sichtlich bevorzugt wurde.

Der Impresario lächelte überlegen, verschmitzt, während er die mächtige goldene Uhrkette um seine Finger wickelte.

„Meinen Sie?" sagte er in arrogant überlegenem Tone. „Wenn mir aber der verheiratete Viotti mehr wert ist als der ledige? Wenn ein kleiner, interessanter Roman sich daran spinnt? Titel — so was wie ‚Opfer der Liebe — Verstoßen — Dem Tode vermählt', und die Heldin desselben — Schönheit

ersten Ranges, wie Sie sich ja überzeugt haben — mit ihm auftritt, die Erbin von Millionen, die —"

Alles umdrängte ihn, auch ich erhob mich, so ekel mir die cynische Sprache war, die der Mann führte, heftige Teilnahme an dem Schicksal des jungen Paares trieb mich.

„Erzählen Sie doch! Wie interessant! Die Erbin von Millionen, die — bitte, bitte!" tönte es ringsum.

Der Impresario genoß den Augenblick und erhöhte die Spannung durch eine wohlberechnete Kunstpause.

„Die Geschichte ist nicht neu, aber es läßt sich viel daraus machen. Frau Biotti ist eine geborene Grazini aus Florenz, das heißt so viel als in New-York ein Vanderbilt, die erste Patrizierfamilie dort, unermeßlich reich. Das einzige Kind nimmt Violinstunden bei einem armen Geiger, der sich kümmerlich durchschlagen mußte durch Unterricht, Mitwirkung in dem Orchester eines Variététheaters. Vor einigen Jahren wurde der Direktor der Scala in Mailand auf ihn aufmerksam gemacht, ein Paganini stecke in dem kleinen Kerlchen. Er engagirte ihn, doch seine Krankheit, sein unseliges Aeußere, seine Unfähigkeit, aus sich etwas zu machen, Intrigue vielleicht, kurz, er wurde entlassen und begleitete wieder die Seiltänzer und Akrobaten im Orchester des Variété. Wie er zu Grazini kam, weiß ich nicht. Die schöne Angela verliebte sich in ihn — in sein Spiel —

was weiß ich! Eine feurige Italienerin, sie erklärte bestimmt, nicht von ihm zu lassen. Große Aufregung, Bitten, Drohungen, alles umsonst! Sie könne nicht anders, sagte sie wiederholt. Der alte Grazini verstoßt sie, sie heiraten, leben kümmerlich in einer Dachstube. Ich bekomme Wind von der Geschichte, lasse mir etwas vorspielen, erkenne natürlich sofort den großen Künstler, biete ihm einen Kontrakt nach Amerika, mit seiner Frau — Liebe ist ja die beste Lehrmeisterin — und braucht ja nicht viel, mehr Staffage. Sie sträubte sich, ja, sie weigerte sich entschieden, sie wolle ihre Heimat nicht verlassen; es kam mir vor, als bereue sie den Schritt, den sie gethan, als sehne sie sich zurück zu ihren Eltern. Es gab eine Scene, er ward heftig, sie immer energischer in ihrer Weigerung, ich gab alles schon verloren, da griff er plötzlich vor mir zu seiner Violine und spielte, spielte — nun, ich sage Ihnen, was Sie heute gehört, ist gar nichts dagegen. Sie war wie umgewandelt, weinte, zitterte, warf sich zu seinen Füßen, küßte seine Hand, willigte ein, kurz, die Sache kam zu stand. Ich bereise jetzt Südamerika, dann die Union; wenn er aushält, wird es ein großes Geschäft, und —" schloß er mit einer Verbeugung, seinen goldenen Zwicker abnehmend, in geschäftlichem Tone, „ich wäre den Herrschaften sehr zu Dank verpflichtet, wenn Sie nach unserer Ankunft

in Ihren Kreisen diese Liebes- und Leidensgeschichte meiner Schützlinge möglichst verbreiten wollten!“

Aus einer Koje nebenan hörte man während der Erzählung des Impresario als erschütternde Erläuterung das schmerzliche Husten des Virtuosen. Die ganze Gesellschaft war im höchsten Grade befriedigt, das seltene Paar schien ganz dazu angethan, etwas Farbe zu bringen in die fünfwöchentliche Monotonie des Schiffslebens.

Sie erschienen nicht mehr, man zog sich, allgemein enttäuscht, in die Kojen zurück.

Ich machte noch einen Rundgang auf dem Deck. Das Wetter trübte sich, der Silbersee war jetzt wirklich verschwunden, aus Nordwest fegte eine eisige steife Brise durch das knarrende Takelwerk. Sterne blitzten aus zerrissenem Gewölk, oben am Hauptmast glühte vom Scheine des roten Signallichtes das Takelwerk. Die See ging hoch und rollte ihre Wogen brüllend gegen das Schiff. Alles schwarz rings umher, nur die Wogenkämme blitzten drohend auf — es war Wahrheit geworden, was Cesare Viotti vorhin geträumt auf seiner Violine.

Das Kind eines Millionärs, jung, schön, folgt diesem Mann des Todes durch Elend und Not über das Meer — aus Liebe! Oder — lag ein geheimer Zauber in dieser Geige, dem sie folgen mußte? Wirkte er nicht auch auf mich, den Fremden, daß

ich immer an ihn denken mußte? Wie er ihr mit seiner Violine die Einwilligung zur Amerikareise abrang? So trocken der Impresario es erzählte, die Scene stand in ihrer ganzen Sonderbarkeit vor meiner Seele — eine Hypnose durch Musik!

Eine Dame trat unter die Thüre zur ersten Kajüte, in einen warmen Pelz gehüllt, ich erkannte die Frau des Virtuosen. Sie war bleich und stöhnte schwer auf, wohl seekrank; kein Wunder in dieser Krankenluft der engen Koje.

Auf einem Dampfer inmitten des Weltmeers ist Dame Etikette sehr freisinnig, es bedarf keiner feierlichen Vorstellung. Ich erkundigte mich nach dem Befinden ihres Mannes. Sie gab mir eine kurze, fast abwehrende Antwort.

„Ihr Herr Gemahl soll sich mehr schonen, ein solches Spiel kostet jedesmal ein Stück Leben, und das ist zu viel geopfert, um eine Schiffsgesellschaft zu unterhalten.“

Sie lachte spöttisch.

„Deshalb spielt er auch nicht; aber er muß spielen, und in der engen Koje regt es ihn noch mehr auf, was bleibt ihm denn übrig! Sie sind wohl kein Musikfreund?“ fügte sie hinzu.

„Sie mißverstehen mich. Nur mein lebhaftes Interesse an dem großen Künstler, den ich eben gehört, ließ mich diese Besorgnis aussprechen. Ich

bin mehr als ein Freund, ich bin völlig im Bann dieser höchsten aller Künste, wenn sie einen Interpreten findet wie Signor Cesare Biotti."

Sie schlug den Pelz fester zusammen, es war mir, als schauerte sie — vor Kälte wohl.

„Ja, er spielt gewaltig, nicht wahr!" Sie lehnte an dem Thürpfosten und blickte in die schwarze Nacht. „Er wird Glück haben, meinen Sie nicht?" Der Ton ihrer Stimme war jetzt wärmer.

„Er und seine Schülerin," erwiderte ich galant.

„Wissen Sie das auch schon? Natürlich Freeman! Sie wissen wohl alles?"

„Ich forschte nicht darnach, er erzählte es öffentlich, und ich leugne nicht, ich hörte zu; das Schicksal absonderlicher Menschen zieht uns unwillkürlich in seine Kreise."

„Und doch wissen Sie nichts!" fuhr sie plötzlich jäh auf und ging raschen Schrittes an mir vorbei dem Hinterdeck zu.

Von unten herauf klang jetzt eine weinerliche, häßliche Stimme: „Angela, Angela!", dazwischen das mir bekannte Hüsteln.

Ich eilte die Treppe hinab, Biotti wankte mir entgegen durch den matt erleuchteten engen Schiffsgang, das lange schwarze Haar hing ihm wirr herab um das durchsichtige, magere Antlitz, seine Gestalt war nach vorwärts gekrümmt. Die unförmliche

lange Nase, die stechenden kleinen Augen — ein Bild der Häßlichkeit, der Disharmonie, ein erschütternder Hohn auf den Zauber, der vor einer Stunde, von ihm ausgehend, sich über mich ergoß.

„Haben Sie meine Frau nicht gesehen?“ jammerte er, sich an den Wänden festhaltend.

„Sie ist auf Deck, um frische Luft zu schöpfen, sie bedarf ihrer notwendig,“ erwiderte ich.

„Auf Deck in der Nacht, und ich soll allein sein in der Hölle da drinnen? Gleich soll sie kommen, gleich — gleich!“ Seine schmale Hand ballte sich nervös vorne an der Brust, er stampfte wie ein eigensinniges Kind den Boden.

Ich zögerte, das unmännliche Benehmen, der unmotivirte Auftrag an mich ärgerte mich, plötzlich siegte das Mitleid mit ihm und dann dacht' ich seines wunderbaren Spieles. Ich ging hinauf, Angela lehnte an der Railing und starrte in das Meer.

„Ihr Mann bittet Sie, sofort hinunter zu kommen!“

„Was will er denn wieder — der Entsetzliche?“ stieß sie zornig hervor, sich umwendend, ihr Auge leuchtete und leises Stöhnen entrang sich ihrer Brust. Schweren Trittes ging sie die Treppe hinab.

Ich sah ihr erstaunt nach. Ich wußte gar nichts, Angela hatte recht. Ich ging in meine Koje. Trotz des Lärmens der Schraube hörte ich eine erregte weibliche Stimme — Angela's! Die Biottis wohnten also neben

mir, dann leises Weinen; plötzlich begann eine sanfte Melodie, sie hatte Aehnlichkeit mit der, bei welcher ich an Deck geträumt, nur gedämpfter, nur angedeutet. Hie und da schwoll der Ton wie aus Unvorsichtigkeit des Spielers zu gleicher Gewalt an, um gleich wieder herabzusinken. Das Weinen hörte auf. Ich trat an die Thüre der Nebenkoje, ohne mir Rechenschaft zu geben über mein Beginnen, die Töne zogen mich seltsam; unbewußt öffnete ich die Thüre.

Viotti lehnte an der schwankenden Wand und strich über die Saiten, sein fieberndes Auge ruhte fest auf Angela, die, noch in den Pelz gehüllt, auf dem roten Sofa in tiefem Schlaf zu liegen schien; ihr Antlitz war noch thränenfeucht; er bemerkte mich nicht. Ich fühlte, daß ich nicht am Platze war, und wollte ungesehen die Thüre wieder schließen, da erblickte er mich, wie schützend trat er vor Angela mit erhobener Geige, ein gehässiger, überraschter Blick traf mich.

„Was wollen Sie hier?“

„Ihr Spiel —“ entschuldigte ich mich verwirrt im Gefühle meines unberechtigten Eindringens.

„Störte Sie wohl im Schlaf? Ich spielte doch ganz leise — wo soll ich denn spielen?“ fiel er mir in die Rede.

„Sie irren sich, ich bin ja glücklich, es zu hören — Ihr Befinden — Gott, ich weiß selbst nicht,

aber wir sind ja Nachbarn mitten im Ozean — ich will Sie nicht stören!“ Ich wandte mich zum Gehen.

Er legte den Finger auf den Mund, blickte auf seine schlummernde Frau und machte ein Zeichen, daß er mir folgen wolle.

Ich führte ihn in meine Koje.

„Sie war recht böse, als ich sie kommen ließ, nicht wahr?“ begann er. „O, ich quäle sie recht, ich weiß es,“ er drückte beide Hände gegen die fliegende Brust, die ein dünnes seidenes Hemd bedeckte, „aber ich liebe sie so sehr — so sehr — und ich habe ja nicht mehr lange Zeit dazu, da wird man geizig mit den Minuten. Wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sie interessiren sich ja für mich, wie Sie sagten.“

Ich versicherte ihm aus vollem Herzen, daß er über mich verfügen könne.

„Wenn ich Rio nicht mehr erreiche“ — er zupfte nervös an den Saiten der Violine, die er nicht aus den Händen ließ, qualvoller Schmerz lag in seinen ausdrucksvollen Augen — „Gott, das geht oft so rasch — dann schreiben Sie an Signor Christofal Grazini in Florenz, den Vater meiner Frau, er liebt ja seine Tochter, nur mich haßt er — ja, er haßt mich, und ich — hasse ihn auch!“ Er warf mit einer leidenschaftlichen Bewegung des Kopfes die langen Haare zurück und preßte die Saiten, daß sie einen kreischenden Ton

gaben. „Doch Sie verstehen ja das alles nicht, und das Sprechen — fällt mir so schwer.“

Ich beruhigte ihn. Mister Freeman habe in seiner Taktlosigkeit schon dafür gesorgt, daß ich alles wisse. Er lachte.

„Ich dachte es mir eigentlich. Der hungerige Wolf! Und dem fällt sie ganz zu, wenn ich — nein, das darf nicht sein, schreiben Sie ihm, sie ist zu stolz, sie wird es nimmer thun! Sie werden zwar alles versuchen, jede Erinnerung an mich in ihr zu tilgen, er kennt kein Erbarmen, der alte Grazini, aber“ — er lachte verschmitzt — „aber es wird ihnen nicht gelingen, ich besitze ein Arcanum gegen alles Vergessenwerden bei Angela. Sie wundern sich gewiß, daß dieses schöne Weib einem Manne, wie ich bin, ein solches Opfer gebracht, daß es mich liebt? Sie liebt mich auch nicht, ich weiß es, sie liebt mich nicht und muß mir doch folgen, nicht mir, meinem Zauberholze hier“ — er klopfte auf den Bauch der Violine — „meinem Spiele! Sie haßt mich vielleicht deshalb, und ich bin vielleicht auch hassenswert, daß ich diesen mystischen Zwang so ausnütze, aber ich will auch etwas Glück erhaschen in diesem Leben, das mir alles versagt, ich will nicht ganz elend sein — lieber schlecht!“

Verzehrende Leidenschaft sprach aus seinen Worten und Geberden.

„Wenn sie mich nur liebte, da thät' er sich leicht, der Grazini. Liebe ist sterblich, aber Töne sind unsterblich! Die Symphonie, die ich vorhin gespielt, sie spielt sie besser als ich, ich habe sie in ihre Seele gegraben — ich selbst bin diese Symphonie, das bißchen Körper da! Pah!“ Er sah mit bitterem Hohn an sich herab. „Wenn Angela sie spielt, muß sie an mich denken — mehr, sie muß mich fühlen! Und sie wird sie spielen, wenn sie auch nicht will, es wird sie zwingen, sie zu spielen!“

Wahnsinn funkelte in seinen Augen, etwas Dämonisches, das mich mit unheimlichen Schauern erfüllte. Es war Wahnsinn, was er sprach, und doch mußte ich daran glauben.

„Schreiben Sie dem Grazini, schreiben Sie nur, er wird's nicht erreichen!“

Ich versuchte ihm seine Befürchtung auszureden und sprach zu gleicher Zeit unverhohlen meine offene Ansicht aus über diese unverantwortliche seelische Ueberreizung seiner Frau, deren Nerven seiner Schilderung nach in krankhafter Weise auf Musik reagiren. Er sah mich, den Kopf in die Hände gestützt, starr an.

„Krank, mißgestaltet, verachtet, arm, das Jammerbild eines Mannes, mit dieser wunderbaren Kunst eine Seele sich erzwingen können über das Grab hinaus, o, das ist Wollust, das ist Seligkeit!“ sprach er mit

seiner heisern, gebrochenen Stimme. Er hatte offenbar auf meine Worte nicht gehört. Er sprang auf.

„Doch das verstehen Sie nicht, können es nicht verstehen; Sie sind gesund, ein Mann — aber nicht wahr, Sie schreiben dem Grazini, er soll sein Kind wieder haben, sie soll das Leben wieder genießen, heiraten, nur vergessen darf sie mich nicht. Daß ich gerade Sie damit belästige? Wir sind ja Nachbarn, Signor, auf dem Schiff, im weiten Weltmeer — gute Nacht!" Er ging.

An die Schiffswände pochte ungestüm die See, ein donnerndes Brausen und Pochen, mir zu Häupten gossen sich gurgelnd, rieselnd, polternd Sturzwellen über das Deck, vor der wohlverschlossenen Luke stieg es hie und da weiß leuchtend auf — Wogengischt. Ich dachte an des Meerkönigs Töchterlein, es forschte nach dem Spieler, dem es so wonnig gelauscht auf dem Wogenkamm. Beruhige dich, er kommt bald.

*

Angela wich mir die nächsten Tage sichtlich aus; auch Viottis Benehmen stand in keinem Einklang zu der plötzlichen Vertraulichkeit in der ersten Nacht. Es kam mir vor, als reute ihn seine Offenheit. Sie zogen sich immer mehr vor den neugierigen Blicken, der egoistischen Teilnahme der Mitreisenden zurück. Alle Bemühungen, ihn zum Spielen zu

bewegen, waren vergebens; selbst der Impresario konnte nichts ausrichten, der allgemein um seine Vermittlung angegangen wurde. So war er für die Gesellschaft nur noch ein kranker, launiger Mensch, der nur lästig fallen konnte, während man ihren Florentiner Stolz durchaus nicht am Platze fand; man sah in ihr nur die mit einem Musiker durchgebrannte Grazini, die ihrer Familie Schande und Kummer bereitete. Die moralische Ader schlug plötzlich da und dort, einige Damen fanden den Umgang geradezu unpassend. Der Doktor machte eine bedenkliche Miene zu der rasch fortschreitenden Krankheit des Virtuosen. Heftig ihn befallende Seekrankheit machte seinen Zustand immer bedenklicher. Mir that seine Verlassenheit weh. Ich drängte mich ihm förmlich auf; er war bereits zu apathisch, um mir sein Mißfallen darüber merken zu lassen, er kümmerte sich nicht einmal mehr um seine Violine, die er sonst, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren, wie ein Kind in eine Decke wickelte. Angela war jetzt stets um ihn, und doch fehlte ihr sichtlich die liebende Hingebung, die Gemütswärme, die einem Kranken so wohlthätig ist, sie schien alles mehr aus Pflichtgefühl zu thun, vielleicht auch aus Mitleid. Er schien das alles nicht zu vermissen oder darauf ganz zu verzichten, zufrieden mit ihrer Nähe. Hie und da versuchte er ein schwaches Präludiren in seinem

Bett, das er seit Wochen nicht mehr verließ, es klang wie das letzte Flüstern eines Sterbenden. Man sprach nicht mehr von Biotti, nur der Impresario äußerte lebhafte Sorge. Einmal fragte mich Angela, was Cesare mit mir gesprochen habe in der ersten Nacht in meiner Koje. Ich machte kein Geheimnis daraus und erzählte ihr seinen Wunsch, indem ich ihr zugleich den Rat gab, in diesem traurigen Fall sich selbst an ihren Vater zu wenden. Sie wies diese Zumutung so energisch zurück, daß ich nicht weiter in sie drang; sie sei sich keiner Schuld bewußt, es müsse denn aufopfernde Liebe zu einem Manne Schuld sein; dabei sah sie mich forschend an, ob ich nicht einen leisen Zweifel verrate an diese Liebe. Unmöglich war mir stets ihr sonst so kaltes, entschlossenes Wesen mit ihrem hypersensitiven Musikgefühl in Einklang zu bringen, welches förmliche Zwangsvorstellungen in ihrer Seele hervorzubringen schien, nur ihre Augen hatten einen beunruhigenden Glanz, diese erschreckende, den Eindruck des Starren machende Klarheit, die man an Irren beobachtet.

So vergingen zwei eintönige Wochen, schon wehten südliche Lüfte, das Meer nahm eine tiefblaue Färbung an und war tagelang spiegelglatt. Ich konnte der dumpfen Nachtluft der Koje, dem qualvollen Husten Biottis nebenan entfliehen, die gewaltige Ruhe der Meernacht, das unendliche, sternenerfüllte Himmels-

gewölbe, die milde Seeluft ließ mir den Raum unten als Hölle erscheinen. Ich stand bei dem Kapitän auf der Kommandobrücke; in der Richtung nach Nordost glühte das Signallicht eines Dampfers oder Seglers wie ein gefallener Stern, darauf waren unsere Blicke gerichtet. Nie wird uns das unzerreißbare Band, das Leben an Leben fesselt, klarer als in solchen Augenblicken, nie sind wir tiefer durchdrungen von der großen Menschheitsidee, nie erscheinen uns die Grenzen lächerlicher, die Kultur und Sitte, Politik und Religion gezogen. Dort segeln Menschen — Genossen, und der zuckende Strahlenkegel schlägt eine goldene Brücke durch die Oede, über die hinweg unsere Segenswünsche und Grüße sich entgegenstürmen.

Da lief jemand eilig über das Deck und pochte an der Thüre des Arztes. Ich dachte sofort an Viotti, er war heute den ganzen Tag auffallend unruhig, hatte hochgerötete Wangen, versuchte zu spielen, ging sogar, wozu er nie zu bewegen war, einen Augenblick auf Deck.

„Wer ist krank?“ rief ich gleichzeitig mit dem Kapitän.

„Der Geiger,“ erwiderte der Stewart; „es geht wohl zu Ende mit ihm.“

Der Kapitän murmelte einen Fluch, er dachte an eine ihm unangenehme Zeremonie. Ich folgte ohne Besinnen dem Arzt, vielleicht hatte er mir noch

einen Auftrag zu geben, vielleicht beruhigte ihn, wenn es zum Aeußersten kam, meine erneute Versicherung, seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

Alles schlief bereits in den Kojen. Cesare lag im Bett, der Atem ging rasselnd, doch schien er ganz ruhig, Angelas Hand hielt er krampfhaft umspannt. Die fieberglühenden Augen blickten starr gegen die schwankende Decke. Die Finger der linken Hand hatten die Stellung, als umspannten sie den Griff der Violine, sie bewegten sich wie im Spiel. Er war nicht bei Sinnen und gewahrte uns nicht. Angela war totenbleich, aber ruhig. Zu seinen Füßen lag die Violine und der Bogen. Er hatte, wie Angela berichtete, einen starken Anfall, der mit einer Ohnmacht endete. Der Arzt griff den Puls und machte ein bedenkliches Gesicht:

„Es steht schlimm, Frau Biotti, ich kann es Ihnen nicht verhehlen, starkes Fieber, Verfall der Kräfte; wenn Sie noch etwas zu besorgen haben, benützen Sie den Augenblick, wenn er erwacht.“

Angela verzog keine Miene bei dieser rücksichtslosen, wenn auch notwendigen Eröffnung, sie atmete nur schwer auf und versuchte es, ihre Hand freizumachen.

Da erhob sich plötzlich Cesare und blickte wild um sich, sie noch fester umklammernd. Endlich fand er sich zurecht, er blickte auf die Blutflecken auf der

Bettdecke und nickte, schmerzlich lächelnd, mit dem Haupte.

„Muß ich sterben, Doktor?“ sagte er mit auffallend klarer Stimme, die mir wieder Hoffnung gab.

„Ihr Zustand ist im höchsten Grade besorgniserregend,“ meinte der Arzt.

Cesare warf einen durchdringenden Blick auf Angela, als sähe er nach einem Ausdruck des Schmerzes in ihren marmornen Zügen. Plötzlich verlor dieser seine Schärfe, Thränen verschleierten ihn, mit einer krampfhaften Bewegung zog er sie an sich.

„Angela, Du hast mich doch geliebt — Du vergißt mich nicht — auch wenn Dein Vater — sprich, Angela!“

Sie sank in die Kniee.

„Sprich!“ klang es drohend.

Da griff er mit Hast nach der Geige zu seinen Füßen; blitzartig zuckte der Bogen über die Saiten, feurig, voll wilder Leidenschaft stürmten die Töne, den engen, schwülen Raum erfüllend. Das war kein Sterbender, die Kraft vollen Lebens äußerte sich in diesen Tönen. Angela suchte ihm das Instrument zu entreißen, er hielt es mit eisernen Griffen. Ihre starren Züge belebten sich, nahmen den Ausdruck höchster Erregung an, plötzlich sank sie in sich zusammen, laut stöhnend, eine Thränenflut

brach sich Bahn, sie breitete die Arme nach dem Geiger aus, klammerte sich an seine Schulter.

„Cesare, verlaß mich nicht!“ schrie sie auf.

Das schien ihn noch mehr zu entflammen, sein Gesicht glühte, und trotz aller sinnverwirrten Erregung flossen die Töne in unendlicher Klarheit. Wogen, die das Firmament peitschen — der flimmernde Silbersee, Mondlicht — darüber hinziehende Wolken, alles wie damals. Da, ein schriller Ton über dem Steg, die Geige fiel ihm aus den Händen, die nach der Brust griffen; ein Blutstrom — er sank in die Kissen, Angela mit einem Aufschrei über ihn.

„Schreiben Sie,“ flüsterte er, mir einen ruhigen, zufriedenen Blick zuwerfend.

Ich verstand ihn. Ich glaubte seinen Worten von damals: „Töne sind unsterblich, ich selbst bin diese Symphonie!“

Er war verschieden. Die Geige mit dem Bogen lag auf seinem dürren Leib wie das Schwert eines gefallenen Kämpfers. Der Arzt riß die Luke auf. Frischer Seewind drang herein, das schmeichelnde Lecken der Wellen an den Schiffswänden. Auf dem engen Gang drängten sich die Passagiere, das Dienstpersonal, geweckt von den Geigentönen, dem gellen Aufschrei des Sterbenden.

Jedes Wort zu Angela, die regungslos die Arme über den Toten breitete, wäre jetzt Anmaßung

gewesen. Der Arzt mußte dem Kapitän Meldung machen. Zum Aerger aller Neugierigen schloß er die Thüre hinter sich.

Das war eine unvergeßliche Nacht neben dem toten Geiger und seinem gebannten Weibe.

Der Kapitän bestand den andern Tag auf sofortiger Entfernung des Leichnams, wir hatten ja noch drei Wochen Fahrt. Einige Passagiere verfaßten eine Bittschrift an den Kapitän, er möchte den Leichnam des Künstlers mit nach Rio nehmen, sie würden für die Kosten einstehen, da der Impresario sich von vornherein weigerte, voller Wut über sein entwischtes Opfer. Am wenigsten Widerstand fand er wider Erwarten bei Angela, die ihre ganze Ruhe wiedergewonnen zu haben schien. Sie fand das Verlangen ganz begreiflich, sie habe ja auch die Mittel nicht, die ein Aufbewahren der Leiche beanspruche, meinte sie bitter. Liebe denkt an solche Dinge nicht. Cesare hatte recht, sie liebte ihn nicht. Ich zweifelte jetzt auch an der Wirkung seines Musikzaubers, an den er sterbend geglaubt. Neun Uhr abends, es war schon dunkel, stopte das Schiff, die plötzliche Stille nach wochenlangem Getöse wirkte unheimlich, jeder wußte, was es galt. Die Mannschaft war festtäglich gekleidet. Angela saß bleich wie ein Marmorbild in der Koje und ließ den Leichnam Cesares entfernen. Den abergläubischen Leuten graute vor ihr.

„Wenn die nur kein Unglück bringt!“ murmelte ein Matrose.

Eine ergreifende, düstere Scene, ein Begräbnis zur See, und doch versöhnender, für die Phantasie erquicklicher als das Verscharren in der Erde. Der unermeßliche Raum mindert die Tragik des Todes. Ein Versinken im All! Das enge Grab schreckt viel mehr den lebendigen, weitschweifenden Geist. Das reinliche Element, das sich spurlos darüber schließt in majestätischer Ruhe — die von Miasmen erfüllte, verzehrende, schwere, harte Erde.

Das Brett mit dem in ein Segeltuch gehüllten Körper wurde auf die Railings geschoben, ein kurzes Gebet der Mannschaft, das Kommando: „Ueber!“ An Seilen glitt es hinab in die dunkle Flut. Welle auf Welle wälzte sich darüber in ewigem, ungestörtem Gleichmaß. Ich blickte lange nach der Stelle, sie war schon längst verschwunden in der Nacht, leise Töne schwebten herauf, war es Täuschung meiner erregten Phantasie — oder Angela?

Als ich ihr erklärte, daß ich den Auftrag des Sterbenden betreffs Benachrichtigung ihres Vaters sofort nach Ankunft erfüllen werde, versuchte sie mir dringend die Nutzlosigkeit dieses Unternehmens klarzulegen einem starren Mann wie ihrem Vater gegenüber, abgesehen davon, daß sie nimmer im Sinne hätte, als reumütige Tochter zurückzukehren, sondern

fest entschlossen sei, die Konsequenzen ihres gewagten Schrittes selbst zu übernehmen. Freeman nahm sich ihrer mit auffallendem Wohlwollen an, verhandelte oft lebhaft mit ihr, woraus ich den Schluß zog, daß er gute Miene zum bösen Spiele machte und es versuchen wollte, mit Angela zu retten, was zu retten war. Der tragische Tod ihres Gatten war für ihn sicherlich vortreffliches Reklamematerial. Angela war schön und jung, und Cesare sagte selbst, sie spiele die Symphonie besser wie er. Ich war nun gespannt, ob diese sonderbare Suggestion — sie muß sie spielen, sagte er,— auch nach seinem Tode noch wirken werde.

Wochen vergingen im ermattenden Einerlei des Schiffslebens und kein Saitenton ertönte aus meiner Nebenkoje, nicht tags, nicht nachts. Sie wagte es wohl nicht, den wohlbekannten Zauber fürchtend. Vielleicht hatte er, vertrauend auf die geheime Kraft, ihr selbst gedroht mit diesen ewigen Fesseln, und sie wollte frei sein — sie liebte ihn ja nicht.

Es war der letzte Abend auf der Arethusa, die aufgehende Sonne sollte das heißersehnte Land bescheinen.

Gehobene, freudige Stimmung überall, man fühlte die Nähe der teuren Mutter Erde. Die improvisirte Unterhaltung auf dem mit farbigen Lampions beleuchteten Deck kam diesmal wirklich von Herzen.

Man tanzte, musizirte, gab Rätsel auf, löste

Pfänder; selbst Angela, die sich sonst nie an der Gesellschaft beteiligte, war zugegen. Man bestürmte sie mit Bitten, das Schiff nicht zu verlassen, ohne ihre Kunst zu zeigen. Ich beobachtete sie genau. Eine heftige innere Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie weigerte sich auf eine Weise, die zu weiteren Bitten ermutigte. Es kam mir vor, als kämpfe sie mit dem geheimen Wunsch, zu spielen.

„Sie fürchten wohl schmerzliche Erinnerungen?“ sagte ich absichtlich.

Sie sah mich groß an mit einem zornigen Blick.

„Wer sagt Ihnen das? Warum soll ich sie fürchten?“

Sie ging sofort hinab und kam mit der Geige zurück — Viottis Geige. Sie war bleich wie in der Sterbestunde ihres Gatten. An die Railing gelehnt, begann sie eine bekannte Weise, mit vortrefflicher Technik gespielt, aber ohne besondern Ausdruck, sie ließ mich kalt, vielleicht war auch die Enttäuschung schuld über die Wahl. Stürmischer Applaus! Sie begann von neuem, präludirend, verlor den Faden, stockte — eine Blutwelle stieg ihr ins Antlitz, dann begann plötzlich Viottis Symphonie, immer wilder, immer leidenschaftlicher, sie hatte die Augen geschlossen, ihr ganzer Körper vibrirte, trotz aller Kunst hatte das Spiel etwas Verschleiertes, Traumhaftes. Sie sah ihn, sie pflegte Zwiegespräch mit ihm.

Plötzlich brach sie ab, griff tastend nach der Brüstung — stürzte zu Boden — besinnungslos.

Grausamer Biotti!

Am Morgen waren wir in Rio. Im Tumult der Landung gelang es mir mit Mühe, die Adresse Angelas zu erfahren. Sie war entschlossen, mit dem Impresario Freeman zu reisen. Ich hatte beim Abschied das Gefühl, daß sie froh war, eines so aufmerksamen Beobachters ledig zu sein. Ich wagte keine Anspielung mehr auf den gestrigen Abend und seinen Ausgang, ihr angegriffenes Aussehen sagte mir genug. Er wird die Kette immer fester ziehen, der ruhelose Geiger auf dem Grunde des Ozeans.

*

Ich vollzog den letzten Willen Biottis und schrieb an Signor Christofal Grazini nach Florenz den ganzen Sachverhalt, den Rat beifügend, wenn ihm an dem Leben seiner Tochter liege, solle er alles thun, sie zur Heimkehr zu bewegen, auf ihr Seelenleid anspielend.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt im Innern des Landes kehrte ich nach Rio zurück. Die Damenkapelle des Impresario Freeman erregte allgemeines Aufsehen, besonders Signora Angela Biotti feierte Triumphe mit dem Vortrag einer Symphonie ihres auf der Ueberfahrt verstorbenen Gatten, so las ich in der Zeitung. Ich empfand eine Scheu, das

Konzert zu besuchen. Sie that es wohl absichtlich, um durch Profanirung des Meisterwerkes sein dämonisches Wirken auf sie zu schwächen. Es dünkte mir ein Frevel an dem Verstorbenen. Da kam die Antwort Grazinis: würdevoll, dankbar; wahrer; tiefempfundener Schmerz um die Tochter sprach daraus. Er habe selbst an sie geschrieben, ihr volle Verzeihung versprochen, ich möchte mein Möglichstes thun, sie zur sofortigen Heimkehr zu bewegen, sein hohes Alter und Kränklichkeit hinderten ihn, die Reise selbst zu unternehmen. Da ging ich hin. Ich wollte sie zuerst unbeobachtet sehen, ob Hoffnung wäre für den unglücklichen Greis in Florenz.

In der herrlichen Anlage des Passeio Publico lag der Konzertsaal, wo man bei Spiel und Trank die Kunst genoß. Der Raum, in einen Palmenhain umgewandelt, war dicht gefüllt mit dem lärmenden Publikum des Landes.

Auf einer Bühne saß die Kapelle, weißgekleidete Mädchen mit Schärpen in den brasilianischen Farben um die Achseln. Die Vorstellung hatte schon begonnen. Der dichte Cigarrettendampf erschwerte mein Suchen nach Angela. Endlich entdeckte ich sie. Sie saß im Zentrum des Orchesters und spielte mit. Sie hatte sich auffallend verändert. Keine Spur mehr der Energie, welche so stark in diesen Zügen ausgedrückt war. Etwas ungesund Durchgeistigtes

lag darin. Hätte sie früher so ausgesehen, die Vorgänge auf der Arethusa, die Worte Biottis wären mir begreiflich gewesen. Es war höchste Zeit, wenn überhaupt noch Rettung möglich war.

Die dritte Nummer auf dem Programm war ein Solo, vorgetragen von Signora Angela Biotti. Ich kannte das Solo, und die Vergangenheit trat lebhaft vor meine Seele. Vor diesem schwatzenden, lachenden, ahnungslosen Publikum in Cigarrettendampf, Wein- und Speisedünsten, diese Symphonie! Ich haßte in diesem Augenblick Angela.

Jetzt trat sie vor mit einer leichten Verbeugung. Ich schloß die Augen. Ich hörte sie wohl zum letztenmal diese dämonische Weise und ich wollte Angela nicht sehen. Es war Biottis Komposition. Lautlose Stille. Mein Traum von damals, als ich sie zum erstenmal hörte, umgaukelte mich, nur anstatt dem Meerweib wiegte sich Biottis Mißgestalt auf den Wogen. Ich erschrak vor der Lebhaftigkeit der Vision, wie mußte erst Angela zu Mute sein! Nur stumpfer, von schwächerer Leidenschaft beseelt schien mir ihr Spiel. Als sie geendet, blickte ich auf. Schwer atmend, verbeugte sie sich unter einem Sturm von Begeisterung und wankte zu ihrem Platze zurück.

Nach der Vorstellung eilte ich zu ihr.

„Ich weiß, warum Sie kommen,“ sagte sie

lächelnd, „ich habe einen Brief bekommen und ich reise. Er schreibt so gut, der Vater, und ich bin so entsetzlich müde. Das ewige Spielen greift mich so an!"

„Und vor allem, was Sie spielen!" entgegnete ich. „Ich kann es nach dem beurteilen, was ich eben empfand, und ich stand ihm doch so fern. Warum quälen Sie sich so, warum wählten Sie nicht ein anderes Werk?"

„Weil ich nichts anderes kann, wie ausgelöscht alles, bis auf das eine," flüsterte sie, meine Hand ergreifend; „o, es wird mich noch wahnsinnig machen! Vielleicht wird es zu Hause besser, meinen Sie nicht?"

Ihr plötzliches Geständnis erschütterte mich, ich fand kaum die rechten Worte, um ihre Abreise möglichst zu beschleunigen. Den Impresario beruhigte ich durch ein glänzendes Angebot, welches Grazini ihm durch mich machte, damit er seine Tochter freiließe. Ich besorgte ihre Abreise mit dem nächsten Dampfer nach Liverpool mit der „City of Rome". Sie war sichtlich heiterer, voll Hoffnung auf Besserung ihres Zustandes, voll Sehnsucht nach der Heimat.

„Wenn Sie nach Europa zurückkehren, besuchen Sie uns, aber dann nichts mehr von Musik, ich will das Wort vergessen, um dessentwillen ich so viel leiden mußte," sagte sie beim Abschied.

*

Einen Monat darauf kehrte ich wirklich zurück. In Liverpool erkundigte ich mich bei der Gesellschaft nach der Ankunft der City of Rome von Rio Janeiro.

„Glücklich eingelaufen vor vier Wochen!“

„Alles wohl an Bord eingetroffen?“ fragte ich noch oberflächlich.

„Alles wohl!“ entgegnete mürrisch der Clerk, den ich in seiner Arbeit störte.

„Bis auf eine dumme Geschichte!“ rief ein Herr von einem andern Pult herüber. „Doch das interessirt Sie wohl nicht!“

„Bitte, was für eine Geschichte?“

„Eine junge Dame, Virtuosin, glaube ich, ging über Bord während der Fahrt — verrückt gewesen wohl!“

Die Füße wankten mir.

„Der Name der Dame?“

Ich bedurfte seiner nicht mehr, ich fragte mehr konvulsivisch.

„Warten Sie einen Augenblick.“

Er schlug ein schweres Buch nach.

„Signora Angela Biotti, geborene Grazini!“

Ein Gedanke zuckte in mir auf.

„Woher wissen Sie, daß die Dame Virtuosin war?“

„Ich schrieb die Schiffskarte selbst, natürlich ohne diese Bezeichnung.“

Der Mann setzte seine Brille auf und sah mich erstaunt an.

„Der Kapitän, Mister O'Nelly, erzählte mir die Geschichte,“ erwiderte er; „Sie interessiren sich wohl dafür?“

Er sah auf die Uhr, ob er wohl Zeit habe, zu erzählen.

„Nur kurz die Umstände!“ drängte ich.

„Einfach verrückt, weiter gar nichts. Soll auch so ausgesehen haben. Spielte die ganze Nacht Violine, immer dasselbe, alle Passagiere beschwerten sich. Der Kapitän machte ihr davon Mitteilung und ersuchte sie, etwas Rücksicht zu nehmen. Da hörte er kurz darauf mitten in der Nacht ihr Spiel von der Kommandobrücke aus hinten bei der Schraube. Plötzlich hörte es auf, ein Aufschrei, ein Fall ins Wasser. Als er hineilte, war nichts mehr zu sehen und zu hören. Er sah in ihre Koje, sie war leer. Er hatte sich nicht geirrt, sie war über Bord gegangen; eine unangenehme Geschichte gewesen für den Kapitän. Gott bewahre einen vor solchen Passagieren! Man fand einen angefangenen Brief an ihren Vater, einen gewissen Grazini in Florenz, wirres Zeug, aber keine Spur von ihrer Absicht; wir sandten ihn an seine Adresse mit dem Bericht ihres Todes. Mehr weiß ich nicht.“

Er beugte sich wieder über seine Arbeit.

Ich wußte genug. Cesare hatte sie geholt, er fürchtete den verhaßten Vater.

Draußen tobte das Hafenleben. Segler, Dampfer glitten unter fröhlichem Zuruf der Mannschaft dem Crosbykanale zu, hinter dessen weißen Sandbänken die See herüberglitzerte — ein schmaler, glänzender Streif am Horizont — Angela und Cesare Viottis endloses Grab.

Die Oelmühle im Spreewald.

Zwei Erzählungen von

Gerhard von Amyntor

(Dagobert von Gerhardt).

Inhalt: Im Spreewald. — Die Folgen einer Flucht.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Das Gebiet des Spreewaldes besitzt nicht nur seine eigenartig fesselnden Reize für den Touristen, der sich hier in eine ganz in sich abgeschlossene Welt versetzt sieht — es beherbergt auch ein Geschlecht von nicht minder scharf ausgeprägter Eigenart. Welch ein Fund für den Romanschriftsteller, diesen bis heute an seinen Sitten und Gebräuchen festhaltenden Menschenschlag in seiner Heimat aufzusuchen, zu beobachten und dessen Thun und Treiben zum Ausgangspunkt seiner durch die Zaubermacht der Poetenphantasie ergänzten und belebten Darstellungen zu machen! Gerhard von Amyntor hat diese günstigen Vorbedingungen in obigem Buche auf treffliche Art auszunützen verstanden.

Juliane.

Roman von

Richard Voß.

Preis geheftet *M.* 3. —; fein gebunden *M.* 4. —

Zu den ergreifendsten Schöpfungen, die wir Richard Voß zu danken haben, zählt ohne Frage dieses Werk seines von Natur reich begabten Dichtergeistes. Es ist die Geschichte einer Frau, die sich als reiche Erbin von einem Grafen hat kapern lassen, der sie heimführte nicht als das Weib seiner Liebe, wie er vorgab, sondern als die Besitzerin einer reichen Mitgift, deren er für sein ausschweifendes Leben benötigte. So oft dagewesen diese Grundlage des Romans ist, so eigenartig sind die Folgen, die sich daraus in dem Voß'schen Werk ergeben. Hier tritt ganz der tiefgehende, nervös empfindende Seelenmaler in seine Rechte, als den sich Voß von Anfang an und in immer gesteigertem Maß zu erkennen gab.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

